

Inhaltsverzeichnis

Viel mehr als einfach ein weiteres Tschernobyl-Buch.....	3
Stimme für Tschernobyl	4
«Tschernobyl für immer».....	5
Die Nomaden der Nuklearwirtschaft	6
Dioxin ist ein Gift, das bleibt	11
«Es gab wenig Hoffnung, dass alles funktionieren würde».....	12
«Die Farbe meines Körpers war komplett gelb-braun».....	14
«Es ist ein Fehler, auf die Atomindustrie zu setzen».....	15
Schreckliche neue Wörter für ein elfjähriges Mädchen.....	16
In Russland laufen immer noch Tschernobyl-AKW	17
Mit Blut den Kredit für das Eigenheim abgestottert.....	18
«Ich wünsche keinem, so etwas erleben zu müssen»	19
Die belarussische Medientragödie	20
Jetzt ist auch das Baby gestorben	24
Kultur macht schlau – nur den Menschen?	25
Leben und Sterben im indischen Dorf Kotalghosha	26
Leben und Sterben im Dorf Kotalghosha	28
Begegnung mit einem nahen Verwandten	30
Kultur macht schlau - nur den Menschen?	31
Überlebensstrategien für die „Marke Ich“	33
Die vergessenen Opfer	36
Moser: «Elefantendame Sabu hat ein Erziehungsproblem»	38
Schön, überschaubar, menschlich	39
Das tugendhafte Tier.....	40
Das tugendhafte Tier.....	41
Schweizer Hilfsprojekt bedroht Python-Paradies	42
Pater Ernst Waser im Radio	44
Radio-Tipp	45
Das Immunsystem hat kein Musikgehör	46
Der mit den heiligen Kühen Indiens tanzt	47
Tigerschutz wird zur Chefsache	48
Der Glaube an die heilige Kuh.....	50
Kühe in einem indischen Kuh-Asyl	51
Blut- und Gesangsprobe in einem	52
Nach der grossen Flut	53
Sendung spürt der Demokratie nach.....	55
«In zwei Wochen müsst ihr weg sein».....	56
Was bleibt vom Spenden-Tsunami?	58
Tiger vs. Mensch.....	60
Vom Wald in die Slums	62
Vom Wald in die Slums.....	64
Radio Magazin vom 25. April 2009, Seite 58	66
Radio Magazin vom 28. März 2009, Seite 49	67
Radio Magazin vom 14. Februar 2009, Seite 28	68
Radio Magazin vom 17. Januar 2009, Seite 37	69
Radio Magazin vom 3. Januar 2009, Seite 58	70
Radio Magazin vom 27. September 2008, Seite 55.....	71
Radio Magazin vom 13. September 2008, Seite 37.....	72
Radio Magazin vom 5. Juli 2008, Seite 58.....	73
«Den heiligen Tieren geht es dreckig»	74

Radio Magazin vom 19. Januar 2008, Seite 52	76
Radio Magazin vom 5. Januar 2008, Seite 58	77
Ein Wiedlisbacher hilft in Aceh	78
Nach dem Tsunami ist alles anders	80
Zehn Jahre Medienpreis AG/SO	82
Der Medienpreis Aargau/Solothurn feierte sein 10-Jahr-Jubiläum	84
Über den Auftrag hinaus	85
10. Medienpreis Aargau/Solothurn verliehen	86
Gestylt zur Jubiläumsfeier	87
«Wir wollen wissen, wer stärker ist»	88
Ohrenbetäubender Ozean	91
Radio Magazin vom 15. September 2007, Seite 31	93
Wie der Lärm im Ozean die Wale tötet	94
Radio Magazin vom 26. Mai 2007, Seite 37	95

Seite 20

Ausgabe Graubünden Ausland

Buchtip

Viel mehr als einfach ein weiteres Tschernobyl-Buch

«Tschernobyl für immer» ist eine der umfassenden und intelligenten Sammlungen von Texten und Interviews zum Thema Atomkraft. 400 Seiten Atomkritik. Engagiert, aber ohne Schaum vor dem Mund. Fundiert und informativ.

Ende letzten Jahres – der 25. Tschernobyl-Jahrestag war in Sicht – reiste der Schweizer Journalist, Autor, Fotograf und Radiomann Peter Jaeggi nach Weissrussland, um dort Stimmen und Stimmungen für sein neues Buchprojekt über den AKW-GAU von 1986 einzufangen. Anfang April dann erschien der erste von sechs kurzen Textauszügen aus diesem Buch in der «Südostschweiz». Es war mittlerweile kurz vor dem Tschernobyl-Gedenktag – und es war drei Wochen nach dem GAU von Fukushima. Die Zeitungsserie wurde unversehens zweideutig.

Von Fukushima bis Mühleberg

Diesen Monat ist das von Peter Jaeggi herausgegebene Buch unter dem Titel «Tschernobyl für immer» erschienen, und es schlägt den Bogen noch weiter – über Tschernobyl und Fukushima hinaus. Autoren aus Japan, Belgien, Russland, Weissrussland, Österreich, der Schweiz und Deutschland beleuchten unterschiedlichste Aspekte der Atomkraftfrage: Das Innenleben der französischen Atomindustrie kommt ebenso zur Sprache wie der Kernmantel von Mühleberg oder die Vertriebenen von Fukushima; über ein marodes Atommülllager in Deutschland wird berichtet und über die umstrittenen Spätfolgen von Niedrigstrahlung; Thema sind auch Atombombentests in der Südsee, ein sibirisches Open-Air-Zwischenlager für westeuropäischen Atommüll oder im Meer «entsorgte» Atom-U-Boote – und dazwischen wird der Blick immer wieder auf Tschernobyl gerichtet und das Leben in dessen Umgebung 25 Jahre nach dem GAU.

Lesenswert – auch für Befürworter

Schon das Vorwort macht klar: Dieses Buch ergreift Partei in der aktuellen Atomdebatte. Partei gegen eine nach Überzeugung des Herausgebers nicht beherrschbare Technologie. Trotzdem bleibt «Tschernobyl für immer» auf fast allen Seiten nüchtern im Ton. Die Quellen der aufgeführten Zahlen und Fakten sind klar ausgewiesen, und auch Unsicherheiten werden beim Namen genannt. Fazit: eine spannende und lesenswerte Lektüre – auch für Atomkraftbefürworter. (pan)

Peter Jaeggi (Herausgeber): «Tschernobyl für immer – ein nukleares Lesebuch». Lenos-Verlag. 408 Seiten. 34 Franken.

Seite bazab9

international

Neu erschienen

Stimme für Tschernobyl

Von Dominique Burckhardt

Noch ein Buch zu Tschernobyl, ist man versucht zu sagen. Und klar, allein schon mit der Wahl des Themas wird Stellung bezogen. Aus ihrer Abneigung gegen Atomenergie machen Peter Jaeggi und seine Mitautoren von «Tschernobyl für immer» denn auch keinen Hehl. Wie schreibt der französische Nuklearchemiker und Filmemacher Alain de Halleux in seinem Beitrag? «In Sachen Kernenergie gibt es nämlich keine Objektivität. Wer behauptet, er argumentiere neutral, der lügt.»

Da sind wir auch schon mitten in einem der umstrittensten Themen im Zusammenhang mit der Atomkatastrophe von Tschernobyl: bei den Opferzahlen. Laut der Internationalen Atomenergie-Organisation, jenem UNO-Gremium, das die Sicherheit von atomaren Anlagen überwachen und die Herstellung von Atomwaffen verhindern soll, forderte der atomare Unfall 24 direkte Todesopfer; hinzu kamen 4000, die an Schilddrüsenkrebs erkrankten. Die atomkritische Umweltorganisation Greenpeace hingegen spricht von Millionen Opfern. «Geht man das Thema Atomenergie an», schreibt Halleux, «muss man zugeben, dass man eine Welt des Unsichtbaren, der Wahrscheinlichkeiten, der Unsicherheiten betritt.»

Augenzeugen sprechen

Sehr real dagegen wirken die Augenzeugen von Tschernobyl – Umgesiedelte, ehemalige Schüler, Wissenschaftler, Liquidatoren –, denen in dem eben erschienenen Sammelband eine Stimme verliehen wird. Die Porträts von Weissrussinnen und Weissrussen, deren Heimat von der Katastrophe im ukrainischen Tschernobyl am stärksten getroffen wurde, gehen unter die Haut. Überraschend, aber nicht weniger erschreckend ist das Kapitel über Moldawien. Erst 2007 wurde in diesem kleinen Staat über die Katastrophe von 1986 zu diskutieren begonnen. Zuvor hatte die Obrigkeit die Bevölkerung jahrzehntelang angelogen über die Bedrohung, die vom Atomunfall in der benachbarten Ukraine ausging. Auch, wo die Atomwolke, die über Europa zog, die Schweiz streifte, liest man nochmals nach.

So aktuell wie möglich

Doch das Buch reicht viel weiter als Tschernobyl. Geplant vor der Katastrophe im japanischen Fukushima in diesem März, bezieht es diese mit ein. «Tschernobyl für immer. Von den Atombombenversuchen im Pazifik bis zum Super-GAU in Fukushima» darf zu Recht für sich beanspruchen, auf dem aktuellen Stand der Ereignisse zu sein. Der Zusatz im Titel,

«Ein nukleares Lesebuch», verdeutlicht, dass der Sammelband keine wissenschaftliche Abhandlung sein will. Aktuelle Daten über bestehende und geplante Atomanlagen, zu in den Meeren verkehrenden, atomar angetriebenen oder mit Atomwaffen bestückten Schiffen sind eine interessante Ergänzung. Praktisch ist auch ein sogenanntes «Atom-Abc», in dem häufig verwendete Begriffe verständlich erklärt werden. Infografiken und ein ausführliches Literaturverzeichnis runden den Band ab.

Manchmal möchte man «am liebsten die Arme um den Kopf schlingen, sich die Augen und Ohren zuhalten, sich verkriechen in eine Grube, eine Höhle, in eine Erdspalte». So beschrieb der weissrussische Schriftsteller Boris Petrowitsch seine Gefühle unmittelbar nach Tschernobyl. Heute, gut 25 Jahre nach der Katastrophe, glaubt der weissrussische Philosoph Valentin Akudowitsch rechtfertigen zu müssen, warum sich viele seiner Landsleute nicht gerne an Tschernobyl erinnern: «Indem sie diese erneute Katastrophe rasch vergessen, machten sie den Weg frei für neues Leben im Todesgebiet.»

Peter Jaeggi

Tschernobyl für immer. Von den Atombombenversuchen im Pazifik bis zum Super-GAU in Fukushima. Ein nukleares Lesebuch.

Lenos Verlag, 2011, 408 Seiten, 34 Fr.

Ausgaben-Nr. 37; Seite 2

Schweiz

hausmitteilungen

«Tschernobyl für immer»

Im Beitezt zum Artikel «Die Nomaden der Nuklearwirtschaft» über die französischen AKW-Arbeiter ging die Information verloren, dass WOZ-Redaktionsleiterin Susan Boos Mitautorin des von Peter Jaeggi herausgegebenen Buchs «Tschernobyl für immer» ist - was hiermit nachgeholt wäre.

Ausgaben-Nr. 36; Seite 15

Thema

AKW-Arbeiter

Die Nomaden der Nuklearwirtschaft

Eigentlich lieben sie ihre Arbeit und wollen alles tun, damit die AKWs sicher sind. Doch die Männer, die während der Revisionsarbeiten von Atomkraftwerk zu Atomkraftwerk ziehen, geraten bei ihrer gefährlichen Arbeit immer mehr unter Druck. Der belgische Filmemacher und Nuklearchemiker Alain de Halleux hat die Geschichten französischer AKW-Arbeiter aufgezeichnet.

Von Alain de Halleux (Text) und Vincent Capman (Fotos)
Ein AKW ist erst mal eine gigantische Klempnerei. Kilometer von Rohren verflechten sich auf einer Oberfläche so gross wie ein Fussballfeld. Alle achtzehn Monate müssen die Brennelemente ausgewechselt werden. Da dabei der Block abgestellt ist, kann er gewartet werden. Dabei müssen sämtliche Teile überprüft werden, die hohen Temperaturen, starkem Druck und speziell der Radioaktivität ausgesetzt sind, die die Korrosion beschleunigt.

Die Arbeit, die hier anfällt, ist kolossal. So greifen die AKWs jeweils auf externe Kräfte zurück, auf Unterhaltsfirmen. Dort sind die verschiedensten Berufe vertreten: Mechaniker, Elektriker, Kesselschmiede, Armaturentechniker. Zur Seite stehen ihnen Strahlenschutzspezialisten, und man trifft auch auf die Spezialisten für Dekontamination. Ihre Aufgabe ist es, jene Bereiche zu dekontaminieren, in denen nachher die Arbeiter mit den verschiedenen Handwerksberufen tätig sind. Wenn es die Umgebung verlangt, tragen sie «Mururoa»-dichte Kombinationsanzüge, mit sauberer Luft gefüllt. Andere Arbeiter legen Bleidecken über die Rohre, um die Strahlung zu begrenzen.

Eine der gefährlichsten Tätigkeiten üben die Wärme-dämmer aus. Die Aufgabe dieser Männer ist es, die Isolationen an den Rohren zu ersetzen. Die Techniker, die die radioaktiven Teile der Anlage überprüfen müssen, bekommen gleich zweimal etwas ab: nicht nur die allgemeine Radioaktivität an den Örtlichkeiten, sondern auch noch jene aus den Kobaltquellen, die zum Einsatz kommen, um an Leitungen Radioskopien vorzunehmen, um festzustellen, was repariert werden muss. Kurz: Die Arbeit in einem AKW unterscheidet sich kaum von der Arbeit in der Petrochemie oder einer anderen Schwerindustrie, ausser eben: dass sie in einer radioaktiven Umgebung stattfindet.

Um den Kontrollbereich zu betreten, jene Zonen, wo ionisierende Strahlung vorhanden ist, brauchen die Arbeiter eine spezielle Bewilligung und werden mit Kontrollgeräten ausgerüstet. Das Dosimeter misst die tägliche, ein Film dosimeter die monatliche Dosis, die sie abbekommen. Mitarbeiter des Strahlenschutzes überwachen die

Radioaktivität und sorgen dafür, dass die auf dem Gelände geltenden Regeln beachtet werden.

Einer von ihnen erklärt uns: «Man muss zwischen Strahlung und Kontamination unterscheiden. Man spricht von Strahlung, wenn ein Arbeiter mit einer radioaktiven Quelle konfrontiert wird. Die Gefahr verschwindet, wenn er sich von der Quelle entfernt. Von Kontamination spricht man, wenn radioaktiver Staub die Haut des Arbeiters verseucht oder solcher Staub von ihm eingeatmet oder eingenommen wird. Das ist gravierend, weil radioaktiver Staub im Körper weiterstrahlt.»

Unter der Führung der Internationalen Atomenergieorganisation (IAEO) haben die Kontrollbehörden Grenzwerte festgelegt. Michel Lallier, Exchemiker in Chinon: «Diese Norm ist aufgrund der Erkenntnisse aus Hiroshima und Nagasaki vereinbart worden. Man untersuchte die Überlebenden der Atombombenabwürfe und leitete aus dem Ergebnis ab: Wenn jeder Beschäftigte über vierzig Jahre hinweg 20 Millisievert (mSv) pro Jahr abbekommt, also 800 mSv, kommt es bei zusätzlich vier bis fünf Prozent zu einer Krebserkrankung. Im Prinzip heisst das, dass man diese vier bis fünf Prozent als «gesellschaftlich tolerierbar» betrachtet. Die Norm beruht also nicht einfach auf Expertenwissen, sondern enthält auch eine gesellschaftliche Bewertung. Diese Norm gibt nur einen Grenzwert an, den man nicht überschreiten darf, bedeutet aber nicht, dass es, wenn sie eingehalten wird, keine Gefahr gäbe.» In ganz Europa sind die Arbeitgeber gesetzlich verpflichtet, diese Norm einzuhalten. Ein notwendiges Arbeitsinstrument ist für sie also das Dosimeter der Arbeiter.

Der Fluch der Subunternehmen

Philippe Billard ist Strahlenschutzexperte. Zurzeit ist er von Entlassung bedroht, weil er Missstände aufdeckte. Er verlangt eine stärkere Berücksichtigung der Krankenakten, die übrigens häufig unsorgfältig geführt werden. Die Schwierigkeiten mit der zulässigen Strahlendosis haben die AKW-Betreiber dazu bewogen, mit Subunternehmern zusammenzuarbeiten. Billard sagt:

«Die Strahlendosis macht den Arbeitgebern Probleme, denn sie nimmt sie in die Verantwortung. Also haben sie ein System aufgezo-gen, mit dem sie die Spuren verwischen können. Ich habe selbst für zwei Subunternehmen gearbeitet. Musste ich eines Tages einen Krebsfall melden, so hatte ich mich an eine Firma zu wenden, die unterdessen in Konkurs gegangen war. Seit sie grossen Konzernen gehören, versuchen die Subunternehmen wie auch die Électricité de France (EDF)

sich aus der Affäre zu ziehen. In Frankreich gibt es vier grosse Konzerne: GDF-Suez, Spie, Onet und Areva. Diese arrangieren sich untereinander, sodass wir jedes Mal, wenn wir diesen Markt hinterfragen, vom einen zum andern weitergereicht werden. Sie mischen die Karten immer wieder neu. Das Subunternehmertum ist somit selbst ein Risiko.»

Gerade das hat Pierre Lambert erlebt. 1988 ist er Froschmann bei der belgischen Taucherfirma Atlas Diving, die ein paar Jahre später selbst untergehen wird. Er hat einen Einsatz im Brennelementbecken des AKWs Chooz, um den Durchgang zu befestigen, der Becken und Reaktor verbindet. Dabei wird er mit Kobalt verseucht. Nach der medizinischen Untersuchung spricht die AKW-Werksärztin folgende Warnung aus: «Es besteht ein Risiko, dass Sie in einigen Jahren Leukämie bekommen.»

2003, als er in Afrika arbeitet, erkrankt Pierre wie angekündigt an Leukämie. Nach einer Leidenszeit von anderthalb Jahren hat er die Krankheit überwunden. Nun möchte er gegen die EDF vorgehen. Seine Krankenakte ist aus den EDF-Archiven verschwunden. Glücklicherweise kann Pierre für seinen Auftrag im AKW Beweise erbringen. Sein Anwalt schreibt der EDF. Und dann: «Was für eine Überraschung! Ich erhalte ein Schreiben des Anwalts der EDF Assurances, das besagt, dass die zivilrechtliche Haftung bei Nuklearfällen von Regeln bestimmt wird, die von den allgemeinen zivilrechtlichen Haftungsregeln abweichen. Gemäss Artikel 15 des Gesetzes aus dem Jahr 1968 verjähren Ansprüche auf Schadenersatz nach zehn Jahren!»

«Heute geht es nur noch ums Geld»

Man will die Lebenszeiten der AKWs verlängern, doch diese werden mit zunehmendem Alter immer stärker verseucht. Immer mehr Radioaktivität sammelt sich in den Kreisläufen und im Metall der Rohre des Primärkreislaufs an. In den Schutzmänteln, die den radioaktiven Brennstoff unter Verschluss halten sollen, kommt es zu Rissen, es werden Alphateilchen freigesetzt. Diese höchst kontaminierenden Teilchen sind noch schwieriger erkennbar als Gammastrahlen, denn die Dosimeter zeigen sie nicht an.

In den Umkleieräumen, wo die Arbeiter ihre Jeans ablegen und in ihren weissen Schutzanzug schlüpfen, wird heftig diskutiert. Da wird gemeckert und geschimpft. Jahrelang haben sie geschwiegen und ihren Arbeitsplatz verteidigt, anders als ihre Vorgänger in den Minen, aber um den Preis, von der Geschichte vergessen zu werden. Heute nun treten sie aus dem Schatten heraus. Etwas Wichtiges ist geschehen und hat die Situation verändert.

Serge Serre, Führungskraft einer Gesellschaft für Nuklear-logistik, sitzt mit seinen beiden Freunden José und Michel vom AKW Cruas zusammen. Sie diskutieren:

«Früher freute man sich, zur Arbeit zu gehen, und wenn man sie erledigt hatte, war man stolz auf das Geleistete. Die Stimmung war ausgezeichnet. Heute ist es nicht mehr so. Man

könnte sagen: Es wird alles unternommen, uns die Lust an der Arbeit zu verderben.»

«Genau. Wenn ich auf dem Weg zum AKW war, schaute ich, ob die Kühltürme dampften. Wenn nicht, sagte ich mir: Oha, da ist ein Block ausgefallen. Bevor ich den Kontrollraum betrat, machte ich jeweils einen kleinen Rundgang, um das Brummen und Vibrieren der Maschinen zu hören. Ich brauchte das, um zu wissen, wie es um den Reaktor stand.»

«Heute geht es nur noch ums Geld. Ich bin mir nicht sicher, ob man alles tut, damit die Jungs, die da schufteten, ihre Maschine gernhaben können.»

Zu einer rapiden Verschlechterung des Klimas kam es 1996, als eine erste europäische Richtlinie die Büchse der Pandora öffnete: mit der Liberalisierung des Energiemarktes in der gesamten EU. Der Liberalismus hatte das ökonomische und soziale Leben schon geprägt, bevor Margaret Thatcher britische Premierministerin wurde, doch 1996 kommt es zu einer entscheidenden Wende. Man wirft die letzten Regulierungs- und Kontrollinstrumente über Bord. Die AKWs werden teilweise privatisiert und entziehen sich somit künftigen allzu neugierigen Blicken von PolitikerInnen und BürgerInnen.

Laut Michel Lallier, dem Gewerkschaftsvertreter des AKW Chinon an der Loire, ist der Anteil der beschäftigten Subunternehmen von zwanzig Prozent in den 1990er-Jahren auf heute über achtzig Prozent angestiegen. Viele Arbeiter müssen von AKW zu AKW ziehen. Man nennt sie die «Nomaden der Nuklear-wirtschaft». Diese Subunternehmensstruktur hat nicht nur unzulässige soziale Konsequenzen für die Arbeiter selbst, sondern wirft auch bezüglich der Sicherheit und Langlebigkeit der Einrichtungen Fragen auf.

Michel Lallier sagt: «Die Subunternehmensstruktur führt nicht nur zu einer Verlagerung der Verantwortung, sondern auch zu einem Wissensverlust. EDF-Angestellte, die in Pension gehen, werden heute durch neue EDF-Angestellte ersetzt, die selbst nicht mit den konkreten Arbeitsabläufen vertraut sind, aber Leute kontrollieren sollen, die sich auskennen. Und so sagen sich viele Arbeitnehmer bei den Subunternehmen: Was soll dieser Kerl, der mich kontrollieren will, aber nichts von der Sache versteht?»

Die Arbeit des klassischen AKW-Arbeiters geht zunehmend an einen Nomaden über, der von aussen kommt, nach der Erledigung seines Auftrags wieder geht und nur sehr wenig konkret abrufbares Wissen über das betreffende AKW mitnimmt. Anders gesagt: Das kollektive Wissen über ein AKW verliert sich in der weiten Landschaft. Niemand hat mehr einen Gesamtüberblick über die Lage in einem AKW, das dem Alzheimer anheimfällt. Annie Thébaud-Mony, Arbeitssoziologin an der Universität Paris 13, teilt diese Ansicht und betont, dass eine solche Organisation der Arbeit die ganze Verantwortung dem einzelnen Arbeiter zuschiebt:

«Wenn man den Arbeiter selbst unterschreiben lässt, dass er seine Aufgabe gemäss den geltenden Regeln erfüllt und erledigt hat, bedeutet das, dass man die Verantwortung an ihn delegiert. Das heisst auch: Wenn es eines Tages zu einem Problem kommt, schaut man auf der Liste nach, wer zu jenem Zeitpunkt gerade im Einsatz war. Der, der unterschrieben hat, ist dann auch verantwortlich. So verschwindet gleichsam alles hinter einer administrativen Bestätigung von Unterhaltsarbeiten, vorgenommen von Arbeitskräften, die nachher europaweit über alle Berge verschwunden sind. Ein unglaublicher Vorgang.»

«Keine besonderen Vorkommnisse»

Besonders erbaulich ist in diesem Zusammenhang die Geschichte von Christian Ugolini. Der heutige Filmemacher arbeitete früher für ein Subunternehmen und war noch bis vor drei Jahren Strahleninspektor, bis seine Mitwirkung an einem Film des TV-Senders Canal+ zu seiner Entlassung führte. Seine Arbeit bestand darin, die Schweissnähte an den Ventilen der Leitungen und Rohre mit radioaktiven Kobaltquellen zu überprüfen. Er zeigt uns die Aufnahmen, die er heimlich im Reaktorbecken gemacht hat. Dann erzählt er:

«Man betraut dich mit einer Arbeit in einem Bereich, der für die Sicherheit höchst relevant ist. Aber gleichzeitig verlangt man von dir, dass du deinen Prüfungsrapport mit RAS (die Abkürzung für «rien à signaler» - keine besondere Vorkommnisse) unterschreibst, auch wenn es Defekte gibt. Ich kann das bezeugen, denn es ist mir passiert, und man hat mich unter Druck gesetzt. Doch was heisst hier Druck? Ich befinde mich auf einer Baustelle im Innern des Reaktorgebäudes, im Herzstück, wo es grosse Ventile gibt, die völlig verrotten sind. Es stinkt nach Tod, da wimmelt es nur so von Becquerel und allem, was du willst, da strahlt es vor sich hin, dass es nur so zum Kotzen ist. Du bist verpflichtet, einen Mururooanzug zu tragen. Ich entdecke also, dass da ein Riss sein könnte, und sage: Scheisse! Die Armaturentechniker stehen alle daneben und warten, bis ich fertig bin, damit sie nach Hause können; es ist fünf Uhr abends. Ich wiederhole die Kontrolle und kassiere also nochmals eine Dosis. Ich sage den Armaturentechnikern: Geht nicht, wir können den Rapport nicht unterschreiben. Sie spinnen wohl!, heisst es dann, das ist kein Riss! - So nicht, meine Lieben, wir sind Profis und können feststellen, ob es sich um einen Riss oder einen Kratzer handelt; der Sachverhalt ist klar, es wird nicht unterschrieben. - Aber wir müssen zurück, unsere Chefs brüllen uns sonst an; wir sind angehalten, zügig zu arbeiten, es warten weitere Aufträge, wir haben kein Ersatzmaterial hier, und wenn Sie einen Riss melden, wissen Sie genau, dass man uns dann heisst, denselben Hahn wieder zu montieren, oder? - Auch wir sind verpflichtet, unsere Chefs zu benachrichtigen, die dann verlangen, dass wir die Kontrolle unter ihren Augen wiederholen. Der Chef, der über die Abschaltung des Blocks bestimmt, hört so was nicht gerne und kommt dann auch hinzu. Über Stunden haben wir die Kontrolle dann vier- bis fünfmal wiederholt, dabei habe ich nochmals die vier- bis

fünffache Dosis abbekommen, während alle einen Indianertanz aufführen und sagen: Ihr seid übereifrig, es gibt keinen Defekt. In solchen Situationen gibt es immer welche wie mich, die hartnäckig bleiben und sagen: Nein, ich unterschreibe den Rapport nicht! Obwohl ich weiss, dass die nächste Prüfung ein anderer macht und den Rapport unterzeichnet. Aber es gibt eben Leute wie mich, die ihren Job tun. Ob du nun zu denen gehörst, die bereitwillig unterschreiben oder nicht, alle wissen, dass es hier überall gigantische Probleme gibt; alle Arbeiter wissen, was für ein Saustall da herrscht und dass es so nicht mehr weitergehen kann. In den Umkleide-räumen triffst du auf Arbeiter, die echt sagen, es brauche mal ein Tschernobyl in Frankreich, damit man wieder auf korrekte Art arbeiten könne. Bist du dir bewusst, was das bedeutet?»)»

Wer sich wehrt, wird entlassen

Serge Serre war Vorgesetzter bei Cime, einer Unterhaltsgesellschaft der EDF. Er wurde entlassen. Serres Schuld war, dass er schwere Störfälle gemeldet hatte: «Mehrere Male war es bei meiner unterbesetzten Equipe zu Unfällen gekommen. Da ich mich für meine Männer verantwortlich fühlte, habe ich die Direktion wiederholt darauf aufmerksam gemacht. Meine Schreiben wurden nicht beantwortet. Ich entschied mich, bei den Kontroll-behörden offiziell vorstellig zu werden. Ich leitete also ein Verfahren ein, das ausdrücklich geschaffen wurde, damit die Arbeiter jede Art von Störfall melden können. Mein Anliegen wurde registriert und als «gut begründet» bezeichnet. Die Kontroll-behörde führte eine Untersuchung durch. Wenige Wochen später bekam ich das Entlassungsschreiben. Begründung: «schwerwiegendes Fehlverhalten». Man warf mir auch «zweideutiges Verhalten» vor, eine vage Formulierung, die meine Chefs nie näher erklärten. Ich begriff nicht, was los war. Diesen Schlag ins Gesicht hatte ich echt nicht erwartet. Ich hatte das getan, um Verbesserungen zu erreichen, und gemäss dem Pflichtenheft gehandelt, damit wir unsere Arbeit im Auftrag der EDF korrekt ausführen können. Ich habe drei Kinder. Meine Frau arbeitet immer noch im AKW. Sie war Vorgesetzte wie ich, aber nachdem ich Alarm geschlagen hatte, wurde sie gemobbt. Man hat sie degradiert und entzieht ihr Verantwortung. Wir waren eben erst von Bugey hierhergezogen, weil meinem Unternehmen der Vertrag mit dem AKW Bugey gekündigt worden war, und ich hatte hier in der Nähe von Cruas ein Haus gekauft und wollte mich da einrichten. Jetzt weiss ich nicht, wie ich das finanziell bewältigen soll. Meine Zukunft? Keine Ahnung. Ich fühlte mich wohl bei der Atomindustrie. Ich mochte meine Arbeit. Ich bewerbe mich, aber nach 22 Jahren in der Nuklearwirtschaft bin ich ausgebrannt und habe keine Ahnung, was ich sonst noch tun könnte. - Ob sich was ändern wird? Es muss, denn so kann es nicht weitergehen. Ich wage gar nicht, daran zu denken, wohin das führen könnte. Man muss darüber reden! Die Medien müssen sich endlich auch mit uns beschäftigen, denn die berühmte Transparenz der EDF ist eine Einbahnstrasse.»

Jean-Luc Lacroix arbeitet im AKW Cruas:

«Es war vor zehn Jahren, da war ich noch jung und schön (er lacht). Mein Chef fordert mich auf, den Betonbunker zu betreten, der den Reaktor umgibt. Der Reaktor war natürlich stillgelegt, sonst wäre ich jetzt nicht mehr da und könnte das nicht mehr erzählen. Ich sollte an einem Spotlicht unten an der Wanne die Kabel verschieben, in die eine Türe einschnitt. Ich gehe hinein, packe den Spot und verschiebe ihn, als mein Dosimeter plötzlich Alarm schlägt. Ich verlasse den Raum schleunigstens. 340 Millisievert, das bedeutet ein Drittel der Dosis, der ich im Verlauf meiner ganzen Karriere überhaupt ausgesetzt sein darf. Ich informiere meinen Chef, und der sagt: «Scheisse, ich habe vergessen, dass es da Kobaltstrahlung gibt! Gib mir dein Dosimeter und deinen Film aus dem Filmdosimeter, ich schicke sie sofort ins Labor.» Naiv wie ich bin, glaube ich ihm. Ich habe noch Vertrauen in die Hierarchie. Ich bin aber dennoch beunruhigt und will am nächsten Tag wissen, ob ich nicht untersucht werden muss. Ich erkundige mich beim Chef nach den Ergebnissen aus dem Labor. Da sagt er mir: «Es gibt keine, das Zeug ging irgendwo unterwegs verloren.» An den folgenden Tagen fragt mich die Direktion, was ich mit meinem Dosimeter und dem Film gemacht habe. Sie glauben mir meine Geschichte nicht. Sie sind überzeugt, dass ich sie bescheissen wollte. Wenn du in einem AKW eine zu hohe Dosis abbekommst, bist du immer selbst schuld, und man herrscht dich an, denn dann müssen Rapporte gemacht werden, und das ist nicht gut für die Statistik ... Kurz: Über Wochen und Monate hat man mich gemobbt. An einem bestimmten Tag wurde es mir zu viel. Ich packte einen Amboss, befestigte ihn an meinem Fuss und sprang in die Rhone. Was dann passierte, weiss ich nicht mehr. Der Überlebensinstinkt. Es gelang mir, den Amboss loszumachen, obwohl ich ihn gut befestigt hatte, und wieder aufzutauchen. Seither kämpfe ich für die Würde der Arbeiter, dass man ihnen gegenüber Respekt zeigt. Ich kämpfe für dieses verdammte AKW, an das ich glaube. Denn es ist möglich, Atom-energie zu erzeugen und auf den Menschen Rücksicht zu nehmen. Ich war in einer EDF-Schule, mein Vater war bei der EDF. Wir sind es, die dieses Unternehmen ausmachen, nicht die Aktionäre!»

Ein Selbstmord und ein Fastunfall

Patrick ist fünfzig Jahre alt und trägt seine langen weissen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden. Seiner Meinung nach sind wir in einem Zug unterwegs, der mit Volldampf fährt, den der Lokführer aber klammheimlich verlassen hat. Vor etwas mehr als einem Jahr hat sein bester Freund, der wie er selbst bei der AKW-Steuerung tätig war, Selbstmord begangen. Als Patrick davon erfuhr, wurde er wütend. Er und seine Gewerkschaftskollegen beschlossen, die Leistung herunterzufahren, also den Reaktor, und damit auch die Stromproduktion zu verlangsamen. Patrick sass in der Befehlszentrale. An diesem Tag war er der Einzige, der ermächtigt war, am Schaltpult zu wirken. Aus Wut fuhr er die Leistung etwas zu schnell herunter. Der Reaktor geriet

während 9 Minuten und 46 Sekunden ausser Kontrolle, was einen europäischen Rekord darstellt. In der Befehlszentrale stieg die Nervosität. Die Direktion und die Ingenieure standen um ihn herum, setzten ihn unter Druck, wieder Vernunft anzunehmen. Schliesslich gab er nach, denn die Situation wurde gefährlich. Darauf kam es zu einer Untersuchung des Vorfalles, und Patrick fiel in eine schwere Depression.

Dekontaminationsfachmann Philippe Billard fügt hinzu:

«Man spricht zurzeit viel über die Selbstmordfälle in Chinon, aber solche gibt es auch bei den Subunternehmen, nur hört man davon weniger. In Paluel zum Beispiel gab es dreizehn Suizide, darunter war auch mein Kollege Dédé, der sich in seinem Auto von einer Klippe stürzte. Wenn man nicht mehr auf die Stimmen und Ratschläge jener hört, die die Arbeit konkret bewältigen, fährt man die Karre gegen die Wand. Vergessen wir nicht: Wenn wir heute über sichere AKW verfügen, dann gewiss nicht dank unserer Arbeitgeber, sondern dank der Beschäftigten, die da arbeiten, deren Bedeutung in Sachen Sicherheit aber nur noch als zweit- oder dritrangig erachtet wird. Sie aber sind für die Betriebsicherheit entscheidend. Wenn man sich dessen nicht bewusst ist und nicht auf Verbesserungsvorschläge dieser Akteure hört, fährt man direkt in die Wand.»

Zwei Jahre lang habe ich solche Geschichten von den unsichtbaren AKW-Arbeitern gehört, in Schweden, England, Belgien, Frankreich. Überall war die Situation dieselbe. Kürzlich beschrieb ein Internetartikel der Zeitung «Le Temps» die Lage in der Schweiz. Auch die Helvetier sind keine Ausnahme von der Regel! Denn im Fall eines nuklearen Unfalls kommen auch da Subunternehmen zum Einsatz wie heute in Japan.

Aus dem Französischen von Peter Burri.

«Tschernobyl für immer»

Der Belgier Alain de Halleux (Jahrgang 57) studierte zuerst Nuklearchemie und liess sich danach zum Filmmacher ausbilden. Seit Jahren beschäftigt er sich aber weiter mit dem Thema Atomtechnik, 2009 drehte er den Dokumentarfilm «RNS - Alles im Griff?» über Nukleararbeiter in Frankreich und Belgien. Der hier abgedruckte Text ist ein gekürzter Beitrag aus dem Buch «Tschernobyl für immer - von Atombombenversuchen im Pazifik bis zum Super-GAU in Fukushima», das dieser Tage erscheint. Das Buch enthält Texte über die Folgen von Tschernobyl, aber auch über die AKW-Debatte in der Schweiz und die Reaktorkatastrophe von Fukushima. Herausgeber und Mitautor des Buches ist der Schweizer Journalist Peter Jaeggi.

Peter Jaeggi (Hrsg.): «Tschernobyl für immer - von Atombombenversuchen im Pazifik bis zum Super-GAU in Fukushima». Lenos Verlag. Basel 2011. 408 Seiten. 34 Franken.

Zu den Fotos: Der Franzose Vincent Capman hat sich auf Fotoreportagen spezialisiert. Ende 2008 und Anfang 2009 hat

er in den französischen Atomkraftwerken Cattenom an der französisch-saarländischen Grenze sowie in Paluel am Ärmelkanal fotografiert. Seine Bilder zeigen die angebliche Normalität im Ausnahmezustand.

Seite bazab30

stadt

Dioxin ist ein Gift, das bleibt

Der Vietnamkrieg fordert auch 36 Jahre nach seinem Ende noch Opfer

Miriam Glass

Wie viele Menschen in Vietnam und den USA heute noch an den Folgen des Einsatzes von Agent Orange leiden, ist unklar. Klar ist aber, dass Teile Vietnams noch immer von Dioxin verseucht sind.

Vor 40 Jahren, vier Jahre vor Ende des Vietnamkriegs, stoppten die Amerikaner den Einsatz von Entlaubungsmitteln. Doch bis zu diesem Zeitpunkt waren rund 80 Millionen Liter Herbizide über das Land gesprüht worden, um die Wälder zu entlauben und Ernten zu zerstören. Gut die Hälfte der gesprühten Chemikalien war Agent Orange, ein Gift, das seinen Namen von dem orangen Streifen auf den Fässern hat, in denen es gelagert wurde. Gemäss der amerikanischen Wissenschaftlerin Jeanne Mager Stellman waren zwischen 2,1 und 4,8 Millionen Menschen dem Gift ausgesetzt, die Vereinigung der Agent-Orange-Opfer in Vietnam (Vava) nimmt an, dass es weit mehr waren.

Ein Bestandteil von Agent Orange ist der hochgiftige Stoff Dioxin. Dioxin wird nur sehr langsam abgebaut, zu hohe Dosen sind gesundheitsschädlich. Der Kontakt mit Agent Orange kann verschiedene Krebsarten auslösen oder begünstigen und es wurden Zusammenhänge zu zahlreichen weiteren Krankheiten festgestellt, darunter Diabetes Typ 2, die Hautkrankheit Chlorakne und Spina Bifida, eine vorgeburtliche Schädigung von Föten. Nach dem Krieg kamen mehr Kinder mit Fehlbildungen zur Welt als davor, viele davon mit fehlenden Gliedmassen, ohne Augen oder mit schweren geistigen Behinderungen.

Vergiftete Fische. In Vietnam gibt es mehrere sogenannte Hot Spots, wo die Dioxinkonzentrationen um ein Vielfaches höher sind als der von der Weltgesundheitsorganisation WHO festgelegte Grenzwert. Noch immer nehmen Menschen in diesen Regionen das Dioxin über die Nahrung auf. Vergangenen November ergab eine Studie auf dem ehemaligen Luftwaffenstützpunkt Bien Hoa in Südvietnam, dass die Dioxinmengen in Fisch dort rund 200-mal höher sind als der in Kanada zulässige Grenzwert. Der Fisch wurde bisher von den Bewohnern konsumiert.

Auch ohne weitere Aufnahme von Dioxin über die Nahrung kann es bis heute Auswirkungen haben. Ein Sprecher der Vava sagt: «Wir wissen inzwischen, dass Dioxin wie ein menschliches Hormon agiert. Es dockt schon vor den übrigen Hormonen an Rezeptoren der Zellen sich entwickelnder Föten an und bringt die Zellen dazu, sich abnormal zu entwickeln.»

So kommt es, dass 36 Jahre nach Kriegsende noch immer Kinder mit Fehlbildungen geboren werden, die auf Agent

Orange zurückzuführen sind. Wie viele es genau sind, ist nicht erhoben. Klar ist aber, dass der Krieg auch für die dritte Nachkriegsgeneration präsent bleibt.

Mehr zum Thema: Peter Jaeggi (Hrsg.): «Als mein Kind geboren wurde, war ich sehr traurig», mit Fotos von Roland Schmid. Lenos Verlag, Basel, ca. Fr. 32.90

Seite 20

Ausgabe Graubünden Ausland

«Es gab wenig Hoffnung, dass alles funktionieren würde»

Es gibt keine sicheren Atomkraftwerke, sagt Vladimir Kutznetsov. Und der in Moskau tätige Kernphysiker gibt zu bedenken, dass in Russland noch immer elf Reaktoren des Tschernobyl-Typs im Einsatz stehen.

Von Peter Jaeggi*

Jahrelang arbeitete Vladimir Kutznetsov im Reaktor Nummer 3 in Tschernobyl als leitender Ingenieur. Ende 1985, nur einige Monate vor der verhängnisvollen Katastrophe im Nachbarreaktor Nummer 4, wechselte er in die wissenschaftliche Forschung. In der ehemaligen Sowjetunion verfügte er aus Sicherheitsgründen gemeinsam mit seinen Kollegen die Schliessung eines Viertels der damals 53 atomar betriebenen Objekte auf Moskauer Stadtgebiet. Diese Säuberungsaktion wurde von der Regierung nicht goutiert und Vladimir Kutznetsov wurde entlassen.

Herr Kutznetsov, Sie arbeiteten bis wenige Monate vor der grossen Katastrophe im Reaktorblock Nummer 3 in Tschernobyl. Der gleiche Reaktortyp explodierte nebenan im April 1986. Wussten Sie damals nicht, dass dieser Reaktor des Typs RBMK einmal gefährlich werden könnte?

Vladimir Kutznetsov: Warum sollte ich das nicht gewusst haben? Natürlich wusste ich das. Es gab nämlich von Anfang an wenig Hoffnung, dass alles einwandfrei funktionieren würde. Damals wurde auch vieles verschwiegen. Zum Beispiel erfuhren wir nichts über den Unfall, der sich 1975 im Atomkraftwerk Leningrad ereignet hatte.

Wenn Sie es gewusst haben: Hatten Sie sich irgendwie bemüht, das Werk zu schliessen oder Sicherheitsvorschriften zu verschärfen?

Ein AKW zu schliessen, war unter damaligen Bedingungen eine irrealer Geschichte. Zudem lag es nicht in meinem Kompetenzbereich. Dafür war nämlich das Zentralkomitee der Partei zuständig. Schon vor der Katastrophe von 1986 gab es mehrere Leute, die der Führung des Landes mitgeteilt hatten, dass dieser Typ Reaktor un sicher sei.

Von diesem Typ gibt es ja immer noch Reaktoren, die in Betrieb sind ...

Von den 33 Atomkraftwerken, die heute in der Russischen Föderation laufen, sind es noch elf, die mit dem Typ RBMK arbeiten, also mit dem Tschernobyl-Typ.

Weshalb sind diese Werke noch in Betrieb, wenn man doch weiss, dass sie gefährlich sind?

2003 wurde der erste Reaktor des Atomkraftwerks Leningrad bei St. Petersburg in Betrieb genommen. Ein Reaktor des Typs Tschernobyl. Damals haben meine Kollegen und ich einen Brief an den Präsidenten Russlands geschrieben, damals war

es Putin. Mit dem Hinweis, dass dieser Reaktor nicht weiter benutzt werden dürfe. Als Antwort erhielten wir nur billige Ausreden. Dann wandten wir uns an das höchste Gericht der Russischen Föderation mit der Forderung, dass dieser Reaktor abgestellt werden muss. Gemäss einem Erlass von 1985 können Entscheidungen zur Weiternutzung von Atomkraftwerken und zu deren Schliessung allein durch den Präsidenten getroffen werden.

«Als Antwort erhielten wir nur billige Ausreden»

Die Entscheidung liegt also in einer einzigen Hand?

Ja.

Wie gefährlich sind diese elf Reaktoren für Russland und die Welt?

Nachdem wir eine Absage des Präsidenten erhalten hatten und auch der höchste Gerichtshof Russlands das Thema nicht behandeln wollte, schickten wir eine Anzeige an den Europäischen Gerichtshof in Strassburg. Aber auch dort wollte man das Thema nicht behandeln. Dann kam es zu einer paradoxen Situation. Es gab im benachbarten Lettland zwei Atomkraftwerke mit Reaktoren des Tschernobyl-Typs. Nachdem Lettland der Europäischen Union beigetreten ist, hat die EU durchgesetzt, dass diese Reaktoren abgestellt werden. Der erste wurde im Dezember 2004 heruntergefahren und der andere 2009. Die Reaktoren, die bei uns in Russland stehen, sind viel älter als jene, die in Lettland geschlossen wurden. Jene Reaktoren waren eigentlich modern. Das AKW Leningrad mit vier Reaktoren des Tschernobyl-Typs RBMK wurde 1973 in Betrieb genommen. Die Nutzung wurde bereits zweimal um jeweils fünf Jahre verlängert. Die Europäische Union interessiert sich überhaupt nicht dafür. Es gibt keinerlei negative Stimmen aus Schweden, Finnland, Norwegen oder Polen.

Nach den jüngsten Ereignissen in Japan wächst nun auch der internationale Druck auf Russland, die Uralt-Reaktoren still zu legen.

* Peter Jaeggi hat das von der Tschernobyl-Katastrophe besonders hart getroffene Weissrussland bereist. In einer kleinen Serie schildert er in der «Südostschweiz» seine Eindrücke und lässt direkt Betroffene selber zu Wort kommen. Mit diesem Beitrag wird die Serie abgeschlossen. Jaeggi ist Autor, Fotograf und Mitarbeiter von Schweizer Radio DRS, SWR2, ORF sowie anderer nationaler und internationaler Medien.

Vladimir Kutznetsov ...

... ist Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau und Berater der Rosatom, des russischen

Atomministeriums. Kutz netsov ist ein international anerkannter Experte für die Sicherheit atomarer Anlagen. Die Sicherheit atomarer Einrichtungen ist seit Jahrzehnten sein Beruf. (pj)

Seite 15

Ausgabe Graubünden Ausland

«Die Farbe meines Körpers war komplett gelb-braun»

«Dekontamination.» Das war der tödliche Auftrag Hunderttausender sogenannter Liquidatoren aus der ganzen ehemaligen Sowjetunion. Sie mussten im Epizentrum der Apokalypse von Tschernobyl hochradio aktive Trümmer wegräumen.

Von Peter Jaeggi*

Laut dem weissrussischen Gesundheitsministerium starben zwischen 1990 und 2002 über 8500 Liquidatoren. Ihre Vereinigung sagt, bis heute seien rund 100 000 Liquidatoren an den Folgen ihres Einsatzes gestorben. Zehntausende wurden zu Behinderten, und praktisch alle, die überlebten, leiden unter lebenslänglichen Krankheiten. Einer, der damals an der radioaktiven Front zuvorderst mit dabei war, ist der Liquidator Viktor Kulikowski, geboren 1955.

«Ich arbeitete in Tschernobyl als Elektriker und erhielt jeweils eine bestimmte Aufgabe», erzählt Viktor Kulikowski. «Man bekam dafür drei Minuten. Zum Beispiel musste man erst einmal einen Kilometer gehen, dann 70 Meter eine Treppe hochrennen. Dann hatte man ein Kabel festzu machen oder irgendeine Lampe zu montieren. Dann zurückrennen. – Aber in drei Minuten, ja selbst in fünf Minuten war es völlig unmöglich, diese Aufgabe zu erfüllen. Wir trugen

Tages-Dosimeter auf uns. Das waren so weisse Stifte, ähnlich einem Kugelschreiber. Ich hatte mir nach dem ersten Tag schon gedacht, dass die Dosis extra niedrig gehalten, also dass der Stift manipuliert wurde.»

«Man konnte nämlich diese Tages-Dosimeter nicht selber ablesen. Die musste man abgeben. Sie wurden in ein spezielles Gerät gesteckt, das die Dosis erfasste. Am Anfang war es so, dass der Tisch, bei dem die Stifte eingesammelt wurden, so stand, dass gross Gewachsene wie ich sich drüber- lehnen konnten. Dabei hat man gesehen, dass die Dosis absichtlich niedrig gehalten, irgendwie runtergerechnet wurde. Später hat man die Stifte so abgelesen, dass man sie nicht mehr sehen konnte.»

«Man durfte maximal sechs Stunden arbeiten, damit man keine zu hohe Dosis abbekam. Aber manchmal gab es keinen Schichtwechsel, die neue Schicht tauchte einfach nicht auf. Zudem fehlte es an Fachkräften. So hat man halt tagelang an der Unfallstelle gearbeitet ... man wusste letztlich nicht, wie viel Radioaktivität man abbekommen hatte.»

«Schliesslich bin ich mit einem Papier nach Hause gekommen, in dem bestätigt wurde, dass ich nur eine kleine Dosis abbekommen hätte. Das kann einfach nicht stimmen. Die Farbe meines Körpers war komplett gelb-braun. Es war Sommer, wir gingen nie an die Sonne. Wir sind bestrahlt worden. Wir trugen diese Baumwoll kleider, und es ist

trotzdem bis zur Haut durchgekommen. Ich fing mir einen Strahlenbrand ein.»

«Es war September, der letzte Monat meines Einsatzes in Tschernobyl. Es war bereits kälter geworden. Aber als wir auf dem Reaktorgelände an kamen und auf dem Boden standen – obwohl die obere Schicht schon abgetragen war –, war überall Beton: Es war wie in einer heissen Pfanne. So unwahrscheinlich heiss, dass sogar die Schuhsohlen geschmolzen sind. Auf dem ganzen Gelände des Atomkraftwerkes.»

«Heute habe ich dauernd Probleme mit meinen Augen, ich verliere oft das Bewusstsein, in der letzten Zeit immer mehr», sagt Viktor Kulikowski. «Es ist keine Epilepsie. Ich fühle mich dann wie ein Ball. Ich falle zu Boden und stehe wieder auf.»

«Einmal im Jahr muss ich in die Klinik zur Kontrolle. Aber da wird man nicht behandelt. Das ist nur für den Arzt. Um einfach so ein Häkchen zu machen. Letztes Mal hat er mich gefragt, warum ich eigentlich gekommen sei. Ich sei gesund. Da hab ich gesagt: ‘Ja, damit Sie ein Häkchen machen können.’ Da hat er gelacht. Und ein Häkchen gemacht. Strahlenkrankheit kann man nicht behandeln. Folgekrankheiten werden gar nicht akzeptiert, und es wird alles schöngeredet oder es werden einfach weniger schlimme Diagnosen gestellt.»

«Alle haben sie uns im Stich gelassen. Wir stehen heute völlig am Rand der Gesellschaft. Auch meine Familie, meine Frau und meine Kinder haben mich im Stich gelassen.»

* Peter Jaeggi hat das von der Tschernobyl-Katastrophe besonders hart getroffene Weissrussland bereist. In einer kleinen Serie schildert er in der «Südostschweiz» seine Eindrücke und lässt direkt Betroffene selber zu Wort kommen. Jaeggi ist Autor, Fotograf und Mitarbeiter von Schweizer Radio DRS, SWR2, ORF sowie anderer nationaler und internationaler Medien.

Viktor Kulikowski Bild Peter Jaeggi

Seite 18

Ausgabe Graubünden Ausland

«Es ist ein Fehler, auf die Atomindustrie zu setzen»

Wie gefährlich sind radioaktive Strahlungen? «Selbst kleinste Dosen sind nicht harmlos», erklärt Rosa Goncharova. Sie leitet das genetische Labor des Instituts für Genetik und Zoologie an der Weissrussischen Akademie der Wissenschaften.

Von Peter Jaeggi*

«Eine der wichtigsten Erkenntnisse unserer Forschung nach Tschernobyl ist, dass Niedrigdosen der ionisierenden Strahlung biologische und genetische Folgen haben. Das ist heute bewiesen», sagt Professorin Rosa Goncharova. «Und zwar geht es um Folgen für das somatische und das reproduktive System von Tieren. Bei einer Niedrigstrahlung unter 100 Milli sievert bis hin zur Normalstrahlung wurden in unserem Labor genetische Veränderungen festgestellt.»

«Durch Niedrigstrahlung können Mutationen zunehmen. Jede Zelle, jeder Organismus hat eine sogenannte spontane Fähigkeit zu Mutationen. Durch die Einwirkung radioaktiver Strahlung kann es zu Veränderungen der Erbstruktur kommen, zur Zunahme von Mutationen. Wir haben Tiere beobachtet, die in freier Natur unter Niedrigstrahlung leben. Wir stellten fest, dass unter der Einwirkung der Niedrigdosen die Zahl der Mutationen zugenommen hat.»

«Die Erbinformationen des Menschen sind in einem DNS-Molekül gespeichert. Dieses befindet sich im Chromosom, im Kern. Und die DNS besteht teilweise aus Genen. Und wenn ein Gen ausfällt oder auf irgendeine Art und Weise verändert wird, nennt man dies Mutation.»

«Der Mensch, wie auch jedes andere Lebewesen, besitzt eine Reihe von Schutzsystemen, die solche Mutationen sozusagen bekämpfen», erklärt die Genetikerin Rosa Goncharova. «Mit der Zunahme von Mutationen unter der Einwirkung von Radioaktivität fängt der Organismus an, diese Mutationen zu beseitigen. Wenn es aber durch die Strahlung zu viele Mutationen gibt, wird der Organismus zusätzlich belastet.»

«Bei den Kindern, die in kontaminierten Gebieten leben, hat man aus diesem Grund Veränderungen einzelner Gene festgestellt. Das Schlimme ist, dass diese Kinder eine erhöhte Sensibilität gegenüber ungünstigen Faktoren haben. Das heisst, diese Kinder werden eher krank, sie erkranken häufiger als andere. Zu den erwähnten ungünstigen Faktoren gehören Fieber, schlechte Ernährung, Umwelteinflüsse, chemische Umweltverschmutzungen. Das gilt nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene. Sie alle haben eine erhöhte Sensibilität gegenüber ungünstigen Faktoren.»

«Das ist für mich eine wichtige Lehre aus Tschernobyl: Die Menschen brauchen keine Atomkraftwerke. – Atomkraftwerke, die Atomindustrie sind Kinder der

militärischen Industrie, egal, was erzählt wird, ob sie sicher oder unsicher sind. Es ist ein Fehler der Menschheit, auf die Atomindustrie zu setzen.»

«Wir sehen, mit wie viel Kraft und Durchhaltevermögen terroristische, diktatorische Länder wie zum Beispiel der Iran alles Mögliche daran setzen, um die sogenannte friedliche Nutzung der Atomenergie zu entwickeln. Der Iran hat genügend energetische Vorräte in Form von Erdöl. Das Land braucht gar keine Atomkraftwerke, keine Atomindustrie. Es braucht sie nur, um eine Atomwaffe zu entwickeln.»

«Die militärische Atomindustrie und die Atomkraftwerke sind riesige Systeme innerhalb der einzelnen Staaten, die versuchen, einander zu unterstützen und sich weiterzuentwickeln.»

* Peter Jaeggi hat das von der Tschernobyl-Katastrophe besonders hart getroffene Weissrussland bereist. In einer kleinen Serie schildert er in der «Südostschweiz» seine Eindrücke und lässt direkt Betroffene selber zu Wort kommen. Jaeggi ist Autor, Fotograf und Mitarbeiter von Schweizer Radio DRS, SWR2, ORF sowie anderer nationaler und internationaler Medien.

Seite 17

Ausgabe Graubünden Ausland

Schreckliche neue Wörter für ein elfjähriges Mädchen

Shanna Tschubsa war elf Jahre alt, als Tschernobyl über sie und ihr Land hereinbrach. Sie wohnte nur 50 Kilometer Luftlinie entfernt in Weissrussland, in Ryschkov. Ihre Schule im Nachbardorf aber wurde weiter betrieben. Vier Jahre lang.

Von Peter Jaeggi*

Heute ist Shanna Tschubsa Mutter von drei Kindern. Im verstrahlten weissrussischen Städtchen Bragin, das wegen der Katastrophe von Tschernobyl 70 Prozent seiner Einwohner und sein gesamtes Wirtschaftsleben verloren hat, leitet sie den «ökologischen Mutter-Kind-Klub» des Grünen Kreuzes. Etwa 100 Mütter und Kinder lernen in diesem Klub, wie man in einem radioaktiv belasteten Gebiet überlebt. Medizinische Informationen, psychologische und soziale Stützmassnahmen sowie Programme zur Freizeitgestaltung gehören zum Angebot.

Shanna Tschubsa erinnert sich an die Zeit des Unglücks: «Das war eine schreckliche Tragödie und es ist unangenehm und nicht schön, sich daran zu erinnern. Mein Leben hat zwei Abschnitte: das Leben vor Tschernobyl und das Leben danach. Ryschkov, das Dorf, in dem ich geboren wurde, ist von Wäldern umgeben. Dort spielten wir sehr oft und wir sammelten Pilze und Beeren.»

«Und plötzlich musste ich als kleines Mädchen von elf Jahren neue Wörter lernen. Radioaktivität, Strontium, Cäsium, Tschernobyl. – Diese Wörter waren ungewohnt, und sie bedeuteten vieles. Man sagte mir, dass ich nicht mehr im Sand spielen dürfe, dass ich auch nicht mehr in den Wald gehen dürfe. Ja, die neuen Wörter bedeuteten, dass ich kaum mehr draussen spielen durfte.»

«Als wir einige Monate später zurück zur Schule gingen, folgte die nächste Quälerei. Nämlich zwei-, dreimal, manchmal viermal im Jahr besuchten uns Ärzte-Delegationen aus Minsk. Sie untersuchten uns, sie nahmen uns Blut. Alle möglichen Proben wurden genommen. Nachher verschwanden die Ärzte wieder. Die Ergebnisse erfuhren wir nie. Das Schreckliche war, dass sie stets wieder auftauchten, irgendetwas mit uns machten und wiederum verschwanden. Wir fühlten uns als Versuchskaninchen.»

«Ich hatte eine sehr hohe Dosis Radionuklide in meinem Körper angereichert und musste deswegen ins Krankenhaus in der Stadt Gomel», berichtet Shanna Tschubsa. «Dort wurden mir Medikamente und Vitamine verabreicht. Dass wir zum Beispiel Pilze oder Beeren nicht essen dürfen, die ja verstrahlt waren, dass wir aufpassen sollten, was wir essen, wurde uns nicht gesagt. Später wurden wir bis zu viermal jährlich für

längere Zeit in ein Sanatorium gesteckt, damit wir saubere Nahrung bekommen und uns einer Kur unterziehen konnten.»

«Als ich bereits erwachsen war, lernte ich jene Frau kennen, die den damaligen Klub des Grünen Kreuzes leitete. Da begann für mich das sogenannte ‘informierte Zeit alter’.

Endlich bekam ich Informationen. Ich konnte mich auch mit Professoren treffen. Sie erklärten, wie wir mit Radioaktivität umgehen sollen und wie unsere Kinder ernährt werden müssen, welche Krankheiten durch die Radioaktivität verursacht werden und wie man mit diesen Krankheiten umgeht. Endlich hatte ich das Gefühl, dass auch ich etwas weiss. Für weitere Untersuchungen führen wir dann mit der ganzen Familie in Sanatorien, um uns weiterzubilden. Und das tun wir heute noch.»

* Peter Jaeggi hat das von der Tschernobyl-Katastrophe besonders hart getroffene Weissrussland bereist. In einer kleinen Serie schildert er in der «Südostschweiz» seine Eindrücke und lässt direkt Betroffene selber zu Wort kommen. Jaeggi ist Autor, Fotograf und Mitarbeiter von Schweizer Radio DRS, SWR2, ORF sowie anderer nationaler und internationaler Medien.

Seite 2

Autor: Peter Jaeggi

Mantel MZ Ausland

In Russland laufen immer noch Tschernobyl-AKW

Moskau Kernphysiker Vladimir Kutznetsov sagt klipp und klar: «Es gibt keine sicheren AKW.»

«Es gibt keine sicheren Atomkraftwerke», sagt Professor Vladimir Kutznetsov. Der Kernphysiker ist in Moskau Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften und Berater der Rosatom, dem russischen Atomministerium. Die Sicherheit atomarer Einrichtungen ist seit Jahrzehnten sein Beruf. Mit der jüngsten Katastrophe in Japan bekommen seine Aussagen eine besondere Brisanz. Und der Druck wächst auf Russland, seine Uralt-Reaktoren stillzulegen.

Jahrelang arbeitete Vladimir Kutznetsov im Reaktor Nummer 3 in Tschernobyl als leitender Ingenieur. Ende 1985, nur einige Monate vor der verhängnisvollen Katastrophe im Nachbarreaktor Nummer 4, wechselte Vladimir Kutznetsov in die wissenschaftliche Forschung. In der ehemaligen Sowjetunion verfügte er aus Sicherheitsgründen gemeinsam mit seinen Kollegen die Schliessung eines Viertels der damals 53 atomar betriebenen Objekte auf dem Moskauer Stadtgebiet. Diese Säuberungsaktion wurde von der Regierung nicht goutiert und Kutznetsov wurde entlassen.

Professor Kutznetsov, Sie arbeiteten in Tschernobyl. Wussten Sie damals nicht, dass dieser Reaktor einmal gefährlich werden könnte?

Vladimir Kutznetsov: Warum sollte ich das nicht gewusst haben? Natürlich wusste ich das. Es gab nämlich von Anfang an wenig Hoffnung, dass alles einwandfrei funktionieren würde. Damals wurde auch vieles verschwiegen. Zum Beispiel erfuhren wir nichts über einen Unfall, der sich 1975 im Atomkraftwerk Leningrad ereignete.

Hätten Sie nicht versuchen müssen, das AKW zu schliessen?

Ein AKW zu schliessen, war unter damaligen Bedingungen eine irrealer Geschichte. Zudem lag es nicht in meinem Kompetenzbereich. Dafür war das Zentralkomitee der Partei zuständig. Schon vor der Katastrophe von 1986 gab es mehrere Leute, die der Führung des Landes mitgeteilt hatten, dass dieser Typ Reaktor unsicher sei.

Von diesem Typ gibt es immer noch Reaktoren, die in Betrieb sind.

Von den 33 AKW, die heute in der Russischen Föderation laufen, arbeiten noch 11 mit dem Tschernobyl-Typ.

Weshalb sind diese AKW noch in Betrieb, wenn man doch weiss, dass sie gefährlich sind?

2003 wurde der erste Reaktor des Atomkraftwerkes Leningrad bei Sankt Petersburg in Betrieb genommen. Ein Reaktor des

Typs Tschernobyl. Damals haben meine Kollegen und ich einen Brief an den Präsidenten Russlands geschrieben, damals war es Putin. Mit dem Hinweis, dass dieser Reaktor nicht weiter benutzt werden dürfe. Als Antwort erhielten wir nur billige Ausreden. Dann wandten wir uns an das höchste Gericht der Russischen Föderation mit der Forderung, dass dieser Reaktor abgestellt werden muss. Gemäss einem Erlass von 1985 können Entscheidungen zur Weiternutzung von Atomkraftwerken und zu deren Schliessung allein durch den Präsidenten getroffen werden.

Die Entscheidung liegt also in einer einzigen Hand?

Ja.

Wie gefährlich sind diese 11 Reaktoren für Russland und die Welt?

Nachdem wir eine Absage des Präsidenten erhielten und auch der höchste Gerichtshof Russlands das Thema nicht behandeln wollte, schickten wir eine Anzeige an den Europäischen Gerichtshof in Strassburg. Aber auch dort wollte man das Thema nicht behandeln. Dann kam es zu einer paradoxen Situation: Es gab in Lettland zwei AKW vom Tschernobyl-Typ. Nachdem Lettland der EU beigetreten war, setzte die EU durch, dass diese Reaktoren abgestellt werden. Das passierte 2004 und 2009. Die Reaktoren, die bei uns in Russland stehen, sind jedoch viel älter als jene, die in Lettland geschlossen wurden. Jene Reaktoren waren eigentlich modern. Das AKW Leningrad mit vier Reaktoren des Tschernobyl-Typs wurde 1973 in Betrieb genommen. Die Nutzung wurde bereits zweimal um je fünf Jahre verlängert. Die EU interessiert sich aber überhaupt nicht dafür. Es gibt keinerlei negativen Stimmen aus Schweden, Finnland, Norwegen oder Polen.

«Ich schrieb 2003 einen Brief an Putin, dass dieser Reaktor nicht weiter benutzt werden dürfe.»

Vladimir Kutznetsov,
russischer Kernphysiker

Seite 17

Ausgabe Graubünden Ausland

Mit Blut den Kredit für das Eigenheim abgestottert

Nach der Tschernobyl-Katastrophe haben in Weissrussland, das damals am schlimmsten getroffen wurde, 337 000 Menschen ihre Häuser verlassen. Auch das Heim von Sofia Bershavskaya wurde so stark verstrahlt, dass ihr nur die Flucht blieb.

Von Peter Jaeggi*

Sofia Bershavskaya kam nach der Tschernobyl-Katastrophe aus dem rund 300 Kilometer weit entfernten und verstrahlten Städtchen Tschetschersk nach Minsk. In Tschetschersk wohnte sie mit ihrem Mann und ihren Kindern in einem schmucken Holzhaus. Ein halbes Leben lang hatten sie dafür gespart. Und als es endlich stand, zerstörte Tschernobyl alles. Heute lebt die 1929 geborene Sofia Bershavskaya in der weissrussischen Hauptstadt in einem tristen Wohnblock, zusammen mit ihrer geistig stark behinderten, 45 Jahre alten Tochter Alla.

«Wir verschlossen die Türen des Hauses und mussten alles dalassen. Dann fuhren Autos vor, und mit diesen wurden wir weggefahren. Man sagte uns nicht, weshalb. Als wir weg waren, sind Leute aus dem Konfliktgebiet von Berg-Karabach eingezogen. Die sagten sich: Radioaktivität sieht man nicht, und hier gibt es keinen Krieg. Darum sind sie geblieben. Heute leben sie in unseren Häusern. In unser eigenes Haus sind Leute aus dem Nachbardorf eingezogen. Ein Säuferpaar. Irgendwann haben die das Haus in Brand gesetzt. Das Paar ist darin umgekommen. Ja ... das war das Schicksal unseres Hauses.»

«Für das Haus bekamen wir vom Staat eine Kompensation», erinnert sich Sofia Bershavskaya. «Ich brachte das Geld in Tschetschersk zur Sparkasse. Als ich es später holen wollte, hatte die Inflation in der Zwischenzeit das ganze Guthaben vernichtet. So wurden letztlich nur 337 Rubel ausbezahlt. Alles, was ich jahrelang gespart hatte, war einfach verschwunden.»

«Mein Mann und ich hatten für den Hausbau einen Kredit von 12 000 Rubel aufgenommen. Nach und nach bezahlten wir alles zurück. Um es möglich zu machen, haben wir Blut gespendet. Ja, und mit dem Geld, das wir dafür bekamen, stotterten wir den Kredit ab. Auch deswegen hänge ich so an diesem Haus. Und dann war auf einmal alles weg.»

«Ich bin in einer kinderreichen Familie aufgewachsen. Wir waren elf Kinder», erzählt Sofia Bershavskaya. «Mein Mann kam invalid aus dem Zweiten Weltkrieg zurück. Er war bei der Blockade von Leningrad an der Front. Ich selber verlor im Krieg meine Eltern. Deswegen war es sehr schwierig, Geld für den Hausbau zusammenzubekommen.»

«Ich musste viel durchmachen. Im Zweiten Weltkrieg waren fünf Brüder an der Front. Nur mein Vater, meine Mutter und

ich sind zu Hause geblieben. Alle fünf Brüder sind gefallen. 1943 wurde unser Dorf von deutschen Faschisten umzingelt. Der Vater verbrannte im eigenen Haus. Mama und ich konnten in den Wald fliehen. Das war am 10. Februar 1943. Am 9. Oktober 1943 wurden wir befreit. Am 14. Oktober ist meine Mutter mit 53 Jahren gestorben. Und so bin ich mit 13 Jahren alleine geblieben. Und ich habe gekämpft. Und ich habe überlebt. Letztendlich kam mein Mann als Invalider aus dem Krieg zurück. Meine Tochter ist ebenfalls behindert. Mein Mann ist inzwischen gestorben, eine meiner Töchter ist auch gestorben. Und ich lebe noch immer.»

* Peter Jaeggi hat das von der Tschernobyl-Katastrophe besonders hart getroffene Weissrussland bereist. In einer kleinen Serie schildert er in der «Südostschweiz» seine Eindrücke und lässt direkt Betroffene selber zu Wort kommen. Jaeggi ist Autor, Fotograf und Mitarbeiter von Schweizer Radio DRS, SWR2, ORF sowie anderer nationaler und internationaler Medien.

Seite 15

Ausgabe Graubünden Ausland

«Ich wünsche keinem, so etwas erleben zu müssen»

Tschernobyl war gerade dabei, in Vergessenheit zu geraten, als uns Fukushima daran erinnerte, was Atomkraft im «Störfall» anrichten kann. Und Anastasija Fedosenko erinnert sich auch daran, wie die nukleare Katastrophe 1986 vertuscht wurde.

Von Peter Jaeggi*

Es gab eigentlich zwei Tschernobyl-Katastrophen. Eine davon war die Informationskatastrophe. Die Führung der damaligen Sowjetunion verschwieg das Unglück und verheimlichte während Jahren sein wahres Ausmass. Ein Verbrechen, das die Gesundheit und das Leben Tausender von Menschen kostete. Anastasija Fedosenko lebt im verstrahlten Dorf Komarin in Weissrussland. Das Land wurde damals von Tschernobyl am schlimmsten getroffen. Die Zootechnikerin führt dort ein Labor, wo Menschen ihre Nahrungsmittel kostenlos auf Radioaktivität hin überprüfen können.

Bei unserem Besuch stehen 390 Gramm getrocknete Kürbiskerne im Zentrum des Interesses. Eine junge Frau brachte sie eben ins kleine Lebensmittellabor des Dorfes Komarin. Der Ort liegt nahe an der Grenze zur Ukraine, nur 30 Kilometer von Tschernobyl entfernt und nahe an der 30-Kilometer-Zone.

Die abgelegene Siedlung ist stark verstrahlt. Wer hier lebt und Waldprodukte sammelt oder Lebensmittel unbekannter Herkunft nach Hause trägt, tut gut daran, sie vor dem Verzehr ins Labor zu bringen. Es ist das Reich von Anastasija Fedosenko. In dieser radiologischen Messstation prüft sie seit Jahrzehnten Pilze, Beeren, Fleisch und andere Nahrungsmittel der Umgebung auf ihren Radioaktivitätsgehalt. Ist die zulässige Dosis überschritten, wird die Ware zum Sondermüll und in der stark verstrahlten, menschenleeren 30-Kilometer-Zone endgelagert. Swetlana, die Frau, die soeben die Plastiktüte voller Kürbiskerne testen liess, hat Glück. Sie darf sie wieder mitnehmen. Der Grenzwert von 270 Becquerel pro Kilo ist nicht überschritten. Anastasija Fedosenko beklagt sich darüber, dass es weit und breit nur gerade noch eine Messstation gibt, die für die Bewohner jederzeit frei zugänglich ist. Bis vor einigen Jahren gab es noch deren sechs.

Anastasija Fedosenko, 68 Jahre alt, ist eine Legende. Die lebenswürdige Frau kennt das Tschernobyl-Schicksal der Gegend wie kaum eine Zweite. Vor 25 Jahren, als der radioaktive Niederschlag das Gebiet traf, leitete sie die Evakuierung umliegender Dörfer. Sie erinnert sich:

«Am 4. Mai um 5 Uhr morgens klopfte plötzlich jemand an die Tür und sagte: 'Ihr müsst alles da lassen. Alles.' Wir durften nur mitnehmen, was man für drei Tage braucht.

Plötzlich wird man irgendwohin gebracht. Sie können sich vielleicht vorstellen, wie man sich in einer solchen Situation fühlt. Dazu kam das Unwissen. Wir hatten nicht gewusst, was das alles bewirken kann.»

«Was passiert war, blieb geheim», erinnert sich Anastasija Fedosenko. «Wir hatten gehört, dass da etwas los ist im AKW Tschernobyl. Aber wir erfuhren nichts Genaueres. Bis zum 4. Mai um 5 Uhr morgens: Da trommelte uns der Gemeinderat zusammen und erklärte uns, dass wir bis zum 6. Mai mittags unsere Häuser verlassen müssten. Ich arbeitete damals in einer Nachbarkolchosa als Zootechnikerin und war nicht nur für die privaten Häuser zuständig, sondern auch für die Kolchosa. Zu ihr gehörten etwa 1000 Tiere, auch diese mussten evakuiert werden. Ich leitete die Evakuierung von vier Dörfern. Das ist nicht wenig. Dazu kamen zwei Bauernhöfe, die zur Kolchosa gehörten. Auch diese mussten umgesiedelt werden.»

«Das alles war wirklich ein Drama. Ich wünsche keinem, so etwas erleben zu müssen. Nicht nur die Katastrophe selbst, sondern auch diese Umsiedlung war grausam. Dieses Drama dauerte bis Ende 1986. Es gab eine weitere Tragödie, nämlich jene mit den Kindern. Man hat Kinder abgeholt, sie von ihren Eltern getrennt und den ganzen Sommer lang in Erholungs camps gebracht. Man wusste nicht wohin. Nur Kinder unter drei Jahren durften gemeinsam mit ihren Müttern woanders hin. Das war natürlich eine Tragödie für die Familien, nicht zu wissen, wo ihre Kinder sind.»

* Peter Jaeggi hat das von der Tschernobyl-Katastrophe besonders hart getroffene Weissrussland bereist. In einer kleinen Serie schildert er in der «Südostschweiz» seine Eindrücke und lässt direkt Betroffene selber zu Wort kommen. Jaeggi ist Autor, Fotograf und Mitarbeiter von Schweizer Radio DRS, SWR2, ORF sowie anderer nationaler und internationaler Medien.

Die belarussische Medientragödie

Pressefreiheit gibt es in der Republik Belarus nicht. Bei den Unruhen im vergangenen Dezember ging das Regime wieder brutal gegen unabhängige Medienschaffende vor. Ein Besuch bei der Vorsitzenden der unabhängigen Journalistenvereinigung BAJ. Von Peter Jaeggi.

Unmittelbar nach der umstrittenen „Wiederwahl“ des autoritären Staatsoberhauptes in Belarus („Weissrussland“) vom letzten Dezember ging das Regime von Präsident Alexander Lukaschenko mit grosser Brutalität gegen unabhängige Medienschaffende und Oppositionelle vor. Vermutlich wurden über 700 Oppositionelle verhaftet. Laut der Belarussischen Journalistenvereinigung (BAJ), der Berufsorganisation mit rund tausend unabhängigen Mitgliedern, sind auch 26 Medienschaffende verhaftet worden. Einige sind in der Zwischenzeit auf internationalen Druck hin freigelassen worden oder stehen unter Hausarrest. Die meisten Medienleute wurden von der Polizei geschlagen. Sie müssen laut geltendem Strafrecht mit Sanktionen von bis zu fünfzehn Jahren Haft rechnen. Ihr einziges Verbrechen: Sie verbreiten andere Ansichten als die staatlich verordneten. Als Journalist handelt man schnell „illegal“: Denn kaum ein unabhängiger Medienschaffender bekommt in Belarus eine Akkreditierung. Und ohne diesen Ausweis gilt man offiziell nicht als Journalist. Schon das kann einem bei der Berichterstattung über eine Demo die Freiheit kosten.

Zhanna Litvina – unerschrocken. Zhanna (sprich: Schanna) Litvina ist Vorsitzende der BAJ. Ich treffe sie im Dachstock eines Schönheitssalons mitten in Minsk. Dort hat die Vereinigung ihr kleines Büro. Über deren Ziele sagt sie: „In diesem Land gibt es keine öffentliche Politik, keine öffentlichen Diskussionen, keinen Meinungsaustausch. Wir möchten eine Platt-

form bieten, auf der dieser offene Dialog stattfinden kann.“

Die Tochter eines Kunstmalers und einer Lehrerin steigt bereits während ihres Journalistikstudiums an der Universität in Minsk in die Medienpraxis ein. Ihre erste Stelle bekommt sie als „Junior-Redaktorin“ beim Radio. Schon wenig später gehört sie dort zur „Nomenklatur“, wie sie scherzhaft erzählt. Sie wird Chefredaktorin des Jugendprogramms. „Ein gern gehörter und stets wiederkehrender Gast unserer Sendungen war damals ein gewisser Alexander Lukaschenko. Das half ihm wahrscheinlich zu seiner Wahl zum Präsidenten.“ Als unfreiwillige Wahlhelferin will sich Zhanna Litvina dennoch nicht verstanden wissen.

1994 gründet Zhanna Litvina die unabhängige Radiostation „101,2“. Der Sender wird schnell sehr populär. „Unser oberstes Prinzip war Offenheit und ein breites Spektrum an Meinungen zu vermitteln. Wir arbeiteten mit der BBC und der Deutschen Welle zusammen. Als der Parlamentssprecher in einer unserer Live-Sendungen gefragt wurde, ob er in staatlichen Medien ebenso frei reden dürfe wie bei uns, sagte er: Nein.“ Da habe sie verstanden, dass die Tage der Station gezählt sind. Wenig später schliesst Lukaschenkos Regime die Station. Begründung: Er störe die Funkfrequenzen von Polizei und Sanität. „Lukaschenko spürt sehr gut, was freie Massenmedien erreichen können“, sagt Zhanna Litvina. Zwei Jahre nach Sendebeginn ist „101,2“ wieder verstummt.

Die 90er Jahre bezeichnet Zhanna Litvina als „Sternstunden der belarussi-





sehen Presse“, als relativ viele Freiheiten möglich waren. Im Laufe der Jahre schränkte Lukaschenko die Medienfreiheit immer mehr ein. Seit seinem Machtantritt wurden eine ganze Reihe freier Radiostationen und unabhängiger Zeitungen verboten. Am 11. Januar 2011 war der unabhängige Radiosender „Awtoradio“ an der Reihe. Als einzige Station hatte „Awtoradio“ auch den oppositionellen Präsidentschaftskandidaten zu Wort kommen lassen.

Lukaschenkos Staatsfernsehen.

Ein Blick ins Informationsmagazin „Konturen“ des staatlichen Fernsehens ONT: Zuerst zerreisst der Moderator in einem Kommentar die oppositionellen Präsidentschaftskandidaten in der Luft. Einige bezeichnet er als Kriminelle, weil sie auf dem Platz der Republik in Minsk zu einer Wahlveranstaltung aufgerufen hatten. In der Lesart des Regimes: eine unerlaubte Demonstration. „Alle haben sie einen akademischen Titel“, sagt der Moderator, „doch deren Programme haben weder Hand noch Fuss.“ Und: „Wollen Sie einen Präsidenten, der schon jetzt Gesetze bricht?“ Im gleichen Magazin gab es mehrere langweilige Beiträge über Lukaschenko und man verkündete kommentarlos dessen Wahlprogramm. Anschliessend wurden die oppositionellen Kandidaten in einer Satiresendung lächerlich gemacht. Eine Untersuchung ergab: Im Staatsfernsehen drehen sich 85 Prozent der News nur um Lukaschenko.

Gespräch mit Zhanna Litvina.

Ich frage Zhanna Litvina:

Was ist der Unterschied zwischen Mitarbeitenden der staatlichen Medien und unabhängigen Medienschaffenden Ihrer Vereinigung?

„Unsere Mitglieder arbeiten nach international anerkannten berufsethischen Prinzipien. Die Journalisten, die in den offiziellen staatlichen Medien arbeiten, sind Träger der Lukaschenko-Ideologie. Das heisst, sie haben die Funktion, die ideologischen Grundsätze des Landes zu vertreten und zu verbreiten.“

Zhanna Litvina berichtet über die Alltagsprobleme der unabhängigen Jour-

nalisten: „Nach einem Erlass des Präsidenten sitzt heute in jeder staatlichen Einrichtung ein so genannter PR-Mitarbeiter. Diese Leute üben eine Art Zensur aus. „Staatsgeheimnis“ ist der am häufigsten genannte Grund, um Informationen zu verhindern. Und es gibt immer wieder Konflikte mit dem Gesetz gegen Extremismus. Ein Journalist wird schnell einmal als Extremist verurteilt.“

Wo sind die Grenzen?

„Artikel 367 bis 369 im Strafgesetzbuch behandeln Verleumdungen und Beleidigungen des Präsidenten und der staatlichen Mitarbeiter. Mitarbeiter des Staatsapparates kann man vielleicht kritisieren, aber der Staatspräsident ist unantastbar. Auch Kritik an hohen Beamten kann gefährlich sein. Ein Beispiel: Vor etwas mehr als einem Jahr zeigte ein KGB-General vier Journalistinnen wegen Verleumdung an. Alle wurden verurteilt, ihre Computer und Kameras wurden konfisziert. Um was ging es? Leute aus den Kreisen der Polizei haben Luchse gewildert. Die Jäger wurden verurteilt. Auch dieser KGB-General war unter den Wilderern, er kam jedoch nicht vor Gericht. Daraufhin informierten Verwandte der Verurteilten die unabhängige Presse. Die genannten vier Journalistinnen berichteten über die Geschichte.“

Verschwunden und ermordet.

Es gibt einige Fälle von verschwundenen oder gar ermordeten Journalisten. Die Vorsitzende des Journalistenverbandes kennt diese natürlich:

„Ja, wir erlebten mehrere Tragödien. Seit dem 7. Juli 2000 ist der Kameramann Dzmitry Zavadski verschwunden. Er war auf dem Weg zum Flughafen, um einen russischen Journalisten-Kollegen zu treffen. Wir wissen immer noch nicht, was mit ihm passiert ist. Vor sechs Jahren wurde Veronika Tscherkasova ermordet. Sie wollte Unterlagen in die Redaktion bringen und wurde zu Hause niedergestochen. Wir vermuten, dass sie brisante Informationen über die Beziehungen unserer Machthaber zu jenen im Irak hatte. Die Ermittlungen in diesem Fall werden mal eingestellt, dann wieder aufgenommen. Jedes Mal, wenn Verhandlungen anstehen, stellen wir Fra-





gen, aber wir bekommen keine Antworten. Und im September 2010 schockierte uns der ungeklärte Tod des Journalisten Aleh Bjabenin. Auch zu diesem Fall laufen die Ermittlungen noch“, soweit die Journalistin.

Angst ist normal. Ein anderer Fall ist jener des belarussischen Journalisten Oleg Bebenin. Er spielte eine wichtige Rolle in der Oppositionsbewegung „Charter97“. 1999 wurde er vom Geheimdienst KGB entführt und von angeheuertem Schlägern verprügelt. Im März 2010 beschlagnahmte der KGB die Computer der „Charter97“ unter dem Vorwand eines Kriminalfalls. Am 3. September 2010 wurde Aleh Bjabenin tot aufgefunden. Offizielle Version: Selbstmord. Doch niemand von der Opposition glaubt das.

Kollegin Litvina, ist bei Ihrer Arbeit im Hintergrund immer auch Angst dabei?

„Unabhängige Journalisten machen hier nicht nur einen Job. Für uns ist der Beruf eine Lebensweise, er drückt auch unsere persönliche Position aus. Wenn ich mir die Redaktionen der unabhängigen Zeitungen anschau und die führenden Leute dahinter, kann ich mir überhaupt nicht vorstellen, dass diese Redaktionen von anderen Menschen geleitet werden könnten. Diese Menschen haben so viel ertragen müssen! Sie haben so viel Mut und so viel Durchhaltevermögen bewiesen. Angstgefühle sind wahrscheinlich ganz natürlich. Natürlich habe ich Angst. Aber wenn man die Überzeugung hat, dass das, was man macht, das Richtige und die Wahrheit ist, dann tritt die Angst zurück.“

Sind auch Interviews wie dieses gefährlich?

„Ich hoffe, dass Sie es veröffentlichen. Alles, was ich Ihnen gesagt habe, ist meine Überzeugung, und die will ich sowohl in meinem Land als auch im Ausland veröffentlichen.“

Behinderung und Kontrollen. Ich arbeite derzeit an einem Buch über die Tschernobyl-Folgen in Belarus, das im Herbst bei Lenos erscheinen wird. Mit im Autorenteam ist ein junger belarussischer, unabhängiger Fotograf. Beim pointierten Kritiker des Regimes wurden unmittelbar

nach den Wahlen sämtliche Kameras konfisziert. Wer ihm die Ausrüstung entwendete, weiss er nicht. Er vermutet, dass es KGB-Leute waren. Gute Freunde haben ihm Ersatzkameras beschafft. Ob er aber seine Arbeit für das Buch beenden könne, sei ungewiss, sagt er mir. Ich frage deshalb Zhanna Litvina nach der Situation der unabhängigen Fotografen: „Wenn Fotojournalisten zum Beispiel bei Demonstrationen fotografieren, baut sich vor jedem ein gross gewachsener Mann auf und versucht mit Händen oder mit dem Körper, sie bei der Arbeit zu hindern. Das betrifft auch Videojournalisten. Wir haben dies in unserem Magazin dokumentiert.“

Wie informiert sich ein Journalist in diesem Land, der unabhängige Informationen möchte? Gibt es diese Möglichkeit überhaupt?

„Hier passiert vieles durch persönliche Beziehungen. Auch beim Staat gibt es hin und wieder Kontaktpersonen, die Informationen weitergeben möchten. Das sind unsere Hauptquellen. Ausserdem hat die besondere Situation uns gelehrt, zwischen den Zeilen zu lesen und zu interpretieren – das ist eine besondere Qualität der Journalistenarbeit in Belarus.“

Das Internet ist wohl die unabhängigste Möglichkeit zur Informationsverbreitung?

„In den letzten Jahren war das Internet tatsächlich noch der Raum, wo man zu nicht zensierten Informationen kommen konnte. Im Februar 2010 gab es aber einen präsidentialen Erlass zur Regelung der Internetnutzung. Das erlaubt in Zukunft auch eine scharfe Kontrolle des Internets. Dazu gehört auch das Sperren von Seiten. Nicht anders bei den Zeitungen: Momentan haben 13 Zeitungen keine Möglichkeit, über die Post oder über Abonnemente verbreitet zu werden. Die Post und auch Abonnementsvertriebe sind in der Hand staatlicher Monopolunternehmen.“

Übrigens: Belarus kennt als einziges Land in Europa noch die Todesstrafe. Berichtet werden darf darüber nicht. Vollstreckte Urteile sind geheim.





Peter Jaeggi ist freischaffender Journalist und Fotograf (www.peterjaeggi.ch).

Unter Terror: Vladimir Neklajev, Iryna Chalip und andere

Der prominente belarussische Dichter Vladimir Neklajev war während der letzten «Wahlen» einer der prominentesten Präsidentschaftskandidaten. Am 19. Dezember wurde er blutig und spitalreif geschlagen. Anschließend wart ihn das Regime für 40 Tage ins Gefängnis. Bei Redaktionsschluss stand er unter Hausarrest, durch den KGB von der Aussenwelt abgeschottet. Ebenfalls verschleppt wurden der Oppositionspolitiker und Präsidentschaftskandidat Andrej Sannikov und seine Frau Iryna Chalip, eine prominente regierungskritische Journalistin. Sannikov war befreundet mit dem früheren Präsidentschaftskandidaten Gennadij Karpenko, der 1999 unter mysteriösen Umständen ums Leben kam. Und auch Karpenkos Vertrauter Viktor Gontschar ist spurlos verschwunden.

Seite 13

Autor: von Peter Jaeggi (text und Bild)

Region

Jetzt ist auch das Baby gestorben

Leben und Sterben im ländlichen Indien. Reporter Peter Jaeggi erlebte eine Familientragödie hautnah mit

In der letzten Ausgabe (Der SONNTAG vom 2.1.2011) berichtete der Niederwiler Reporter Peter Jaeggi über den tragischen Tod einer jungen Mutter im nordindischen Bauerndorf Kotalghosha. Die vermutlich erst 17-Jährige starb in einem heruntergekommenen Spital auf ungeklärte Weise unmittelbar, nachdem sie einen Jungen geboren hatte. Jetzt ist auch das Baby gestorben. Peter Jaeggi berichtete vergangene Woche:

Die Grosstante, die sich des neugeborenen Jungen angenommen hatte, war gerade dabei, dem kleinen Buben Kuhmilch einzuflössen. Doch eine Ärztin des Bürgerspitals Solothurn gab auf meine SMS-Anfrage hin den Rat, keine Kuhmilch, sondern besser verdauliche und proteinhaltigere Ziegenmilch einzuflössen. Der Rat wurde missachtet. «Beim Verabreichen der Milch gab der Kleine ein Geräusch von sich, als ob er sich verschluckt hätte. Dann starb er.» Das erzählte mir seine Grossmutter Latika Bauri. Und sie fügte noch hinzu: «Wir dachten, dass nach dem Tod meiner Tochter wenigstens der Enkel am Leben bleiben würde. Aber jetzt ... was soll ich sagen?» Der Tod des kleinen Jungen ist ebenso mysteriös wie jener seiner Mutter am Vorabend des 24. Dezembers. Beide Todesfälle wurden nicht untersucht. Der Junge wurde in Kotalghosha noch am Todestag von seinen Grosseltern eigenhändig beerdigt. Niemand sonst war zugegen. Es existiert nicht einmal ein Totenschein. Es scheint im Dorf kaum jemanden zu kümmern, dass man hier stirbt, und keiner fragt danach. Erst recht nicht, wenn die betroffenen Menschen, wie in diesem Fall, zur niedrigsten aller Kasten gehören.

Der kleine Junge starb namenlos im kleinen Lehmhaus, in dem sieben Menschen in einem einzigen winzigen Raum schlafen. In einer staubigen, schmutzigen Umgebung.

Ich frage Grossmutter Latika Bauri, ob sie bereits eine Idee für einen Namen für das Kind gehabt hätte. «Wir hätten ihm vielleicht den Namen Chandan gegeben.» – «Also gut», sagte ich, «dann nennen wir ihn ab heute Chandan. Einverstanden?» – «Ja». Und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Seite 1

Autor: Urs Amacher

Solothurn Thal Gäu Olten

Kultur macht schlau – nur den Menschen?

Olten «Kultur – eine Eigenheit des Menschen?» So heisst die Sonderausstellung, die im Naturmuseum Olten zu sehen ist.

Eine reichlich akademische Frage, möchte man meinen. Mag sein. Die Ausstellung ist aber alles andere als trocken. Das Zürcher Museum der Anthropologie, das die Ausstellung gestaltete, schuf mit zahlreichen Bildern, Gegenständen und Kurzfilmen über Tierverhalten eine anschauliche Präsentation. Die Ausstellung profitiert auch von den Oltnern Partnermuseen; das Historische Museum und das Archäologische Museum des Kantons Solothurn haben Objekte ausgeliehen, welche das Ganze bereichern. Die «Krone der Schöpfung»

Bis ins 18. Jahrhundert sah man den Menschen an der Spitze der Pyramide, die aus allen Lebewesen gebildet war, als Krone der Schöpfung. Bis Charles Darwin zeigte, dass sich der Mensch aus affenähnlichen Kreaturen entwickelte. Fortan war er Teil der Natur. Die Untersuchung des genetischen Materials zeigt, dass sich der Mensch in weniger als einem Prozent von den Menschenaffen (Schimpansen, Gorillas) unterscheidet. Trotzdem gibt es äusserliche Unterschiede: Die Affen haben kleinere Daumen als die Menschen und können die Finger nicht strecken.

Was ist Kultur?

Peter Schmid vom Anthropologischen Institut der Universität Zürich nannte in einem Vortrag drei Komponenten, die dazu dienen können, den Menschen vom Tier zu unterscheiden: Die Intelligenz, die Verwendung von Werkzeugen und die Kultur. Tatsächlich hat der Mensch ein leistungsfähigeres Gehirn als die Affen. Trotzdem schneidet ein Affe – das zeigte ein eingespielter Kurzfilm – beim Zahlentest besser ab. Werkzeuge werden auch von Tieren benutzt; Raben oder Menschenaffen knacken damit Nüsse. Gewisse Affen stellen Werkzeuge her, um Termiten aus einem Hügel zu fischen. Schliesslich könnten kulturelle Leistungen als Unterscheidungsmerkmal dienen.

Peter Schmid erklärte Kultur als sozial übermittelte Innovation, das heisst, eine Erfindung, die jemand gemacht hat, wird von anderen übernommen. Wer Kultur hat, ist fähig, von anderen zu lernen und dieses Wissen für sich nutzbar zu machen. Kultur gedeiht, wenn eine Erfindung und ihr Weitergeben gefördert werden. Kultur macht schlau. Nun stellte man fest, dass auch Affen gewisse Techniken entwickeln, die von andern Gruppenmitgliedern abguckt und nachgemacht werden. Beispielsweise beobachtete man, dass Rotgesichtsmakaken schmutzige Erdfrüchte oder Reiskörner im Wasser wuschen, worauf andere Äffchen dies nachahmten. Die Affen haben also ebenfalls Kultur. Allerdings

ist deren Kultur so, dass ein schlauer Affe die Erfindung auch selber machen könnte. Zudem entwickelten die Menschen Sprachen, Zeichen und Symbole, mit denen sie Erfahrungen, Errungenschaften und Wissen weitergeben und ihrerseits sammeln (kumulieren) können.

Peter Jaeggis «Waldmenschen»

Museumsleiter Peter Flückiger konnte gleichzeitig eine zweite Ausstellung eröffnen. Im Naturmuseum sind Farbbilder des Solothurner Radiojournalisten und Fotografen Peter Jaeggi zu sehen. Sie zeigen «Waldmenschen», wie die Orang-Utan auf Deutsch heissen, aus Sumatra und Borneo. Diese Menschenaffen sind vom Aussterben bedroht, da ihr Lebensraum zerstört wird. Der tropische Regenwald wird abgeholzt, um Land für Palmölplantagen zu gewinnen. Viele Lebensmittel, Kosmetika und Waschmittel enthalten Palmöl.

Öffnungszeiten im Naturmuseum Olten: Dienstag bis Samstag 14 bis 17 Uhr, Sonntag 10 bis 17 Uhr.

Seite 10

Kanton Solothurn

Leben und Sterben im indischen Dorf Kotalghosha

Eine junge Mutter stirbt unmittelbar nach der Geburt einen mysteriösen Tod, um den sich niemand kümmert. Nicht einmal der Vater. Ob das Neugeborene überleben wird, ist ungewiss. - Eine indische Geschichte.

von peter jäggi (Text und Bild)

Mitten in der Nacht vor dem Heiligen Abend reisst mich ein lautes Rattern aus dem Schlaf. Im westbengalischen Dorf Kotalghosha durchbrechen um diese Zeit höchstens Eulen oder bellende Hunde die Ruhe. Ich bin hier zu Gast bei meinen Freunden Sushil Bhattacharya und seiner Frau Ruth Wäfler Bhattacharya, die hier und in Bern eine Yogaschule betreiben.

Als das Geräusch verstummt, ist ein herzerreissendes Wehklagen zu vernehmen. Auf der Ladefläche liegt die Leiche von Lalan Bauri. Eine ihrer Grosstanten trägt ein Neugeborenes, eingewickelt in Tücher. Abends um 19.10 Uhr gebar Lalan Bauri einen Jungen. Gewicht: Zwei Kilogramm. So steht es auf dem Geburtsschein des Spitals, einem handschriftlich ausgefüllten Fresszettel. Der andere Fresszettel ist der Totenschein der Mutter. Patienten-Nummer 6203. 21 Jahre alt. Gestorben um 20.30 Uhr. Als Todesursache steht laienhaft: «Herzstillstand». Später erfahren wir, dass Lalan Bauri erst 17 war.

Die Mutter, schlecht ernährt, ein bedauernswerter Mensch, der nur aus Haut und Knochen zu bestehen scheint, kommt zwei Tage vor der Geburt ins heruntergekommene Krankenhaus der Stadt Labpur. Sie erhält nichts, womit ihr geschwächter Körper wenigstens ein bisschen hätte gestärkt werden können. Nach etwas über einer Stunde nach der Geburt nässt sie ihr Bett. Sie steht auf, will zur Toilette, um sich zu reinigen. Dann bricht sie tot zusammen. Es sei halt ein «Unfall» gewesen, sagt mir die Ärztin Soma Sa-manta, als ich anderntags zusammen mit Ruth und Sushil der Geschichte nachgehe. Der Leichnam wird noch am selben Tag auf dem Verbrennungsplatz des Dorfes kremiert, so wie es bei den Hindus Brauch ist. Die Verantwortlichen des Schmuddelspitals in Labpur dürfen sich freuen: Es wird nie eine gerichtsmedizinische Untersuchung dieses Todesfalles geben können.

Das Krankenhaus schickt in dieser Nacht die Verwandten auf die schmerzliche Reise ins Dorf, ohne dass das Kind nach der Geburt gewaschen worden wäre. Die ersten sieben Tage dürfe man ein Neugeborenes nicht waschen, sagt das Medizinalpersonal des Hospitals! Ich werde wütend und frage die Ärztin etwas unhöflich, wo sie denn ihren Beruf erlernt habe. Die Begleitpersonen erhalten vom Spitalpersonal weder einen Rat, wie das Kind nun ohne Mutter zu ernähren sei, noch die Information, dass sie Anrecht auf ein Kleidchen, ein Moskitonetz und ein paar Rupien haben. Im Dorf baden wir das Kind erst einmal im Haus von Sushil und Ruth. Gemeinsam mit den beiden versuche ich, im Dorf Mütter zu

finden, die derzeit ihr eigenes Baby mit Muttermilch versorgen. Doch da stellt sich ein seltsamer Aberglaube in die Quere. Ein Neugeborenes sei 21 Tage lang «unrein». Deswegen dürfe es von keinem anderen Menschen als von der eigenen Mutter berührt werden, erzählen mir die Frauen im Dorf.

An diesem Tabu scheitert ein erster Versuch, stillende Mütter dazu zu bewegen, das kleine Menschlein mit zu säugen. Da es heute auch im entlegens-ten indischen Dorf Mobiltelefone gibt, frage ich per SMS im Bürgerspital Solothurn nach. Die Oberärztin Eva Maria Kifmann rät, keine Kuhmilch zu verwenden, diese sei für ein so kleines Kind schlecht verträglich. Ziegenmilch solle es sein, da proteinhaltiger und besser verdaulich. Und besser sei es, dem Neugeborenen am allerersten Tag überhaupt keine Tiermilch zu geben, sondern lediglich warmes Wasser. Natürlich abgekocht.

Dann gelingt es Chaya tatsächlich, eine der stillenden Frauen dazu zu bewegen, den neuen Erdenbürger mitzufüttern. Dies wird als kleines Wunder betrachtet. Nie zuvor hatte eine Frau das 21-Tage-Tabu durchbrochen. Ach ja. Der Vater. Eine andere, eine traurige Geschichte. Weil er eine verlangte Nachzahlung zur Mitgift nicht erhielt, zerstritt er sich mit der Familie seiner Braut, und sie büsste es mit seinen Schlägen. So wird es im Dorf berichtet. Am Todestag seiner Frau erscheint er erst, als sie bereits auf einer Bambusbahre neben dem Verbrennungsplatz liegt, bedeckt mit einem lilafarbenen Sari. Nicht der leiseste Anflug von Trauer ist bei ihm auszumachen. Auf meine Frage, ob ihn der Tod seiner Frau denn überhaupt nicht berühre, zuckt er nur mit den Schultern.

Am Tag danach findet die Tragödie ihre Fortsetzung. Die Mutter, die dem fremden Neugeborenen ihre Brust gab, ist verschwunden. Möglicherweise war sie dem Druck der anderen Frauen nicht gewachsen, den sie mit ihrem Tabubruch auslöste. Auf jeden Fall lässt sich keine weitere Frau finden, die sich als Amme anbietet. Lalan Bauri wohnte zusammen mit ihrer Familie am Dorfrand in einem sehr ärmlichen, kleinen Lehmhaus. Wer in einem indischen Dorf an der Peripherie wohnt, steht auch im Leben am Rand. Denn an den Dorfrändern sind stets die Dalits angesiedelt, die so genannten Unberührbaren, wie man ihnen früher sagte. Das grausame, menschenverachtende Kastensystem verhindert, eine Frau aus einer höheren Kaste zu finden, die das Kind stillt. Bisher hat es keine indische Regierung geschafft, das Kastensystem zu eliminieren - obschon in der Verfassung dessen Verbot verankert ist.

Das kleine Kindchen, das noch keinen Namen trägt, ist von einer Gross-tante aufgenommen worden, die selber mehrere Kinder hat. Bei meinem letzten Besuch sagt sie: «Sie können den Buben haben; bitte nehmen Sie ihn mit!» Dahinter steckt nicht etwa Verachtung für das Baby, sondern die grenzenlose Armut dieser Menschen. Auch die Grosstante lebt in ärmlichen Verhältnissen. Ob das Überleben gelingen wird, ist ungewiss.

«Berührt ihn der Tod seiner Frau? - Der Mann zuckt nur mit den Schultern.»

Das Baby wird vorerst von der Grosstante gepflegt.

Seite 14

Autor: Von Peter Jaeggi (Text und Bild)

Region

Leben und Sterben im Dorf Kotalghosha

Reportage von Peter Jaeggi aus Niederwil, der zurzeit in Indien unterwegs ist

Eine junge Mutter stirbt unmittelbar nach der Geburt einen mysteriösen Tod, um den sich niemand kümmert. Nicht einmal der Vater. Ob das Neugeborene überleben wird, ist ungewiss. Die Geschichte gibt einen Einblick in das Alltagsleben eines armen indischen Dorfes.

Mitten in der Nacht vor dem Heiligen Abend reisst mich ein lautes Rattern aus dem Schlaf. Im westbengalischen Dorf Kotalghosha durchbrechen um diese Zeit höchstens Eulen oder bellende Hunde die Ruhe. Jetzt ist es der typische Lärm eines jener Dreiräder, die aus alten Töffs zusammengebastelt und hinten mit einer hölzernen Ladefläche versehen sind. Das Geräusch fällt umso mehr auf, als dass es im Dorf keinen einzigen Traktor und nur gerade ein einziges Auto gibt. Ich bin hier zu Gast bei meinen Freunden Sushil Bhattacharya und seiner Frau Ruth Wäfler Bhattacharya, die hier und in Bern eine Yogaschule betreiben.

Als das Geräusch verstummt, ist ein herzerreissendes Wehklagen zu vernehmen. Auf der Ladefläche liegt die Leiche von Lalan Bauri. Eine ihrer Grosstanten trägt ein Neugeborenes, eingewickelt in Tücher. Abends um 19.10 Uhr gebar Lalan Bauri einen Jungen. Gewicht zwei Kilogramm. So steht es auf dem Geburtsschein des Spitals, einem handschriftlich ausgefüllten Fresszettel. Der andere Fresszettel ist der Totenschein der Mutter. Patienten-Nummer 6203. 21 Jahre alt. Gestorben um 20.30 Uhr. Als Todesursache steht laienhaft: «Herzstillstand». Später erfahren wir, dass Lalan Bauri erst 17 war.

Das Spital steht im Bezirk Birbhum in der Stadt Labpur. Der unansehnliche gelbe Betonklotz ist ein grauenhaft schmutziger Ort. Halb zerfallene Eisenbetten. Dreckige, löcherige Matratzen und noch schmutzigere Bettlaken. Überfüllte Zimmer. Fast ohne Tageslicht. Hier möchte man nicht leben und nicht sterben. Entsprechend seines Innenlebens scheinen die Dienstleistungen dieses Ortes zu sein.

Die Mutter, schlecht ernährt, ein bedauernswerter Mensch, der nur aus Haut und Knochen zu bestehen scheint, kommt zwei Tage vor der Geburt ins heruntergekommene Krankenhaus. Sie erhält nichts, womit ihr geschwächter Körper wenigstens ein bisschen hätte gestärkt werden können. Nach etwas über einer Stunde nach der Geburt nässt sie ihr Bett. Sie steht auf, will zur Toilette, um sich zu reinigen. Dann bricht sie tot zusammen. So erzählt es eine Verwandte, die dabei war. Es sei halt ein «Unfall» gewesen, sagt mir die Ärztin Soma Samanta, als ich anderntags zusammen mit Ruth und Sushil der Geschichte nachgehe. Der Leichnam wird noch am selben Tag

auf dem Verbrennungsplatz des Dorfes kremiert, so wie es bei den Hindus Brauch ist. Die Verantwortlichen des Schmuddelspitals in Labpur dürfen sich freuen: Es wird nie eine gerichtsmedizinische Untersuchung dieses Todesfalles geben können.

Das Krankenhaus schickt in dieser Nacht die Verwandten auf die schmerzliche Reise ins Dorf, ohne dass das Kind nach der Geburt gewaschen worden wäre. Die ersten sieben Tage dürfe man ein Neugeborenes nicht waschen, sagt das Medizinalpersonal des Hospitals! Ich werde wütend und frage die Ärztin etwas unhöflich, wo sie denn ihren Beruf erlernt habe. Die Begleitpersonen erhalten vom Spitalpersonal weder einen Rat, wie das Kind nun ohne Mutter zu ernähren sei, noch die Information, dass sie Anrecht auf ein Kleidchen, ein Moskitonetz und ein paar Rupien haben. Im Dorf baden wir das Kind erst einmal im Haus von Sushil und Ruth. Gemeinsam mit den beiden versuche ich, im Dorf Mütter zu finden, die derzeit ihr eigenes Baby mit Muttermilch versorgen. Doch da stellt sich ein seltsamer Aberglaube in die Quere. Ein Neugeborenes sei 21 Tage lang «unrein». Deswegen dürfe es von keinem anderen Menschen als von der eigenen Mutter berührt werden, erzählen mir die Frauen im Dorf.

An diesem Tabu scheitert ein erster Versuch, stillende Mütter dazu zu bewegen, das kleine Menschlein mit zu säugen. Dann können wir Chaya, die leitende Krankenschwester des Horrerspitals, dazu bringen, ins Dorf zu kommen, um mit den Müttern zu sprechen. Derweil wird der Säugling mit verdünnter Kuhmilch und Zuckerwasser gefüttert. Da es heute auch im entlegensten indischen Dorf Mobiltelefone gibt, frage ich per SMS im Bürgerspital Solothurn nach. Die Oberärztin Eva Maria Kifmann rät, keine Kuhmilch zu verwenden, diese sei für ein so kleines Kind schlecht verträglich. Ziegenmilch solle es sein, da proteinhaltiger und besser verdaulich. Und besser sei es, dem Neugeborenen am allerersten Tag überhaupt keine Tiermilch zu geben, sondern lediglich warmes Wasser. Natürlich abgekocht.

Dann gelingt es Chaya tatsächlich, eine der stillenden Frauen dazu zu bewegen, den neuen Erdenbürger mitzufüttern. Dies wird als kleines Wunder betrachtet. Nie zuvor hatte eine Frau das 21-Tage-Tabu durchbrochen. Ach ja. Der Vater. Eine andere, eine traurige Geschichte. Weil er eine verlangte Nachzahlung zur Mitgift nicht erhielt – die beiden waren erst zehn Monate verheiratet – zerstritt er sich mit der Familie seiner Braut, und sie büsste es mit seinen Schlägen. So wird es

im Dorf berichtet. Am Todestag seiner Frau erscheint er erst, als sie bereits auf einer Bambusbahre neben dem Verbrennungsplatz liegt, bedeckt mit einem lilafarbenen Sari. Keine einzige Rupie bezahlt er für die Aufwendungen der Zeremonie. Nicht der leiseste Anflug von Trauer ist bei ihm auszumachen. Auf meine Frage, ob ihn der Tod seiner Frau denn überhaupt nicht berühre, zuckt er nur mit den Schultern.

Am Tag danach findet die Tragödie ihre Fortsetzung. Die Mutter, die dem fremden Neugeborenen ihre Brust gab, ist verschwunden. Möglicherweise war sie dem Druck der anderen Frauen nicht gewachsen, den sie mit ihrem Tabubruch auslöste. Auf jeden Fall lässt sich keine weitere Frau finden, die sich als Amme anbietet. Lalan Bauri wohnte zusammen mit ihrer Familie am Dorfrand in einem sehr ärmlichen, kleinen Lehmhaus. Wer in einem indischen Dorf an der Peripherie wohnt, steht auch im Leben am Rand. Denn an den Dorfrändern sind stets die Dalits angesiedelt, die so genannten Unberührbaren, wie man ihnen früher sagte. Das grausame, menschenverachtende Kastensystem verhindert, eine Frau aus einer höheren Kaste zu finden, die das Kind stillt. Bisher hat es keine indische Regierung geschafft, das Kastensystem zu eliminieren; obschon in der Verfassung dessen Verbot verankert ist.

Das kleine Kindchen, das noch keinen Namen trägt, ist von einer Grosstante aufgenommen worden, die selber mehrere Kinder hat. Bei meinem letzten Besuch sagt sie: «Sie können den Buben haben; bitte nehmen Sie ihn mit!» Dahinter steckt nicht etwa Verachtung für das Baby, sondern die grenzenlose Armut dieser Menschen. Auch die Grosstante lebt in ärmlichen Verhältnissen. Ob das Überleben gelingen wird, ist ungewiss.

Seite 1

Zofinger Tagblatt Agenda

Begegnung mit einem nahen Verwandten

Der Journalist und Orang-Utan-Fotograf Peter Jaeggi stellt seine Bilder im Naturmuseum Olten aus

Seit rund 20 Jahren reist Peter Jaeggi sporadisch nach Sumatra und Borneo zu den Orang-Utans. Die meisten Fotografien entstanden im Zusammenhang mit Reportagen über die Arbeit der Schweizer Umweltstiftung PanEco. Sie ist im Auftrag der indonesischen Regierung verantwortlich für die Rückführung und Rehabilitation illegal gehaltener Orang-Utans.

Wie eng der Orang-Utan mit dem Menschen verbunden ist, zeigt die Tatsache, dass uns der Waldmensch genetisch sehr nahe steht. Das möchte Peter Jaeggi mit diesen Bildern zeigen. Wer diese Gesichter betrachtet, in diese Augen schaut, bei dem verwischen sich die Grenzen zwischen dem Menschen und dem Primaten aus Sumatra und Borneo.

Peter Jaeggi, freischaffender Autor, Fotograf und Mitarbeiter von Schweizer Radio DRS, des SWR2, des ORF sowie verschiedener anderer nationaler und internationaler Medien. Schwerpunkte sind Arbeiten aus sozialen und naturwissenschaftlichen Bereichen. Grössere Arbeiten: Lepra in Indien; «Die Hoffnung stirbt zuletzt» über die Spätfolgen von Tschernobyl in der Republik Belarus. Das Werk über die Spätfolgen des Chemiewaffen-Einsatzes im Vietnamkrieg («Als mein Kind geboren wurde, war ich sehr traurig») besteht aus Rundfunksendungen, einem Buch und der Konzeption einer internationalen Fotografieausstellung. Diese wurde an mehreren Orten in der ganzen Schweiz sowie auch in Luxemburg gezeigt.

Der Orang-Utan (heisst auf Malaiisch «Waldmensch») mit dem wissenschaftlichen Namen *Pongo pygmaeus* kommt nur auf Borneo und Sumatra vor und ist der schwerste und grösste unter den baumbewohnenden Primaten. Die Tiere ernähren sich primär von Waldfrüchten (vor allem Feigenarten), Blättern, Blüten, Pilzen, Wurzeln und Insekten. Männchen, die im Alter grosse Backenwülste bekommen, werden bis zu 1,80 Meter gross und über 90 Kilogramm schwer. Orang-Utans gab es bereits vor mindestens 37000 Jahren, wie Knochenfunde auf Java belegen. Wie viele Orang-Utans heute noch leben, weiss niemand genau. Schätzungen reden von etwas über siebentausend Sumatra-Orang-Utans und von zwischen fünfzig- und sechzigtausend Borneo-Orang-Utans. Die Zahl sinkt rapide. Allein letztes Jahr kamen auf Borneo bei Waldbränden vermutlich etwa tausend Orang-Utans ums Leben. Indonesien verliert jede Minute eine Waldfläche in der Grösse von drei bis vier Fussballfeldern. Laut Weltbank-Prognosen werden in etwa fünf Jahren Sumatras letzte Sumpfrengwälder – wichtige Lebensräume für Orang-Utans – verschwunden sein. Experten sagen, es müsse nun sofort gehandelt werden; sonst sei es zu spät. Vor allem

müsse man die letzten Orang-Utan-Lebensräume unter Schutz stellen.

Die eindrückliche Fotoausstellung von Peter Jaeggi aus dem solothurnischen Niederwil läuft noch bis zum 3. April im Naturmuseum Olten und führt einem die frappante Ähnlichkeit der «Waldmensen» und der Menschheit vor Augen.

Olten, Naturmuseum, Kirchgasse 10, bis am Sonntag, 3. April, jeweils Dienstag bis Samstag, 14 bis 17 Uhr und am Sonntag, 10 bis 17 Uhr.

www.naturmuseum-olten.ch

Seite 16

Stadt/Region Olten

Kultur macht schlau - nur den Menschen?

Naturmuseum Eine Ausstellung über die Kultur bei Tier und Mensch in Olten

Von Urs Amacher

«Kultur - eine Eigenheit des Menschen?» So heisst die Sonderausstellung, die am letzten Freitag im Naturmuseum Olten feierlich eröffnet wurde. Sie geht also der Frage nach, ob nur die Menschen über Kultur verfügen, und ob gar die kulturellen Leistungen es sind, die den Menschen vom Tier unterscheiden.

Eine reichlich akademische Frage, möchte man meinen. Mag sein. Die Ausstellung im Naturmuseum ist aber alles andere als trocken. Das Zürcher Museum der Anthropologie, das die Ausstellung gestaltete, schöpfte aus dem Vollen und schuf mit zahlreichen Bildern, typischen Gegenständen und Kurzfilmen über Tierverhalten eine anschauliche Präsentation. Die Ausstellung profitiert auch von den Oltner Partnermuseen; das Historische Museum und das Archäologische Museum des Kantons Solothurn haben Objekte ausgeliehen, welche das Ganze bereichern. Blickfang von aussen sind die Verzierung der Fassade und die farbigen Guckloch-Fenster, die von der 2. Kantiklasse im bildnerischen Gestalten bei Monika Senn und Christian Schumacher realisiert wurden. Darüber hinaus vermochte an der Vernissage Peter Schmid vom Anthropologischen Institut der Universität Zürich mit seinem Vortrag die Gäste des Eröffnungsabends zu fesseln.

Die Krone der Schöpfung

Bis ins 18. Jahrhundert sah man den Menschen an der Spitze der Pyramide, die aus allen Lebewesen gebildet war. Als Krone der Schöpfung stand er zuoberst auf der natürlichen Stufenleiter, bis Charles Darwin diese zum Einsturz brachte. Darwin zeigte, dass sich der Mensch aus affenähnlichen Kreaturen entwickelte. Fortan war er Teil der Natur. Die Untersuchung des genetischen Materials zeigt, dass sich der Mensch in weniger als einem Prozent von den Menschenaffen (Schimpanzen, Gorillas) unterscheidet. Trotzdem gibt es äusserliche Unterschiede: Die Affen haben kleinere Daumen als die Menschen und können die Finger nicht strecken.

Was ist Kultur?

Peter Schmid nannte drei Komponenten, die dazu dienen können, den Menschen vom Tier zu unterscheiden, die Intelligenz, die Verwendung von Werkzeugen und die Kultur. Tatsächlich hat der Mensch ein leistungsfähigeres Gehirn als die Affen. Trotzdem schneidet ein Affe - das zeigte ein eingespielter Kurzfilm zur Verblüffung des Publikums - beim Zahlentest besser ab. Werkzeuge werden auch von Tieren benutzt; Raben oder Menschenaffen knacken damit Nüsse. Gewisse Affen stellen sogar Werkzeuge her, indem sie

beispielsweise Zweige zurechtstutzen, um Termiten aus dem Hügel zu fischen. Schliesslich könnten kulturelle Leistungen als Unterscheidungsmerkmal dienen.

Peter Schmid erklärte Kultur als sozial übermittelte Innovation, das heisst, eine Erfindung, die jemand gemacht hat, wird von anderen übernommen. Wer Kultur hat, ist fähig, von anderen zu lernen und dieses Wissen für sich nutzbar zu machen. Kultur gedeiht, wenn eine Erfindung und ihr Weitergeben gefördert werden. Kultur macht schlau. Nun stellte man fest, dass auch Affen gewisse Techniken entwickeln, die von andern Gruppenmitgliedern abgeguckt und nachgemacht werden. Beispielsweise beobachtete man, dass Rotgesichtsmakaken schmutzige Erdfrüchte oder Reiskörner im Wasser wuschen, worauf andere Äffchen dies nachahmten. Die Affen haben also ebenfalls Kultur. Allerdings ist deren Kultur so, dass ein schlauer Affe die Erfindung auch selber machen könnte. Zudem entwickelten die Menschen Sprachen, Zeichen und Symbole, mit denen sie Erfahrungen, Errungenschaften und Wissen weitergeben und ihrerseits sammeln (kumulieren) können. Dabei beschleunigt sich die Kultur: wer auf mehr Erfahrungen und Wissen der Vorgänger aufbauen kann, ist auch fähig, bessere Erfindungen zu machen.

Sowohl in Schmid's Vortrag als auch in der Ausstellung sind diese Vorgänge eindrücklich veranschaulicht. Vor zweieinhalb Millionen Jahren begannen die Menschen mit einfachen Steinwerkzeugen und vor 1,5 Mio. Jahren mit Faustkeilen zu arbeiten. Inzwischen werden die Erfindungsschritte immer kürzer, neue Entwicklungen folgen sich immer schneller. Wissen kann aber auch verschwinden, so wie gewisse Berufe aussterben.

Museumsleiter Peter Flückiger konnte gleichzeitig eine zweite Ausstellung eröffnen. Im Naturmuseum sind Farbbilder des Solothurner Radiojournalisten und Fotografen Peter Jaeggi zu sehen. Sie zeigen «Waldmenschen», wie die Orang-Utan auf Deutsch heissen, aus Sumatra und Borneo. Diese Menschenaffen sind vom Aussterben bedroht, da ihr Lebensraum zerstört wird. Der tropische Regenwald, wo diese nahen Verwandten des Menschen leben, wird abgeholzt, um Land für Palmölplantagen zu gewinnen. Viele Lebensmittel, Kosmetika und Waschmittel enthalten Palmöl. Die Ausstellung mit den schönen Fotografien Jaeggis möchte das Auge erfreuen, aber auch sensibilisieren dafür, beim Einkaufen auf palmölfreie Produkte zu achten.

Die «Waldmenschen»-Ausstellung ist nicht nur etwas fürs Auge.

Kultur kommt von kopieren: Peter Schmid vom
Anthropologischen Institut der Universität Zürich uam

Überlebensstrategien für die „Marke Ich“

Die meisten freien Journalisten sind miserabel honoriert.

Gibt es Alternativen zum Nebenverdienst mit PR? Von René Martens

Richard Morgan hat für renommierte US-amerikanische Printtitel gearbeitet: „New York Times“, „New York Magazine“, „Wall Street Journal“. Trotzdem blieb ihm zwischen Februar und Dezember 2009 nichts anderes übrig, als sämtliche Artikel auf einem günstig erworbenen iPhone der ersten Generation zu schreiben. Sein Computer sei kaputt gewesen, einen neuen habe er sich zu dem Zeitpunkt nicht leisten können, schrieb Morgan, mittlerweile fest angestellt bei einer Tageszeitung in Memphis, kürzlich in einem Artikel für das Online-Magazin „The Awl“.

Die Anekdote zeigt, wie extrem die Rahmenbedingungen sein können, unter denen freie Journalisten arbeiten müssen. Um nicht in solche Notlagen zu geraten, haben viele Kollegen im deutschsprachigen Raum ihre Rolle neu definiert. Wer überleben will, muss die Fähigkeiten, die er sich im Journalismus erworben hat, in entfernt verwandten Bereichen nutzen – darüber waren sich beispielsweise die Teilnehmer des ersten Zukunftskongress der deutschen Journalistenorganisation „Freischreiber“ einig; der Kongress fand im September in Hamburg statt.

Erweitern lässt sich das Tätigkeitsfeld, indem man PR-Texte schreibt, Vorträge hält, in der Ausbildung arbeitet, oder ein sehr kurioses Beispiel – Twitter-Schulungen für Tierärzte gibt. „Wenn Redakteure wissen, dass du eine Alternative hast, bist du in einer stärkeren Position, als wenn sie glauben, dass du dringend darauf angewiesen bist, mit Journalismus Geld zu verdienen“, sagte Lars Reppesgaard vom Vorstand der „Freischreiber“ auf dem Kongress.

Lukas Hässig, freier Journalist in Zürich, hält diesen Ansatz für falsch. „Aufträge aus der Hochschule und der Kommunikationsbranche“ sollte man nur als „angenehmen Zusatzverdienst“ betrachten. „Der Hauptfokus muss der Journalismus sein. Wer eine Diversifikationsstrategie fährt und auf drei Beinen stehen will, ist kein leidenschaftlicher, also auch kein guter Journalist. Der verliert sein klares Profil, und das rächt sich“, sagt der Autor des Buchs „Der UBS-Crash“.

Schreiben für den Staat. In Deutschland macht fast jeder zweite freie Journalist PR. Das ergab eine kürzlich vorgestellte Studie der Uni München, die auf einer Umfrage unter 1630 Journalisten basiert. Pieter Poldervaart, Mitglied der Freien-Kommission bei Comedia, sagt, auch in der Schweiz sei „die Wirklichkeit nicht mehr so, dass man sich dem verschliessen kann“. Das Basler Pressebüro „Kohlenberg“, dem Poldervaart angehört, schreibt oder redigiert Texte vor allem für Gemeinden, Kantone und den Bund. Die „Quersubventionierung der journalistischen Arbeit“ sei „nicht verwerflich“, sagt Poldervaart. Man dürfe als Journalist nur nicht über die Themen schreiben, mit denen man als PR-Texter beschäftigt sei.

In letzter Zeit hat Poldervaart beobachtet, dass viele Journalisten, die eine Ausbildung als Lehrer haben, in diesen Beruf zurück kehren – einige vollständig, andere für Teilzeitjobs. Sie reagieren damit auch auf den akuten Lehrermangel im Lande. Der freie Journalist Beat Stauffer, spezialisiert auf Nordafrika, Migration und Islam, gibt zum Beispiel an einer Berufsschule allgemeinbildenden Unterricht: „Das wird beinahe





doppelt so gut bezahlt wie journalistische Arbeit.“ Er fahre „zweigleisig, um das Schreiben zu können, wozu ich Lust habe“.

Wer sich gänzlich zurückzieht vom Journalismus, sorgt möglicherweise auch dafür, dass es „den Verbleibenden besser geht“, wie Poldervaart es formuliert. Das Büro „Kohlenberg“ habe in den vergangenen Monaten neue Kunden gewonnen, weil sich ein Teil der Konkurrenz aus der Branche verabschiedet habe. Die „stärksten“ Wettbewerber seien mittlerweile nicht andere Freie, sondern „Redaktionsmitglieder, die ein wichtiges Thema lieber selber bearbeiten“, ergänzt Hanspeter Guggenbühl. Der 61-Jährige, der sein Brot ohne PR verdient, schreibt für sechs Tageszeitungen über Verkehrs-, Energie-, Wirtschafts- und Umweltpolitik. Freie, die in seinem Segment agierten, seien weitgehend vom Markt verschwunden, sagt er.

An Rückzug denken die Ende 2008 gegründeten „Freischreiber“ in Deutschland noch lange nicht. Ihr Kongress war eher von Aufbruchstimmung geprägt. „Mach's Dir selbst“ lautete der Titel. Heisst: Journalisten sollen, jedenfalls langfristig, darauf hin arbeiten, sich von den Verlagen zu emanzipieren.

Rettungsanker Internet? So sieht es auch Anita Hugli, Präsidentin der „Freien Berufsjournalisten Zürich“ (impressum): „Die Verlage werden heute weitgehend von CEOs geleitet“, für die „zunehmend Gewinninteressen statt der langfristigen Sicherung der publizistischen Leistung“ im Vordergrund stünden, sagt sie. „Es wird mittlerweile für kostbare Arbeit so absurd wenig bezahlt, dass Geld eigentlich kein Argument mehr ist, freischaffend tätig zu sein. Wenn eine grosse angesehene Zeitung für einen Artikel, in dem drei bis sieben Tage Arbeit stecken, 230 Franken brutto bezahlt, ist das einfach absurd.“ Die „Einkommensrealität“ der Freischaffenden ähnele der von Künstlern – mit dem Unterschied, dass erstere „für ihre Arbeit bis anhin kaum Stiftungen bemühen können“.

Als Co-Herausgeberin eines neuen Online-Monatsmagazins setzt Hugli nun „die Erkenntnis um, dass wir unsere eigenen Verleger sein müssen“: „Neuland“ (neuland-mag.net) besteht aus Hintergrundberichten und Reportagen von Freischaf-

fenden aus den Bereichen Print, Fotografie und Radio. „Sowenig Geld, wie die Verleger für die Freien ausgeben, glauben wir auch zusammenkriegen zu können – mit Hilfe von Kulturstiftungen, Mäzenen, Spendern und Abonnenten.“ Das Projekt, das am 5. November startet, sei „eine Eigeninitiative im Sinne von Selbsthilfe“.

Die auf dem Zukunftskongress in Hamburg präsentierten Beispiele für Eigeninitiative waren dagegen zumindest in finanzieller Hinsicht nicht verheissungsvoll. regensburg-digital.de etwa ist ein in der bayerischen 135 000-Finwohner-Stadt als Konkurrenz zur dominierenden Regionalzeitung entstandenes Angebot, das dank kritischer Berichterstattung auch überregional bekannt geworden ist. Macher Stefan Aigner sagt, er arbeite samstags „im Plattenladen“ und „ab und zu“ beantrage er Sozialleistungen. Die durch einen Förderverein und Werbung finanzierte Seite allein ernährt ihn nicht.

Sämtliche zusätzlichen Einnahmequellen, die auf dem Zukunftskongress zur Sprache kamen, waren jeweils nur für eine kleine Gruppe von Journalisten interessant. Anlass zu Optimismus gibt es im E-Book-Bereich, weil sich hier für Autoren wesentlich bessere Konditionen durchgesetzt haben als bei gedruckten Büchern – viele der üblichen Kosten (Druck, Vertrieb) fallen bei digitalen Editionen weg. Margaret Heckel, Autorin einer Buchreportage über Angela Merkel („So regiert die Kanzlerin“), rief dazu, Verträge mit Buchverlagen nur zu unterschreiben, wenn zwischen 40 bis 50 Prozent der Digitalerlöse garantiert seien. Das sei im angelsächsischen Raum bereits üblich. Die Option, ein E-Book in Eigenregie herauszubringen, solle man nur dann nutzen, wenn man bereit sei, sein Buch in sozialen Netzwerken zu vermarkten und mit Lesern zu kommunizieren.

Dieser Aufwand ist allerdings im Alltag bereits unverzichtbar – weil die Bindung zwischen Nutzer und Medium an Bedeutung verliert und jene zwischen Nutzer und Autor wichtiger wird. Leser werden auf Texte durch Hinweise von Followern bei Twitter oder Freunden bei Facebook aufmerksam. „Die Marke Ich“ hiess ein Workshop zu dem Thema. „Marke“ klinge komisch, findet Beat Stauffer, der Begriff





sei als Beschreibung für das Selbstverständnis, das freie Journalisten heute an den Tag legen müssten aber zutreffend.

Zur Pflege der „Marke Ich“ gehört für Stauffer seit kurzem auch ein Blog. Man könne auf diese Weise klar machen, für welche Themen und Haltungen man stehe. Pieter Poldervaart glaubt indes nicht, dass ein Blog eine unverzichtbare Visitenkarte sei: „Redaktionen haben nicht die Zeit, Blogs abzugrasen. Akquise läuft über gute Textangebote.“ Ein Blog könne auch hilfreich sein, um auf inhaltliche Einengungen zu reagieren, finden die „Freischreiber“. „Wenn das Gefühl schwindet, selbst über die eigene Arbeit entscheiden zu können“, sei es wichtig zu experimentieren, schreiben sie in einem Newsletter.

In einer Hinsicht ist die Zukunft des freien Journalismus rosig: Dank der Freiräume im Netz können weitere journalistische (Misch-)Formen entstehen; wer bisher nur Schreiber war, kann mittlerweile experimentieren mit Audio- oder Videoelementen. Die Frage, inwieweit man auf neuen Wegen ausreichend Geld verdienen kann, lässt sich indes noch nicht beantworten. Immer noch nicht.

René Martens ist freier Journalist in Hamburg.

PREIS FÜR UNABHÄNGIGEN JOURNALISMUS

Am 6. November wird vom VBZ der „einzige Medienpreis für ausschließlich freie JournalistInnen“ verliehen – unter dem etwas unglücklichen Namen „Preis für unabhängigen Journalismus“. Nominiert sind Texte von Matthias Daum, Beat Glogger, Lukas Hässig, Andreas Hoessli, Peter Jaeggi, Daniele Muscionico, Sacha Verna, Mathias Plüss, Christa Wüthrich, Thomas Zaugg, Iris Muhl, Sandra Weiss. Drei nominierte Texte wurden im „Magazin“ publiziert, zwei in der „Zeit“. Originell ist der „Stilpreis“, mit welchem festangestellte Kolleginnen für ihren Stil auch in der Zusammenarbeit mit freischaffenden JournalistInnen gewürdigt werden.

www.rares.at

„NEULAND“ ERFORSCHEN

Nach „journal 21“ startet am 5. November mit NEULAND eine zweite Online-Zeitung, welche gratis hintergründigen Journalismus anbietet. NEULAND ist ein multimediales Monatsmagazin und will eine Plattform bieten „für freie Medienschaffende, die in den angestammten Medien für ihre Arbeiten kaum mehr bezahlende Abnehmer finden oder an einer nachhaltigen Verbreitung ihrer Arbeiten interessiert sind“, wie die Initiatoren schreiben. Als Kerngruppe zeichnen Anita Hugli, Judith Stofer, Daniel Hitzig, Nicole Aeby, Lena Eriksson und Klaus Affolter.

Wichtig sind bei NEULAND der multimediale Charakter und die Nutzung der Darstellungsmöglichkeiten im Web. So sollen neben Texten auch Bildreportagen, Audiostrecken und Dokumentarfilme angeboten werden.

Angesprochen sind alle Autorinnen und Autoren, welche über ihre Werke verfügen und bereit sind, diese NEULAND anzubieten und damit ein Publikum zu finden. Jetzt baut das Projekt noch auf dem unbezahlten Idealismus der Kerngruppe auf. Mittelfristig sollen durch Abos und Finanzbeiträge von Partnern so viele Einnahmen generiert werden, dass den Freien adäquate Honorare bezahlt werden können.

www.neuland-mag.net

Seite bazab3

heute

Die vergessenen Opfer

Dioxin als Erbe des Krieges bedroht noch immer Millionen Vietnamesen

Heiner Hiltermann

In Vietnam haben die USA 1975 bei ihrem Abzug nach langen Jahren Krieg ein zerstörtes Land hinterlassen. Vieles ist wiederaufgebaut, doch im Boden lauert noch immer eine tödliche Gefahr: Dioxin, Bestandteil des Entlaubungsmittels Agent Orange.

80 Millionen Liter Pflanzengifte haben Spezialflugzeuge der US-Truppen zehn Jahre lang bis 1971 über Vietnam versprüht und so ein Achtel des Landes mit dem Ultragift Dioxin verseucht. Noch in der dritten Generation kommen heute in Vietnam Kinder mit massiven körperlichen Behinderungen zur Welt.

1961 gab US-Präsident John F. Kennedy seine Zustimmung zu ersten Versuchen mit den Entlaubungsmitteln. Der zynische Name des Programms: Ranch Hand, Farmhelfer. Von 1965 an wurde vor allem Agent Orange, benannt nach dem orangen Streifen auf den Giftfässern, grossflächig versprüht. Drei Ziele hatte die Aktion: Die Entlaubung der Wälder sollte die Verstecke des Feindes enttarnen; die Nachschubwege des Vietcong, vor allem der sogenannte Ho-Chi-Minh-Pfad, sollten zerstört werden; um die eigenen Basen und Flugfelder wollten die US-Befehlshaber freie Sicht haben. Zudem wurden Ackerflächen vergiftet, um dem Feind die Ernährungsgrundlage zu rauben.

Drei Millionen Vietnamesen sind unmittelbar dem Gift ausgesetzt gewesen, erklärt Pernille Goodall vom UNO-Entwicklungsprogramm UNDP. Das jedenfalls schätzen die lokalen Behörden. Doch die Zahl birgt Unsicherheiten: Die US-Amerikaner haben ihre Sprühaktionen unzureichend dokumentiert. Deshalb auch ist nicht exakt festzustellen, wie viel Dioxin das südostasiatische Land getroffen hat. Wissenschaftler gehen von 220 bis 360 Kilogramm Dioxin aus. Zum Vergleich: Im norditalienischen Seveso, wo 1975 ein Chemiereaktor in einer zum Roche-Konzern gehörenden Fabrik explodierte, wurden 1,5 Kilogramm Dioxin freigesetzt.

Dioxin ist ein langlebiges Gift, das im Boden verbleibt und deshalb eine dauerhafte Gefahr für die Menschen darstellt. Besonders stark betroffen sind ehemalige US-Stützpunkte in Vietnam, auf denen die Giftfässer gelagert und die Flugzeuge betankt wurden. In Da Nang zum Beispiel ergaben aktuelle Stichproben, dass die Dioxinkonzentration im Boden 300- bis 400-mal höher ist als der zulässige Wert. Über die Nahrungskette ist die Vergiftungsgefahr heute noch für die Menschen gross, die in der Nähe der verseuchten Gebiete leben.

kostspielig. Das Gift zu entfernen ist ein aufwendiges und kostspieliges Unterfangen. Zwar haben die USA im Friedensabkommen von Paris 1973 Reparationszahlungen versprochen. Gezahlt aber wurde bislang wenig. Die US-Regierung weigert sich, Agent Orange als Ursache der vielen Missbildungen und Erkrankungen in Vietnam anzuerkennen. Der Argumentation folgen auch die US-Gerichte, die bislang alle Klagen vietnamesischer Opfer zurückgewiesen haben.

Entschädigung. US-Veteranen allerdings, die beim Umgang mit dem Ultragift kontaminiert worden waren, hatten Erfolg. In einer aussergerichtlichen Einigung mit den Herstellerfirmen von Agent Orange – unter anderem Monsanto und Dow Chemical – haben sie rund 200 Millionen Dollar Entschädigung zugesprochen bekommen.

Vietnam selber hat die Opfer lange Jahre ignoriert. Für die Regierung in Hanoi hatte die wirtschaftliche Entwicklung Priorität, gute Beziehungen zu den USA waren dafür unabdingbar. Entschädigungsforderungen hatten da keinen Platz. Erst langsam beginnt der Staat damit, Betreuungszentren aufzubauen. Bis heute sind die Opfer auch auf private Initiativen angewiesen (siehe BaZ vom 30. Juni).

Die Sanierung der Böden wird erst jetzt angegangen. UNDP ist hier die treibende Kraft. Drei besonders stark verseuchte Gebiete sind erste Ziele, erklärt UNDP-Sprecherin Pernille Goodall: die Flughäfen von Da Nang, Bien Hoa und Phu Cat. Die bisher im Sanierungstopf vorhandenen fünf Millionen Dollar reichen aber bei Weitem nicht. 59 Millionen Dollar, so Goodall, seien allein für diese drei «Hotspots» nötig. Um alle bislang bekannten dioxinverseuchten Böden zu säubern, sind mindestens 98 Millionen Dollar nötig. Geldgeber dafür haben sich bislang noch nicht gefunden. Es wird noch eine Weile dauern, bis die Vietnamesen wieder gefahrlos auf ihrem Land leben können.

Buch zum Thema: Peter Jaeggi (Hrsg.): «Als mein Kind geboren wurde, war ich sehr traurig», mit Fotos von Roland Schmid; Lenos Verlag, Basel; Fr. 39.80

stichwort

Dioxin

Ultragift. Dioxin ist der Sammelname für eine Gruppe chlororganischer Verbindungen. Sie entstehen als Nebenprodukte bei der Herstellung chlorhaltiger Chemikalien, in Müllverbrennungsanlagen, aber auch bei Vulkanausbrüchen und Waldbränden. Sie sind hochgiftig. Das beim Chemieunfall

im norditalienischen Seveso freigesetzte Dioxin TCDD (2,3,7,8-Tetrachlordibenzodioxin) gilt als giftigste je von Menschen produzierte Substanz. Dioxine sind überall in der Umwelt vorhanden, kein Mensch kann die Aufnahme vermeiden. Die Weltgesundheitsorganisation hat die täglich zulässige Dosis auf ein bis vier Picogramm pro Kilogramm Körpergewicht festgelegt. Das ist etwa das Doppelte dessen, was jeder Schweizer laut Schätzungen im Durchschnitt pro Tag aufnimmt, meistens über fetthaltige tierische Lebensmittel wie Fleisch, Fisch, Milchprodukte, aber auch über Gemüse. Dioxine sind chemisch sehr stabil und werden nur sehr langsam abgebaut. Sie schädigen den Fötus und beschleunigen die Entstehung von Krebs aus vorgeschädigten Zellen. heh

Autor: sf/bers

Vermischtes

Moser: «Elefantendame Sabu hat ein Erziehungsproblem»

Die zwei unbegleiteten Ausflüge der Elefantendame Sabu haben Folgen: Knie nimmt den Dickhäuter vorläufig aus dem Zirkusprogramm und bringt ihn in den Kinderzoo Rapperswil. Die Aussagen von Andreas Moser, Biologe und Leiter der Sendung «NetzNatur» beim Schweizer Fernsehen, haben sich demnach bestätigt: Sabu hat ein Erziehungsproblem.

Die Elefantenkuh hat erfasst, dass sie mit dem Weglaufen ihr Durchsetzungsvermögen (Dominanzverhalten) demonstrieren kann, wie der Zirkus Knie bekannt gab.

Die Direktion ist der Meinung, dass Sabu am besten vorübergehend in Knies Kinderzoo (Rapperswil) aufgehoben ist. Sie trifft dort ihre vier Genossinnen, welche sie vom Winter her kennt. Die Direktion des Schweizer National-Circus ist überzeugt, mit dieser Massnahme die für Sabu bestmögliche Entscheidung getroffen zu haben.

Die Arbeit mit Elefanten im Zirkus ist ein «Bluff-Spiel», wie Andreas Moser bereits im Vorfeld gegenüber «tagesschau.sf.tv» erklärte □ es geht um die Frage «Wer ist der Stärkere?» Solange ein Elefant akzeptiert, dass sein Tierpfleger mächtiger ist, funktioniert das Spiel. Dies gelte im Grund für alle Wildtiere, mit denen der Mensch in direktem Kontakt arbeitet.

«Das Machtspiel funktioniert nicht mehr»

«Sabu hat aber offenbar begriffen, wie das Spiel geht und stellt nun ein Risiko dar», erklärt Moser gegenüber «tagesschau.sf.tv». Das bedeute aber keinesfalls, dass Sabu deshalb als böse einzustufen sei. Nur funktioniert das Machtspiel offenkundig nicht mehr. Für den Biologen besteht die Chance, dass Knie das Verhalten von Sabu über die Dressur wieder in den Griff kriegt.

Elefanten sind Gewohnheitstiere: So lange Abläufe eingehalten werden und ihnen eine vertraute Umgebung geboten wird, fühlen sie sich sicher und haben keinen Grund, auszubüxen. Verlässt ein Elefant hingegen diesen Rahmen, wie Sabu dies in Zürich getan hat, so ist die Stressbelastbarkeit eine komplett andere. «Und ein gestresster Elefant kann gefährlich sein», sagt Moser. Aufgrund der Verunsicherung könne alles, was von aussen kommt, den Elefant verwirren und Flucht oder Wut provozieren.

«Tiere nicht als Unterhaltung betrachten»

Da Sabu ein Zirkustier ist, ging von ihrem Verhalten beim Alleingang durch die Zürcher Innenstadt keine akute Gefahr aus, wie Moser meint. Solche Elefanten seien an Verkehr und Menschen angewöhnt. Im Zirkus würden die Wildtiere zudem

stärker beschäftigt, als dies in Zoos der Fall sei. Doch die Einschränkungen sind hoch: So haben Zirkustiere beispielsweise keine stabile Umgebung, in der sie ein Familienleben entwickeln und sich artgerecht austauschen können.

Deshalb sieht Andreas Moser den Zirkus auch kritisch: «Shows mit wilden Wildtieren, die auf der Dominanz des Menschen basieren, sind nicht mehr zeitgemäss, denn es dringend nötig, dass wir zu Tieren in der Natur eine Respektbeziehung entwickeln, und sie nicht als Unterhaltung betrachten.»

Elefanten im Zirkus Knie nicht mehr angekettet

Der Schweizer Tierschutz (STS) gibt dem Zirkus Knie in seinen jährlichen Zirkusberichten ein gutes Attest. Gegenüber «tagesschau.sf.tv» hält Peter Schlup, Zoologe und Leiter der Fachstelle Wildtiere beim STS, fest: «Ich bin froh, gibt es Elefanten nur beim Zirkus Knie». Es sei der einzige Zirkus, dem er bezüglich der Haltung von Elefanten ein gutes Testat ausstellen könne.

Knie sei stets bestrebt, Verbesserungen vorzunehmen und habe bereits positive Anpassungen gemacht: Die Knie-Elefanten sind nicht mehr angekettet. Positiv für Schlup auch: Die Dickhäuter werden mental und körperlich gefordert sowie täglich geduscht und geschrubbt. Knie mache seine Arbeit unter den Umständen eines fahrenden Unternehmens gut.

«Elefanten bleiben Wildtiere»

Peter Jaeggi, Publizist mit fundierten Kenntnissen über Elefanten, prangert die Haltung von Wildtieren in Gefangenschaft generell an. Knie habe zwar den Ruf, die beste Elefantenhaltung zu haben. Und dennoch: Man werde in Zoos und Zirkussen der artgerechten Haltung von Wildtieren nicht gerecht. Der Zirkus sei aufgrund der Transporte am allerwenigsten geeignet. Die Elefanten bleiben Wildtiere □ und damit unberechenbar, meint Jaeggi.

Die Befürchtung von Jaeggi: Die Haltung der Elefanten im Zirkus Knie könnte nun auf Kosten der Tiere geändert werden.

Seite bazab28

stadt

Schön, überschaubar, menschlich

Der Counter-Tenor Graham Pushee erinnert sich in Sydney an die Basler Zeit

Peter Jaeggi, Sydney

23 Jahre lebte er in Basel, wo seine Karriere als Counter-Tenor begann. Heute ist Graham Pushee (55) in seiner Geburtsstadt Sydney Co-Direktor einer Agentur für klassische Musik.

So ging die Tür Nummer 21 in die Geschichte des Opernhauses von Sydney ein. Es ist der Abend, als im Operntheater der römische Feldherr Julius Cäsar alias Graham Pushee mitten durchs Publikum auf die Bühne schreiten soll. So will es die Neuinszenierung der gleichnamigen Händel-Oper. Doch Cäsar kommt nicht! Eine neue Platzanweiserin hatte die Tür abgeschlossen. Als die Frau samt ihren Schlüsseln endlich gefunden wird, beginnt der zweite Akt des Dramas: Das Orchester spielt – und muss erneut abbrechen. Die gute Frau hatte die von beiden Seiten verschliessbare Tür nur innen aufgesperrt. Cäsar bleibt erneut vor der Tür. «Beim dritten Anlauf klappte es. Augenzwinkern schritt ich durchs Publikum. Es brach in schallendes Gelächter aus», erinnert sich Graham Pushee.

Wir unternehmen mit dem Counter-Tenor einen Rundgang durchs Opernhaus von Sydney und einen Weg zurück in Pushees Vergangenheit. Es geht durch enge Korridore und vorbei an Garderoben, deren Fenster den Blick auf den Botanischen Garten freigeben. Für den Künstler war er vor seinen Auftritten eine Oase der Ruhe und der Vorbereitung zur Perfektion. Weltweit haben es die Kritiker dem zierlichen und sensibel wirkenden Künstler gedankt. Die «Washington Post» schrieb nach einer Vorstellung über seinen Gesang: «Hypnotisierend, zärtlich, anmutig.»

beste schule. Wir stehen auf der Bühne des Operntheaters. «Hier habe ich so viele Abende verbracht!» Auf dieser Opernbühne gab er vor vier Jahren seinen allerletzten Auftritt. Seither stand er nie mehr auf diesen Brettern. Wehmütig? Ein Gefühl der Sehnsucht? Er zögert einen Augenblick. «Ein bisschen ... Ich habe mich damit abgefunden. Es war ein wunderschöner Teil meines Lebens, jetzt hat ein neuer Abschnitt begonnen.»

Als freischaffender Sänger war er manchmal bis zu zehn Monate im Jahr von zu Hause weg. Paris, Berlin, Boston, Madrid ... 1978 traf er in Basel ein, wo er 23 Jahre lang am Totentanz wohnte. Heute sagt er: «Geblichen sind gute Erinnerungen. Basel war für mich eine sehr schöne und erfolgreiche Zeit.» Die Auszeichnung mit dem Churchill Fellowship Special Award ermöglichte es ihm, zuerst in London, dann an «der weltbesten Schule für alte Musik» Gesang zu studieren: an der Schola Cantorum Basiliensis.

Eine wunderbare Zeit sei es gewesen. «Es war sehr familiär. Alle haben einander geholfen, es war eine sehr fördernde und lebenswürdige Atmosphäre.» Er erzählt in bestem Schweizerdeutsch; fast ein Vierteljahrhundert Basel hat auch linguistische Spuren hinterlassen.

alte quartiere. Neben der Schule sind ihm vor allem die kulturträchtigen, mittelalterlichen Häuser in Erinnerung geblieben. «Wenn Besuch aus Australien kam, gab es stets einen Spaziergang durch die alten Quartiere, denn so was gibt es in Sydney nicht.» Spontan in den Sinn kommen ihm die Mittlere Rheinbrücke, die Rheinfähren, die Fondation Beyeler in Riehen. «Basel ist einfach schön, die Stadt ist überschaubar und menschlich.» Seit 2001, als er Basel verliess, war er nie mehr am Rheinknie. «Aber ich erinnere mich sehr gerne an ein paar Freunde, die dort leben.»

Seit einigen Jahren ist Graham Pushee Co-Direktor und Mitbesitzer von Arts Management in Sydney, der grössten Managementagentur für klassische Musik im australisch-neuseeländischen Raum.

Am Schluss der lange Weg zurück durch das Labyrinth der Gänge des Opernhauses in Sydney. Er erzählt von seinem Haus in einem ehemaligen Arbeiterquartier, das er zusammen mit seinem Lebenspartner bewohnt, der als Obergewandmeister bei der Opera Australia arbeitet. Die beiden gehen jeden Morgen gemeinsam zu Fuss zur Arbeit. Fast eine Idylle. Glücklich? «Ja, ich bin sehr glücklich.»

Ausgaben-Nr. 80; Seite 46

Autor: Angela Schader (as)

Feuilleton (fe)

Das tugendhafte Tier

as. □ Die «heilige Kuh» ist hierzulande längst sprichwörtlich geworden; wer der Redewendung einmal auf den Grund gehen will, kann jetzt auf ein schön gestaltetes kleines Buch zurückgreifen, das die Kuh in Indiens Geschichte und Gegenwart, Mythologie und Lebenspraxis beleuchtet. Der Publizist Peter Jaeggi greift im Lauftext auf zahlreiche selbst geführte Interviews, Sachliteratur und klassische indische Texte zurück. Aus den Letztgenannten werden kurze Ausschnitte, ergänzt durch exquisite Miniaturmalereien, auf schwarzen Schmuckseiten präsentiert; Jaeggis eigene Fotografien begleiten den Text, der eine Fülle an Interessantem bietet, unter dem Embarras de Richesse allerdings auch ein wenig leidet. Ein letzter Schliff im Interesse von Struktur und Gliederung wäre wünschenswert gewesen, ebenso da und dort eine bessere Durchdringung der Materie. Wenn etwa detailliert auf den unbefangenen Umgang mit den Ausscheidungen der Tiere eingegangen wird, wüsste man gern, ob aus Kuhurin und -dung tatsächlich gesundheitlicher Nutzen zu ziehen ist; und wenn es heisst, die Kuh sei trotz ihrem Sonderstatus im Lauf der Geschichte «immer wieder» als Opfer oder zum Verzehr geschlachtet worden, deckt sich das nicht ganz mit der folgenden Darstellung. Frappant angesichts der Verehrung der gehörnten «Allmutter» ist das elende Dasein, welches ihr in Indien oft beschieden ist: Ein Leben am kurzen Strick, Krankheiten und schwindende Rücksichtnahme auf Tiere, die altershalber ausgesetzt und ihrem Schicksal überlassen werden, verheissen den 33 Millionen Gottheiten (sic!), die im Leib der Kuh beheimatet sein sollen, alles andere als ein irdisches Paradies.

Peter Jaeggi: Die heilige Kuh. Eine kleine indische Kulturgeschichte. Paulusverlag, Pérolles 2009. 120 S., Fr. 39.–.

Kultur

Das tugendhafte Tier

as. □ Die «heilige Kuh» ist hierzulande längst sprichwörtlich geworden; wer der Redewendung einmal auf den Grund gehen will, kann jetzt auf ein schön gestaltetes kleines Buch zurückgreifen, das die Kuh in Indiens Geschichte und Gegenwart, Mythologie und Lebenspraxis beleuchtet. Der Publizist Peter Jaeggi greift im Lauftext auf zahlreiche selbst geführte Interviews, Sachliteratur und klassische indische Texte zurück. Aus den Letztgenannten werden kurze Ausschnitte, ergänzt durch exquisite Miniaturmalereien, auf schwarzen Schmuckseiten präsentiert; Jaeggis eigene Fotografien begleiten den Text, der eine Fülle an Interessantem bietet, unter dem Embarras de Richesse allerdings auch ein wenig leidet. Ein letzter Schliff im Interesse von Struktur und Gliederung wäre wünschenswert gewesen, ebenso da und dort eine bessere Durchdringung der Materie. Wenn etwa detailliert auf den unbefangenen Umgang mit den Ausscheidungen der Tiere eingegangen wird, wüsste man gern, ob aus Kuhurin und -dung tatsächlich gesundheitlicher Nutzen zu ziehen ist; und wenn es heisst, die Kuh sei trotz ihrem Sonderstatus im Lauf der Geschichte «immer wieder» als Opfer oder zum Verzehr geschlachtet worden, deckt sich das nicht ganz mit der folgenden Darstellung. Frappant angesichts der Verehrung der gehörnten «Allmutter» ist das elende Dasein, welches ihr in Indien oft beschieden ist: Ein Leben am kurzen Strick, Krankheiten und schwindende Rücksichtnahme auf Tiere, die altershalber ausgesetzt und ihrem Schicksal überlassen werden, verheissen den 33 Millionen Gottheiten (sic!), die im Leib der Kuh beheimatet sein sollen, alles andere als ein irdisches Paradies.

Peter Jaeggi: Die heilige Kuh. Eine kleine indische Kulturgeschichte. Paulusverlag, Pérolles 2009. 120 S., Fr. 39.–.

Ausgaben-Nr. 2; Seite 32

Gruene Welt

Tourismus

Schweizer Hilfsprojekt bedroht Python-Paradies

Mit Schweizer Steuergeldern wird auf der indonesischen Insel Flores ein Tourismusprojekt realisiert. Es soll der Bevölkerung ein Einkommen bieten und bezieht auch eine Pythonhöhle mit ein. Experten warnen: Wird die Höhle erschlossen, bedeutet dies das Aus für die Schlangen.

VON PETER JAEGGI

Mit gesenktem Kopf kniet der einheimische Bauer vor dem dunklen Loch, in das gleich eine Gruppe Touristen steigen wird. «Ihr Ahnen, wir grüssen euch», setzt er zum Gebet an. «Sorgt euch nicht. Empfängt uns wohlwollend. Schützt uns!»

Ohne dieses Ritual darf niemand die 170 Meter lange Höhle betreten, die lokale Gemeinschaft empfinde dies als Respektlosigkeit gegenüber den Lebewesen in der Grotte. Der Legende nach wurde einst ein ganzes Dorf an diesen Ort verbannt: Weil die Bewohner Inzucht betrieben, wurden sie in Schlangen verwandelt. Für die Einwohner der indonesischen Insel Flores ist die Höhle Wae Wau, übersetzt: «stinkendes Wasser», deshalb ein heiliger Ort.

Ihrem Namen macht sie alle Ehre. Mit jedem Schritt wird der Ammoniakgestank beissender. Schuld ist der Kot von Abertausenden von Flughunden und Fledermäusen. Nach 90 Metern enthält die Luft noch 14 Prozent Sauerstoff – normal wären 21 Prozent. Besucher ringen nach Luft, kriegen Angst. Manchmal reicht das mit Fledermauskot durchsetzte Wasser bis zu den Oberschenkeln. Darin wimmelt es von kleinen Fledermäusen – noch zappelnden, aber auch toten. Auch Wände und Decke sind voller Fledermäuse und Insekten.

Ari Daru, der Führer der kleinen Gruppe, ruft: «Schaut, dort liegt ein Netzpython! Links oben, zusammengerollt in einer kleinen Seitenhöhle. Ich glaube, der misst über vier Meter.» Nur kurz ist die goldgelb gezeichnete Schlange zu sehen. Sie fühlt sich durch die Besucher gestört und schleicht ab. Als Ari Daru das letzte Mal hier war, entdeckte er ein Dutzend Netzpythons.

Schweiz investiert fünf Millionen

Bis vor kurzem kannte kaum ein ausländischer Besucher diesen Ort. Das änderte sich mit der Ankunft von Swisscontact, der Entwicklungsorganisation der Schweizer Wirtschaft. Laut Eigenwerbung fördert sie seit 1959 durch Beratung, Aus- und Weiterbildung die privatwirtschaftliche und soziale Entwicklung in Ländern des Südens und Ostens.

Auf Flores setzt Swisscontact im Rahmen der wirtschaftlichen Entwicklungszusammenarbeit ein Tourismuskonzept des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) um. Ausbildung von Tourismusfachleuten, Weiterbildung für Guides und

Hotelangestellte, Beratung für Hotelbetreiber, Aufbau, Marketing und umweltgerechtes Management von neuen Destinationen das sind die Ziele des Seco-Projekts auf Flores. All dies geschieht in Zusammenarbeit mit dem indonesischen Staat und örtlichen Institutionen. Das Projekt ist auf vier Jahre angelegt; das Seco investiert rund fünf Millionen Franken. Vom Schweizer Geldfluss soll vor allem die lokale Bevölkerung profitieren.

Touristen vertreiben die Tiere

Die Aufbauhilfe der Schweizer wird vor Ort geschätzt. Biologen kritisieren aber, dass neben unproblematischen Gebieten auch die Pythonhöhle Wae Wau touristisch erschlossen werden soll. Einer davon ist Mark Auliya. Aus Rücksicht auf die Tiere sollten nur Forscher die Höhle besuchen, meint der deutsche Schlangenspezialist. «Ein Massenansturm von Besuchern könnte Flughunde und Fledermäuse so stark stören, dass sie den Ort verlassen.» Ist die Nahrungsgrundlage der Netzpythons weg, verschwinden auch die Schlangen, befürchtet Auliya. Das weiss auch der einheimische Führer Ari Daru: «Besucher vertreiben die Fledermäuse. Das habe ich in einer anderen Höhle selbst erlebt. Dort hat es jetzt keine Schlangen mehr.»

Doch nicht nur für die Tiere, sondern auch für die Menschen könnte die touristische Nutzung der Höhle gefährlich werden, denn Flughunde übertragen Krankheiten. «Wer in den Tropen und Subtropen eine Fledermaushöhle betritt, setzt sich krank machenden Pilzsporen aus», warnt etwa der renommierte kanadische Fledermausforscher Brock Fenton. Histoplasmen, wie diese Erreger heissen, finden sich vor allem im Umfeld von Vogelniststätten sowie in Fledermaushöhlen, wo sich die Pilze im Erdboden, insbesondere im Kot, entwickeln. Die Pilzsporen gelangen über die Atemluft in den Körper und lösen die sogenannte Histoplasmose aus – eine Krankheit, die zwar meist nur grippeähnliche Symptome verursacht, aber in Ausnahmefällen auch zum Tod führen kann. Daneben können Flughunde auch Tollwut übertragen. «Deshalb», so Brock Fenton, «rate ich dringend vom Besuch solcher Fledermaushöhlen ab.»

Warnungen werden überhört

Unterstützung erhalten die Kritiker auch von der Schweizer Geografin und Agrarökologin Ladina Alioth. Sie hat eine Tragfähigkeitsstudie zum Projekt erstellt und ist in ihrem Bericht zum Schluss gekommen, dass sich die Höhle Wae Wau nicht für den Tourismus eignet: «Das höchst sensible Ökosystem ist ein limitierender Faktor für eine touristische

Nutzung.» Ausserdem, so Alioth, würden von der Entwicklung der Höhle nur sehr wenige Menschen aus der lokalen Bevölkerung profitieren.

Swisscontact-Projektleiter Thomas Ulrich räumt zwar ein, dass die Höhle «aus ökologischer Sicht kein Platz für Massentourismus» sei. Trotzdem steht das Logo von Swisscontact auf einer überall erhältlichen Karte, die das ökologisch fragile Schlangenbiotop speziell hervorhebt.

Auch das Seco sieht in der Entwicklung der Höhle kein Problem. «Allen Beteiligten ist klar, dass an dieser einzigartigen, aber abgelegenen und eher unwirtlichen Lokalität Massentourismus gar keine Chance hat, sondern allenfalls eine limitierte Anzahl fachlich speziell interessierter Besucher angesprochen wäre», schreibt Seco-Projektleiter Stefan Denzler in einer Stellungnahme. «Diese Höhle ist darum auch nur marginal Teil der gesamten, die lokale Bevölkerung miteinbeziehenden Massnahmen im Hinblick auf einen nachhaltigen Tourismus auf Flores.»

Behörden setzen auf Touristen

Die Tourismusbehörde von Westflores scheint dies allerdings anders zu sehen. Bereits hat sie den ursprünglichen Namen der Höhle durch die werbewirksamere Bezeichnung «Snake Palace» Schlangenpalast – ersetzt. «Die Höhle hat einen sehr hohen touristischen Stellenwert», sagt der zuständige Beamte, Konstant Nandus. Deshalb plane man auch eine Strasse, die zu dem kleinen Naturparadies führen soll.

Die Kritiker des Projekts befürchten das Schlimmste für die Schlangenhöhle. Thomas Ulrich dagegen rät, als Schutzmassnahme gegen zu viele Besucher «den Eingang mit einem Eisengitter» abzuschliessen. Ob das reichen wird? Bereits hätten viele Touristen die Höhle besucht, berichten Einheimische – und das noch vor dem Bau der geplanten Erschliessungsstrasse.

Netzpython

Das längste Reptil der Welt Mit einer Länge von bis zu neun Metern ist der Netzpython die längste Schlange und damit das längste Reptil der Welt und doch weitgehend unbekannt. Wegen ihrer schönen Haut wird die Riesenschlange in Südostasien stark bejagt.

Der Netzpython (*Python reticulatus*) gehört zur Familie der Riesenschlangen und ist die längste Schlange der Welt. Das längste nachgewiesene Exemplar mass 8,7 Meter, wog 145 Kilogramm und lebte im Zoo von Pittsburgh (USA). In Gefangenschaft kann der Riese über 30 Jahre lang leben. Wie alt der Netzpython in Freiheit wird, ist nicht bekannt.

Das Verbreitungsgebiet des Netzpythons umfasst grosse Teile Süd- und Südostasiens: Es erstreckt sich vom indischen Bundesstaat Assam und Bangladesch sowie der Nikobaren-Inselgruppe im Westen bis zu den Philippinen und in den Osten Indonesiens.

Netzpythons sind sehr gute Schwimmer und haben viele Inseln Süd- und Südostasiens besiedelt. Bereits 1908 wurde der Netzpython daher auch als eine der ersten Wirbeltierarten wieder auf der Insel Krakatau festgestellt, nachdem diese 1883 durch einen Vulkanausbruch völlig zerstört worden war.

Wenig Scheu vor Siedlungen

Netzpythons sind sehr anpassungsfähige Tiere und besiedeln heute auch landwirtschaftliche Nutzflächen sowie Dörfer und Städte. Erwachsene Exemplare suchen meist Verstecke auf dem Boden auf. Über deren Art ist wenig bekannt, in besiedelten Bereichen ruhen die Tiere aber regelmässig unter Häusern. Grosse Exemplare nutzen Wasserstrassen, um sich geräuschlos ihrer Beute zu nähern.

Auf dem Menüplan der jüngeren Netzpythons stehen mehrheitlich kleine Säugetiere wie Ratten oder Fledermäuse. Grössere Exemplare verzehren Hühnervogel, Affen, Schuppentiere, Kleinhirsche, aber auch bis zu 50 Kilogramm schwere Schweine. Belegt sind zudem auch wenige tödlich verlaufene Übergriffe auf Menschen.

Meist aber ist nicht der Mensch, sondern das Tier das Opfer. Netzpythons werden vor allem wegen ihrer Haut gejagt, die zu Schuhen, Taschen, Portemonnaies oder Stiefeln verarbeitet wird. Jährlich werden über 300 000 Netzpythons zur Lederverarbeitung gefangen. Vielerorts ziehen die Jäger den Schlangen die Haut bei lebendigem Leib ab.

Pythonfleisch als Potenzmittel

Laut dem deutschen Zoologen und Schlangenspezialisten Mark Auliya ist die Art dank ihres grossen Verbreitungsgebietes nicht gefährdet. Prekär sei aber die Situation der Tiere in Malaysia und Indonesien, wo der Bestand stark abgenommen habe. «Der Hauthandel hat dazu geführt, dass lokale Populationen so stark dezimiert wurden, dass etablierte Händler ihr Geschäft aufgegeben haben.» Die beiden Länder exportieren zurzeit über 300 000 Pythons jährlich. Die Ausfuhr ist zwar legal, jedoch alles andere als nachhaltig. Die Nachfrage ist so gross, dass heute immer mehr Netzpythons noch vor ihrer Geschlechtsreife gefangen werden. Auch die traditionelle asiatische Volksmedizin fordert zahlreiche Opfer unter den Schlangen; auf der Insel Flores wird das rohe oder gedörrte Fleisch des Netzpythons als Potenzmittel verwendet, und Pythonfett wird bei Gelenkschmerzen eingerieben.

Der Netzpython ist im Washingtoner Artenschutzübereinkommen gelistet und unterliegt daher Handelsbeschränkungen.

Seite 42ot

St. Galler Tagblatt, Ausgabe für die Region Rorschach OT-Rorschach

Pater Ernst Waser im Radio

RHEINECK/INDONESIEN. Am Sonntag sendet Schweizer Radio DRS 1 eine einstündige Reportage des Schweizer Journalisten Peter Jaeggi über den Schweizer Steyler Pater Ernst Waser in Indonesien.

Der heute 80jährige Pater Ernst Waser, der im Gymnasium Marienburg in Rheineck tätig war, lebt seit über 30 Jahren als Missionar auf der Insel Flores. Er leitete dort den Bau von Schulen, Spitäler, Kirchen, Trinkwasserversorgungen, Strassen und Brücken. Er hat Waisenkinder grossgezogen und wurde mangels Ärzten zum Sanitäter. Und dank guter Beziehungen zur moslemischen Bevölkerung baute er religiöse Spannungen ab; in einem Moslemdorf errichtete er sogar eine Moschee.

Früh reifte im 1954 zum Priester geweihten Ernst Waser der Wunsch, als Missionar zu wirken. Doch seine Vorgesetzten lehnten ab. 13 Jahre wirkte er als Internatsleiter des Steyler Gymnasiums Marienburg in Rheineck, darauf als Hausoberer und als Provinzial (Leiter) der Schweizer Steyler Missionare. Wie Theologie studierte er auch Recht mit Abschluss als lic. iur. Die Tätigkeit in der Missionsprokur der Steyler verschaffte ihm viele Kontakte zu Besuchern aus der Dritten Welt, auch zum Bischof von Ruteng auf Flores. Dank einer Einladung für ein Praktikum auf dieser Insel wurde schliesslich 1977 die Ausreise nach Indonesien genehmigt. (XSch)

So 28. Februar, 14 bis 15 Uhr, Radio DRS 1, «Menschen und Horizonte»; www.peterjaeggi.ch; www.santuklaus.ch/content/view/30/66/

Pater Ernst Waser

Regionale

Radio-Tipp

Reportage über Pater Ernst Waser

Am Sonntag, 28. Februar, sendet das Schweizer Radio DRS 1 in «Menschen und Horizonte» eine einstündige Reportage (14 bis 15 Uhr) über den Schweizer Steylerpater Ernst Waser. Dieser ist in Oberdorf aufgewachsen, hat in Stans das Kollegi absolviert und ist nun seit über 30 Jahren auf der indonesischen Insel Flores als Missionar tätig. Der Solothurner Journalist Peter Jäggi hat den heute 80-jährigen Pater auf Flores besucht. Waser baute dort Schulen, Spitäler, Kirchen, unzählige Trinkwasserversorgungen, Strassen und Brücken. Er zog Waisenkinder gross und wurde mangels Ärzten zum Sanitäter. Dank seinen guten Beziehungen zur muslimischen Bevölkerung baute er religiöse Spannungen ab. Und: Er baute den Ranft des Heiligen Bruder Klaus originalgetreu nach.
(red)

Seite 15

Autor: von Peter Jaeggi (Text und Bilder)

Regionen

Das Immunsystem hat kein Musikgehör

Der Solothurner Samuel Erb hat sich in seiner Maturaarbeit mit den Auswirkungen des Singens auf die Gesundheit befasst

Stärkt Singen das Immunsystem? Um es herauszufinden, liess der Solothurner Samuel Erb für seine Maturaarbeit rund 50 Mitgliedern des Singkreises Wasseramt Blut abzapfen. Jetzt liegen die Resultate vor. Und mit ihnen die Ernüchterung: Singen nützt wohl nichts gegen Grippe & Co.

Eine frühere Arbeit der Universität Frankfurt deutete darauf hin, dass aktives Singen die Konzentration jener Immunglobuline fördert, die zum Beispiel auf den Schleimhäuten des Nasen-Rachen-Raumes wirksam sind. Immunglobuline sind Eiweisse. Sie stützen die Abwehr des Immunsystems.

Samuel Erb, einst Sängerknabe der St.-Ursen-Kathedrale, wollte es mit seiner Maturaarbeit genauer wissen und die Frankfurter Studie stützen. Jetzt liegen die Resultate vor und mit ihr die Ernüchterung: Der musikalische Gebrauch der menschlichen Stimme hat keinen relevanten Einfluss auf die Konzentration der untersuchten «Immunglobuline A» im Blut. Als die Männer und Frauen des Singkreises Wasseramt im letzten Sommer «Porgy & Bess» übten, brachten sie allenfalls ihre Gemütsverfassung auf ein Hoch, nicht aber die Globuline. Die durchschnittliche Steigerung der analysierten Globulineanteile im Blut beträgt nämlich lediglich 0,25 bis 1,43 Prozent. Bei knapp der Hälfte der Singkreisler ist der Anteil gleich geblieben oder gar leicht gesunken.

Samuel Erb schreibt in seiner Arbeit: «Also muss ich zum Schluss kommen, dass Singen keinen wirklich relevanten Einfluss auf die Immun-globuline-A-Konzentration im Blut eines Menschen hat.» Sein Befund bedeute allerdings nicht, dass das Singen überhaupt keine Wirkung auf die menschlichen Abwehrkräfte ausübe. Um eine wirklich schlüssige Antwort zu erhalten, müssten weitere Untersuchungen folgen.

So ganz logisch erscheint Samuel Erb die These aber grundsätzlich nicht. «Denn das würde ja bedeuten, dass sich der Körper während des Singens angegriffen fühlt und versucht, eine Abwehr aufzubauen», sagt der Solothurner. Auch wenn unser Immunsystem kein Musikgehör zu haben scheint, ein Trost bleibt: Mit Sicherheit bewiesen ist, dass Gesang das Wohlbefinden fördert. Und vielleicht könnte das ja aufs Immunsystem tatsächlich motivierend wirken.

Seite 14

Autor: von Fränzi Rütli-Saner

Regionen

Der mit den heiligen Kühen Indiens tanzt

Der Niederwiler Journalist und Radioredaktor Peter Jaeggi geht einem religiösen Phänomen nach – nicht nur in Indien

Kühe waren auf dem indischen Subkontinent schon immer etwas Besonderes. Nun legt der im solothurnischen Niederwil lebende Journalist und Radioredaktor Peter Jaeggi ein Buch über dieses typisch indische Religionsphänomen vor und erhellt dabei so manches, was einem normalen Westeuropäer bisher ein Rätsel blieb.

«Kühe sind die Treppen zum Himmel. Selbst von den Planeten werden sie verehrt. Sie erfüllen uns alle Wünsche. Nichts Grösseres gibt es als eine Kuh», ist beispielsweise in einem alten indischen Text nachzulesen. Jaeggi hat denn auch bei seinen Recherchen so manchen indischen heiligen Mann besucht und mit ihm über den Umgang, den Sinn und Zweck der heiligen Kühe gesprochen. Kühe sind die wandelnden Wohnstätten der indischen Götterwelt, und so ist nachzulesen, dass besonders wichtige Göttinnen im Hinterteil einer Kuh angesiedelt sind. Doch auch dem Bullen kommt in der indischen Mythologie eine wichtige Bedeutung zu.

Neben all den Erläuterungen zur indischen Mythologie besuchte der Autor auch Bewohner verschiedener Regionen Indiens, die mit den heiligen Kühen leben und leiden. Besonders beeindruckt beispielsweise die Begegnung mit einem Bauer, der vor 35 Jahren aus Versehen eine Kuh tötete und noch heute darunter leidet. Auch belegt der Autor, dass mit Mahatma Gandhi die Kuhverehrung einen neuen Höhepunkt erreichte, sah er doch in der Kuhverehrung einen Akt der Demut vor der ganzen Natur. Doch Jaeggi hat auch viele europäische Aussteiger getroffen, wie eine gebürtige Berlinerin, die seit vielen Jahren ein Asyl für alte und kranke Kühe betreibt.

Immer wieder sind im schön ausgestatteten Band Sagen aus der indischen Götterwelt eingestreut, und atemberaubende Fotos von den unzähligen Reisen, die Autor Jaeggi in Indien selbst schoss, sind eingefügt. Zum Schluss wird klar, dass nicht allein im Hinduismus der Kuh viel Göttlichkeit zugesprochen wird. In allen grossen Religionen der Welt nimmt dieses Tier eine besondere Stellung ein.

Peter Jaeggi «Die heilige Kuh». Freiburg, Paulus Verlag. 120 S. ill. Fr. 41.80.

Seite 1

Autor: Peter Jaeggi

Wissen

Tigerschutz wird zur Chefsache

In Indien leben dreimal weniger Tiger als ursprünglich angenommen. Die Gründe dafür sind neben Wilderei vor allem gefälschte Statistiken und Zählfehler.

Indiens Tiger verschwinden spurlos. Etwa aus dem Sariska-Nationalpark in Rajastan, der 2005 für Schlagzeilen sorgte. Stets behaupteten die Behörden, es lebten 15 bis 18 Tiger in dieser über 800 Quadratkilometer grossen Schutzzone, die nur etwa sechs Autostunden von der Hauptstadt Delhi entfernt liegt. Bis sich herausstellte: Kein einziger ist mehr dort. Ende Dezember 2008 berichtete die «Hindustan Times», dass auch im Panna-Reservat in Madhya Pradesh kein Tiger mehr zu finden sei. In den Statistiken tauchten 24 auf.

Die Gründe für das Verschwinden sind vielfältig. Tiger sind heiss begehrte Opfer von Wilderern, die vor allem den chinesischen Medizinalmarkt bedienen. Laut Traffic India, der Organisation, die den Handel mit gefährdeten Tier- und Pflanzenarten kontrolliert, werden in Indien jährlich um die 70 Tiger gewildert. Doch nicht wenige der vom Aussterben bedrohten Tiere verschwinden auch, weil es sie gar nie gegeben hat. Sie waren in gefälschten oder fehlerhaften Statistiken aufgeführt.

«Der Tiger ist unser Nationaltier und das Herzstück des indischen Wildtierschutzes, alle Augen sind auf ihn gerichtet. Jeder Nationalparkdirektor möchte deshalb mehr Tiger in seinem Revier haben als sein Kollege. Da half mancher Beamte bei den Zahlen etwas nach», sagt Vivek Menon, Direktor der Naturschutzorganisation Wildlife Trust of India (WTI). Zudem sind Tiger ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, der jährlich Hunderttausende von Touristen in die Reviere der Grosskatzen bringt. Darum setzt die zuständige Forstbehörde jetzt auch alles daran, den Sariska-Nationalpark wieder zu bevölkern. Kürzlich wurde ein Tigerpärchen in dieses Schutzgebiet eingeflogen.

Vermutlich gab es im Sariska-Park gar nie 15 bis 18 Tiere, wie behauptet wurde. Das hat aber nicht nur mit gefälschten Statistiken und Wilderei zu tun. «Bis vor kurzem wurden nur die Fussspuren gezählt», sagt Rajesh Gopal von der nationalen Tiger-Schutzbehörde. «Tiger-Spuren lassen sich aber oft nicht eindeutig auseinanderhalten und Tiere wurden nicht selten doppelt gezählt.»

Deswegen gab es letztes Jahr einen weiteren Tiger-Skandal. Präzisierte Zählungen mit Kamerafallen zeigten, dass es im Land nicht wie allgemein angenommen rund 4000 Tiger gibt, sondern nur noch 1411. Indiens Regierungschef Manmohan Singh sprach angesichts der arg geschrumpften Zahl von einer

nationalen Tiger-Krise und machte einmal mehr den Tiger-Schutz zur Chefsache, wie einst Indira Gandhi.

Hat der Tiger in Indien eine Zukunft? Viele Fachleute geben sich optimistisch. «Es ist uns in den letzten Jahrzehnten gelungen, Indiens Elefantenpopulation zu vergrössern und es gibt keinen Grund, dass dasselbe nicht auch mit dem Tiger gelingen sollte», sagt etwa S.C. Dey, einer der prominentesten Tiger-Experten Indiens. Er leitet in Delhi das Global Tiger Forum, die Koordinationsstelle für den weltweiten Tiger-Schutz. «Es geht jetzt vor allem darum, den politischen Willen für den Tiger-Schutz zu mobilisieren und die Leute aufzuklären, damit sie gewisse Einschränkungen in Kauf nehmen.»

Auch WTI-Direktor Vivek Menon ist überzeugt, dass der Tiger in Indien eine Zukunft hat. Das Tier sei vergleichsweise anspruchslos und könne auch unter widrigen Umständen überleben. «Trotzdem glaube ich, dass der Tiger an den meisten Orten Indiens aussterben wird, wenn wir nicht schnell genug handeln. Wir würden es aber niemals zulassen, dass er ganz ausstirbt», sagt Menon.

Der Tiger hat in Indien Götterstatus. Die mächtige Göttin Durga etwa benutzt den Tiger als Reittier. In der Magie der Veden, der ältesten Schriften Indiens, ist der Tiger der Wächter der Geheimnisse. Nie wird er dort als gewalttätig dargestellt. Er hat die Rolle eines Beschützers, er ist ein Symbol der Grösse der Natur und wird als erste Kreatur der Schöpfung gesehen. Ob dem Tiger seine Verwurzelung in der indischen Kultur helfen wird?

Mehr zum Thema und weitere Geschichten über Gesundheit und Natur in der aktuellen Ausgabe des Magazins «natürlich leben» (am Kiosk erhältlich).

WWF.

Tiger in Bedrängnis

Vor 100 Jahren lebten weltweit rund 100000 Tiger; von Indien über Indonesien bis nach Sibirien. Heute sind es laut WWF nur noch etwa 6000 Tiere. Der Kaspische, Balinesische und Javanische Tiger sind bereits ausgestorben. Indien beherbergt zirka 30 Prozent des weltweiten Tigerbestandes. Auf dem Subkontinent ist auch der Bengalische Königstiger zu Hause (im Bild). Nach dem Sibirischen Tiger ist er die zweitgrösste Tigerart und wird bis 2,90 Meter lang und 220 Kilogramm schwer. Der Einzelgänger markiert sein Revier von bis 50

Quadratkilometern mit Urin, Kot und Kratzspuren. Die Jungen bleiben etwa zwei Jahre bei ihren Müttern. Erst 1970 wurde die Tigerjagd verboten. (MZ)

Seite 14hb

St. Galler Tagblatt Focus

Blickfang

Der Glaube an die heilige Kuh

«All ihr teuflischen Dämonen weicht aus diesem Haus!» Mit den magischen Kräften des Bullen Rama will der Halbnomade Muthu die bösen Geister aus dem Haus vertreiben. Der Autor Peter Jaeggi geht den Spuren der heiligen Kuh auf dem indischen Subkontinent nach. «Wer sie verehrt, wird im nächsten Leben glücklich sein. Wer sie quält, den erwartet die Hölle.» (Kn.)

Peter Jaeggi: Die heilige Kuh. Paulus-Verlag, Fribourg, 2009. 39 Fr.

Bild: Quelle Bild: Quelle

Seite 1

Kanton SO

Kühe in einem indischen Kuh-Asyl

Wer als Hindu eine Kuh tötet, muss nach seiner Wiedergeburt das Schlimmste befürchten. So steht es in der Rig-Veda, der ältesten Schrift Indiens. So gilt die Kuh als physische und spirituelle Ernährerin. Der Niederwiler Radiojournalist Peter Jaeggi beschäftigt sich seit Jahren mit diesen Riten. Ab morgen ist sein Buch «Heilige Kuh - eine kleine indische Kulturgeschichte» zu haben. Heute Donnerstag sendet DRS1 um 20 Uhr dazu ein Hörbild mit dem Titel «Die heiligen Kühe Indiens - Mutter der Götter und der Menschen» vom gleichen Autor. Mehr Infos: www.peterjaeggi.ch (frb)

peeter jaeggi

Seite 1

Region SO

Blut- und Gesangsprobe in einem

Ein Maturand lässt den Singkreis Wasseramt bluten -- stärkt Singen das Immunsystem?

50 Mitwirkenden des Singkreises Wasseramt wurden einige Milliliter Blut abgenommen. Der Solothurner Maturand Samuel Erb (18) will herausfinden, ob es nach der Probe mehr Antikörper im Blut hat und somit Singen das Immunsystem stärkt.

Peter Jäggi (Text und Fotos)

Von den Sängerinnen und Sängern werden an diesem Probeabend nicht nur anspruchsvolle Töne abverlangt, sondern auch einige Milliliter Blut. Die Töne für das kommende Konzert, das Blut im Dienste der Wissenschaft.

Der Singkreis Wasseramt feilt unter seinem Dirigenten Markus Oberholzer an einer Schweizer Premiere von «Porgy&Bess». Zum ersten Mal kommt nämlich Gershwins Geschichte über den behinderten Porgy und die Prostituierte Bess nicht als Oper vors Publikum, sondern als Konzert (ab 12. September in Kriegstetten).

Singen gegen die Schweinegrippe?

In «Porgy&Bess» treibt zuweilen hochprozentiger Rum die Blutalkoholkonzentration in die Höhe. Doch sind es nicht die Promille, die den Solothurner Maturanden Samuel Erb interessieren, sondern ein ganz anderer Stoff im Blut. «Ich will herausfinden, ob Singen einen Einfluss auf das Immunsystem hat oder nicht, ob es sozusagen gegen die Grippe wirkt.» Singen also gegen die Schweinegrippe? So weit möchte er nicht gehen, lacht Erb. Immerhin aber zeigt eine Studie der Universität Frankfurt, dass aktives Singen - nicht Zuhören! - die Konzentration jener Immunglobuline fördert, die zum Beispiel auf den Schleimhäuten des Nasen-Rachen-Raumes wirksam sind. Immunglobuline sind Eiweisse, die die Abwehr der Immunsystems stützen. «Allerdings wurde in Frankfurt nur der Speichel der Chormitglieder untersucht und wohl deshalb waren die Resultate nicht so eindeutig», sagt Erb. Blut lasse nicht nur genauere Messungen zu; man könne darüber hinaus gleich mehrere Globulin-Typen ermitteln.

«Schön ruhig halten. Ja, genau so ... Keine Angst ... Es tut nicht weh ...» Insgesamt 94-mal wird an diesem Abend von angeheuertem Pflegefachleuten in die Venen gestochen. Einmal vor der Probe, einmal nachher. 48 Stunden später sind die Singkreis-Leute nochmals zum Stechen gebeten.

Ruhiger, befreiter, seliger Schlaf

«Da machten wir mit Begeisterung mit», sagt der Singkreis-Dirigent und Bassbariton Markus Oberholzer, der allerdings an diesem Abend seinen Arm nicht hinhalten muss. Trotzdem er bei dieser Probe in der reformierten Kirche

Kriegstetten mit seinem wunderbaren Bassbariton und mit Herzblut Teile des Porgy-Parts singt. Dies stellvertretend für Derrick Lawrence, den schwarzen US-Bariton, der im Konzert zu hören sein wird. Mit oder ohne Einfluss aufs Immunsystem: Er wisse als professioneller Sänger aus eigener Erfahrung, so Oberholzer, welche positive Auswirkungen die Schwingungen und Vibrationen haben, die das Singen auslösen. Chorsänger Gerald Binz bestätigt die gesungene Wohltat so: «Ich bin ruhiger, befreiter und schlafe jeweils nach diesen nächtlichen Proben selig ein.» Auch sein kostbarer Saft wird im Universitätsspital Zürich untersucht. Die Uni hilft, die Matura-Arbeit von Samuel Erb zum Erfolg zu führen. Seine These: «Unmittelbar nach der Probe steht das Immunsystem tatsächlich gestärkt da; doch nach 48 Stunden ist alles wieder beim Alten.»

Aufs Sängerblut gekommen ist Samuel Erb als ehemaliges Mitglied der Sängerknaben der St.-Ursen-Kathedrale und heute als Stimme der Bucheggberger Rockformation «Contraindication». Die heiteren Auswirkungen des gesungenen Tuns auf die Psyche brachten ihn auf die Idee. Den schwierigsten Teil der Arbeit hat der junge Solothurner bereits hinter sich. «Es war unheimlich schwierig, einen Chor zu finden, der mitmacht.» Er sei vor mehreren Chören gestanden, um sein Anliegen schmackhaft zu machen. Dass der Singkreis Wasseramt Ja sagte, produzierte wohl in seinem eigenen Blut ebenfalls ein paar unterstützende Globuline fürs Immunsystem.

Gut fürs Gemüt und fürs Herz

«Singen tut gut». So bringt Chorsängerin Katharina Stuber vom Singkreis Wasseramt die Gesangswirkungen auf den Punkt. Nach dem Stand der Forschung können musikalische Tätigkeiten subjektive Stimmungen, aber auch physiologische Vorgänge positiv beeinflussen. Manche berichten von Glücksgefühlen. Andere, wie in der Frankfurter Studie des Musikpädagogen Gunther Kreutz, sagen, dass beim Singen negative Gefühle nachlassen und positive zunehmen. Singen könne für alle eine Art Therapie sein, sagt Kreutz. Ausserdem stärke Singen das Herz-Kreislauf-System. Die Frankfurter Studie verglich Auswirkungen auf das Immunsystem des aktiven Musizierens mit dem passiven Zuhören. Fazit: Das alleinige Zuhören produziert keine zusätzlichen Antikörper im Blut. (pj)

Seite 15hb

St. Galler Tagblatt Focus

Nach der grossen Flut

Wasser Vor fünf Jahren tötete der Tsunami in Aceh 170 000 Menschen. Eine halbe Million Leute wurden obdachlos. Wie hat die Katastrophe, wie hat der Wiederaufbau Aceh und seine Gesellschaft verändert? Ein Augenschein im westlichsten Zipfel des indonesischen Inselreiches, das 2004 von der Flutkatastrophe am schlimmsten getroffen worden ist.

Peter Jaeggi

In Banda Aceh kam am 26. Dezember 2004 die grosse Flut und tötete 170 000 Menschen. Heute sitzt in Lampulo, einem Vorort von Banda Aceh, ein vierzig Meter langes Fischerboot auf den zerstörten Dächern von Wohnhäusern. An Bord waren damals 59 Fischer – alle überlebten. Zusammen mit dem spektakulären Tsunami-Museum mit seinen Wasserspielen und einer Gedenkhalle für die vielen Toten preist das Tourismusministerium das Schiff als besondere Sehenswürdigkeit an.

Wer sie sehen und hören will, dem begegnen auch fünf Jahre danach überall Nachwirkungen jenes Dezembertages. Muzakkir, Vorsteher des Amtes für Primarschulen der Stadt Banda Aceh, erzählt, wie ihm der Tsunami seine Frau und seine drei Kinder entriss, wie sein Haus völlig zerstört und wie er erst nach drei Tagen schwer verwundet gefunden wurde.

Der Tsunami löste eine weltweite Solidaritätswelle aus. Das gewaltige Engagement hat innere und äussere Spuren hinterlassen. So ist die Hauptstadt Banda Aceh nach dem Tsunami zu einer modernen Hochglanz-Kapitale geworden. Mit derart vielen neuen Häusern und Infrastrukturen, Villen und in den Strassen auffällig vielen Offroadern wie in keiner anderen indonesischen Provinz.

Politisches Erdbeben

Eine grundlegende Veränderung hat der Tsunami in der politischen Landschaft gebracht. Dazu Adnan, einer der vier Senatoren Acehs: «Der Tsunami brachte uns riesige politische Umwälzungen, vor allem den Frieden nach 30 Jahren Bürgerkrieg. Darüber sind wir sehr glücklich. Vor dem Tsunami bewegte sich der Friedensprozess kaum.» Acht Monate nach der Katastrophe wurde das Friedensabkommen zwischen der Regierung von Aceh und der bewaffneten «Bewegung Freies Aceh», der GAM, in Helsinki unterzeichnet.

Vieles ist noch ungelöst. Zum Beispiel ist die Wahrheitsfindungs-Kommission, die nach südafrikanischem Vorbild Täter und Opfer der Bürgerkrieg-Gräueltaten versöhnen soll, bisher nicht zustande gekommen. Senator Adnan beklagt sich zudem über die ungerechte Verteilung von Staatseinnahmen. Aceh ist reich an Bodenschätzen. Erdöl,

Erdgas, Eisen und Gold. Als Teil des Friedensabkommens sollten 70 Prozent des Erlöses nach Aceh fliessen. Wenn die Zentralregierung nicht für eine gerechte Verteilung des Reichtums in Aceh Sorge und es weiterhin so viele arme Leute auf dem Land gebe wie heute, könnte dies weitere Spannungen erzeugen.

Verändertes Bildungswesen

Grosse Veränderungen sind im Schulbereich auszumachen. Nicht weniger als 1500 Schulen sind gebaut worden. Muzakkir, der Vorsteher des Amtes für Primarschulen der Stadt Banda Aceh, schwärmt: «Vor dem Tsunami standen nur in vereinzelt Schulen Computer. Heute gibt es dank internationaler Hilfe und auch der Unterstützung des Staates sehr viel mehr und viele haben jetzt auch Internetzugang.»

Manche Schulanlage in der Stadt Banda Aceh fällt auf durch eine moderne, grosszügige Architektur. Andere, wie etwa die Inshafuddin-Schule – erbaut vom Schweizerischen Roten Kreuz (SRK) und zu 80 Prozent von der Glückskette finanziert – haben ein besonderes Gewicht auf Sicherheitsstandards gelegt.

So sind in der Inshafuddin-Schulanlage mit ihren 300 Schülern neuste Erkenntnisse der Erdbebensicherheit umgesetzt worden. Die Anlage ist so gebaut, dass sie bei einem allfälligen nächsten Tsunami quasi als Rettungsinsel dienen kann.

Nicht alle neu erstellten Schulhäuser werden mit Lob überschüttet. Teuku Samsul Bahri von «Eye on Aceh», einer staatskritischen Nichtregierungsorganisation, findet, es wäre besser gewesen, weniger Schulhäuser zu bauen und dafür mehr Geld in die Ausbildung der Lehrkräfte zu investieren. Damit spricht er ein Grundübel an, an dem das Bildungswesen von Aceh in fast allen Bereichen leidet. Laut einem Weltbank-Report gehört Aceh zu jenen Regionen, in denen Lehrer am häufigsten die Schule schwänzen.

Kluft zwischen Stadt und Land

Die grösste gesellschaftliche Veränderung nach dem Tsunami sei die Landflucht, sagt Hashim Daud, ehemaliger Lehrer und Präsident der privaten Inshafuddin-Schule in Banda Aceh. «Sehr viele Menschen aus den armen Dörfern zogen in die Stadt.» Verändert habe sich auch das Konsumverhalten. Es gebe jetzt viel mehr Autos, man leide an Verkehrsstaus, die vorher unbekannt gewesen seien. «Da ist sehr viel Geld vorhanden und das Leben ist für uns alle viel teurer geworden. Vor allem die Leute ausländischer Hilfsorganisationen haben mit ihren Dollar-Salären das System durcheinander gebracht.»

Die Lebenshaltungskosten in Aceh seien heute sogar höher als in der fernen Metropole Jakarta.

Der Bevölkerung abseits der Tsunami-Regionen geht es trotz Geldströmen kaum besser als früher. In den letzten dreissig Jahren, während des Bürgerkrieges, sind die Menschen Acehs immer mehr verarmt. Daran hat der Wiederaufbau vor allem auf dem Land kaum etwas verändert. Teuku Samsul Bahri von «Eye on Aceh» sagt: «Nach dem Tsunami stürzte sich alles auf den Wiederaufbau der betroffenen Regionen. Aber da gibt es auch die zerstörten Häuser aus dem Bürgerkrieg. Viele dieser Menschen haben bis heute kein Haus bekommen.»

Er erzählt von einem Dorf, das vom Bürgerkrieg schwer beschädigt wurde und in dessen Nachbarschaft nach dem Tsunami eine völlig neue Siedlung aufgebaut worden sei. Die kaputten Häuser aus dem Bürgerkrieg habe man einfach ignoriert. Das hängt mit der Politik von Hilfswerken zusammen. Wenn die Glückskette und Schweizer Hilfswerke für Tsunamiopfer sammeln, lassen es die Bestimmungen nicht zu, das Geld für andere Notleidende einzusetzen. Wie eben zum Beispiel für Bürgerkriegsopfer.

Wiederaufbau ist zu Ende

Ende dieses Jahres geht die Wiederaufbauphase in Aceh offiziell zu Ende. Viele Nichtregierungsorganisationen bleiben aber für einige Zeit weiter im Land. Darunter das Schweizerische Rote Kreuz und Caritas Schweiz, die noch Projekte am Laufen haben.

2009 – Die Flutwelle und der Wiederaufbau haben die Provinz nachhaltig verändert. In vielen Bereichen zum Positiven, in einigen zum Negativen. Gefragt nach einer Bilanz, antwortet der Rektor der Universität von Aceh, Darni M. Daud: «Aceh ist seit dem Tsunami das grösste gesellschaftliche und naturwissenschaftliche Laboratorium dieses Planeten.»

Ozeanographische Phänomene, Klimawandel, kulturelle und ökonomischen Einflüsse, politische Veränderungen – all das seien hier spannende Forschungsfelder auf kleinstem Raum. Und: «Aceh ist in einer Übergangsphase in eine bessere Zukunft. Der Tsunami hat entscheidend mitgeholfen, diesen Prozess zu beschleunigen, nämlich ein Wechsel von einer relativ geschlossenen, ich würde sagen engstirnigen, hin zu einer relativ offenen Gesellschaft.»

In Lampulo, einem Vorort von Banda Aceh, sitzt seit der Tsunami-Katastrophe ein 40 Meter langes Fischerboot auf den zerstörten Wohnhäusern.

Beispiellose Hilfe

Der Tsunami löste eine bisher nie gesehene, weltweite Solidaritätswelle aus. Allein in Aceh wurden laut Regierungsangaben über sieben Milliarden Dollar in den Wiederaufbau investiert. Gegen tausend Hilfswerke und Sponsoren aus über 50 Ländern waren und sind zum Teil noch immer in den Wiederaufbau involviert. Darunter auch die Schweiz. Die Glückskette sammelte für ihre angeschlossenen Hilfswerke 227 Millionen Franken. Mit gesammelt hatten

damals auch über 1400 Schulen, Kindergärten und Jugendgruppen. Pro Kopf gerechnet haben Schweizerinnen und Schweizer weltweit am meisten für den Wiederaufbau gespendet. Dazu kommen weitere 70 Millionen vom Bund und von privaten Hilfswerken. Gebaut wurden in Aceh von der internationalen und nationalen Gemeinschaft neben 1500 Schulen auch über 140 000 Häuser, mehr als tausend Gesundheitszentren und Spitäler. (PJ)

Seite 21

Uerner Zeitung Kanton

Schweizer Radio DRS

Sendung spürt der Demokratie nach

Schweizer Radio DRS sendet eine 50-minütige Reportage zur Entstehung der Demokratie. Im Brennpunkt steht dabei der Kanton Uri.

red. Hauptdarsteller der Radio-Sendung «Doppelpunkt» von DRS 1 und DRS 2 sind der Urner Kantonshistoriker und ehemalige Staatsarchivar Hans Stadler, der ehemalige Regierungsrat Martin Furrer und die vergangene Korporations-Landsgemeinde in Altdorf. Dies schreibt Schweizer Radio DRS in einer Mitteilung.

Alpen als Urzelle der Demokratie

Alpenleben bedeutete in früheren Zeiten oft alles andere als idyllisches und friedliches Zusammenleben. Die meist kleinräumigen Alpen wurden und werden noch heute häufig von verschiedenen Parteien genutzt.

Interessenkonflikte und Grenzstreitigkeiten liessen im Mittelalter die Alpbewohner vor Wut erglühen. Nicht selten kam es zu blutigen Auseinandersetzungen. Friede liess sich nur erreichen, wenn man sich zusammenraufte und gemeinsam Regeln fürs Mit- und Nebeneinander fand, heisst es in der Mitteilung weiter.

So könnte man sagen, dass frühe Alpgemeinschaften eine Art Urzellen der Demokratie waren. Radioreporter Peter Jaeggi erzählt die Geschichte zusammen mit dem Urner Kantonshistoriker Hans Stadler und Atmosphärischem vom Alpbetrieb von Martin Furrer auf der Alp Waldnacht oberhalb von Attinghausen. Eine Hauptrolle spielt auch die diesjährige Korporations-Landsgemeinde in Altdorf.

Ausstrahlung in der Sendung «Doppelpunkt» auf DRS 1 am Donnerstag, 30. Juli, von 20 bis 21 Uhr. Wiederholung am Freitag, 31. Juli, um 15 Uhr auf DRS 2. Eine halbstündige Version der Sendung wird am 15. September um 8.30 Uhr auch in der Reihe «Wissen» vom Südwestrundfunk (SWR 2) ausgestrahlt.

Ausgaben-Nr. 26; Seite 27

leben

Tiger versus Ureinwohner-In Indien werden derzeit Tausende von UreinwohnerInnen aus den Wäldern vertrieben. Was hat der Bengalische Tiger damit zu tun?

«In zwei Wochen müsst ihr weg sein»

Von Peter Jaeggi

WOZ: Sie sagen, die indische Regierung nehme den Ureinwohnern Land weg, um dort Tigerreservate zu schützen oder zu eröffnen. Haben Sie Beispiele?

P. V. Rajagopal: Allein im Bundesstaat Madhya Pradesh, wo ich herkomme, gibt es 11 Nationalparks und 32 Tierschutzgebiete. Zusammengenommen wurden hier etwa 1,5 Millionen Indigene vertrieben. Im Kanha-Nationalpark etwa leben Menschen vom Stamm der Baigas. Diese Leute sind komplett vom Wald abhängig, sie leben nicht nur von der Landwirtschaft, sondern sind auch Sammler. Je nach Jahreszeit holen sie Blumen, Honig und Kräuter aus dem Wald und verkaufen sie auf dem Markt. Die rund 500 000 Baigas, die verteilt in verschiedenen Parks leben, haben nun grosse Probleme wegen eines Tierschutzgesetzes namens Wildlife Protection Act und wegen des Gesetzes zur Erhaltung des Waldes, dem Forest Conservation Act. Diese ermächtigen die Regierung, die Adivasi aus ihren Gebieten zu vertreiben, um so an ihr Land zu kommen.

Wie funktioniert diese Vertreibung der Leute in der Praxis?

Zuerst wird ein Kerngebiet bestimmt, in das niemand mehr rein darf. Dann wird überprüft, ob noch jemand in angrenzenden Gebieten lebt. Falls Leute gefunden werden, verbrennt man häufig ihre Hütten, vertreibt sie mit Gewalt.

Es gibt also keine Vorwarnung, dass sie das Gebiet verlassen müssen?

Es ist natürlich nicht so, dass es gar keinen Dialog gibt. Doch dabei handelt es sich vonseiten des Staates nicht um Bitten, sondern um Befehle wie: «In zwei Wochen solltet ihr euch hier nicht mehr antreffen!» So einfach ist das. Sobald die Leute aus den Kerngebieten verdrängt sind, werden die Menschen in den Pufferzonen zwischen den Kerngebieten und der Zivilisation ebenfalls gebeten, diese Gebiete zu verlassen. Anfangs dürfen sie noch hinein, doch später werden ihre Felder verbrannt, sie werden geschlagen und bestraft, wenn sie diese Flächen betreten. Es ist, als betrachtete die Regierung alle in den Wäldern lebenden Menschen als Feinde. Deswegen werden die Adivasi vertrieben. Die Regierung lässt die Felder auch zerstören, indem sie Kühe darauf weiden lässt. Oder der Staat erntet die Felder selbst ab und verkauft dann das Getreide. Die Adivasi bekommen nichts dafür.

Das Getreide wird ihnen also gestohlen?

Nun ja. Im Prinzip bauen die Adivasi das Getreide ja bereits illegal auf den Waldflächen an.

Warum illegal?

Laut dem Walderhaltungsgesetz von 1980 haben nur diejenigen Anspruch auf Land, die bereits vor 1980 in den Parks lebten. Land, das erst später im Grundbuch eingetragen wurde, ist automatisch Staatseigentum geworden. Doch für Volksgruppen wie die Baigas, die ihr ganzes Leben im Wald gelebt haben, also nicht ein für unsere Begriffe «zivilisiertes» Leben geführt haben, ist es schwer, zu beweisen, dass sie immer schon da waren, denn sie sind natürlich in keinem Grundbuch eingetragen.

Wird den Betroffenen Kompensation angeboten?

Nein, denn Kompensation bekommen nur jene, die einen Grundbucheintrag haben. Aber die Mehrheit lebte ja dort, weil schon ihre Vorfahren dort lebten. Das nennt man Erbrecht.

Werden die Betroffenen alle wie eben beschrieben vertrieben, oder gibt es auch unterstützende Umsiedlungsmassnahmen?

Das ist das Problem: Es gibt keine Systematik; niemand sagt den Leuten, wann sie wohin gehen sollen oder wo sie wie viel Land bekommen könnten. Ohne solche Rehabilitierungsangebote wird nicht nur die Existenzgrundlage, sondern auch die Kultur der Adivasi zerstört. Und obwohl das Gesetz vorschreibt, dass Leute, die vor 1980 Land besaßen, ordnungsgemäss umgesiedelt werden sollen, geschieht das nicht. Deshalb haben wir vor zwei Jahren einen 350 Kilometer langen Friedensmarsch mit 25 000 Leuten nach Delhi gemacht. Daraufhin wurde der Forest Rights Act erlassen.

Was konnten Sie damit konkret erreichen?

Die Korrektur, dass Landbesitz bis 2005 berücksichtigt werden muss, bevor auf dem betreffenden Land ein Tigerschutzgebiet oder Ähnliches eingerichtet wird. Dass einem also das Land gehört, auf dem man bis 2005 siedelte. Doch man muss sich vor Augen halten, dass eine kleine Gruppe ungebildeter Adivasi hoch qualifizierten Regierungsmitarbeitern sowie einer starken Holz-, Bergbau- und Tourismuslobby gegenübersteht. Diese Adivasi sind arm und ehrlich, sie wissen nicht, wie sie mit der zivilisierten Welt umgehen sollen.

Wohin gehen die Vertriebenen?

Oftmals in die Städte. Dort versuchen sie sich mit Handarbeit zu ernähren. Doch sie sind nicht an Städte oder gar Slums gewöhnt, und viele überleben das nicht lange. Wir sagen,

einen Adivasi aus dem Wald zu holen, ist wie einen Fisch aus dem Wasser zu nehmen. Im Grunde bringt man sie damit um.

Können denn Tiger und Adivasi zusammenleben?

Absolut! In Rajasthan fragte ich eine Gruppe Adivasi einmal, ob sie böse wären, wenn ein Tiger käme und eines ihrer Tiere tötete. Sie sagten, das sei überhaupt nicht schlimm, denn wenn sie hungrig seien, würden sie schliesslich auch eine Kuh oder einen Büffel schlachten.

Ist das nicht eine etwas romantische Vorstellung?

Nein. Ich glaube, dass das Leben dieser Völker kaum von der Aussenwelt verstanden wird.

Was erwarten Sie von einem Touristen, der nach Indien gekommen ist, um sich Tiger anzuschauen?

Ich denke, jeder Tourist ist sich seiner Verantwortung als Reisender bewusst. Man muss sich im Klaren sein, dass die Tigerreservate die Vertreibung vieler Menschen zur Folge hatten. Touristen könnten das thematisieren und so zur Verbesserung der Situation von Vertriebenen beitragen. Ich sage nicht, dass es keine Tigerparks geben soll. Der Tourismus sollte aber im Einklang mit der Lebensweise indigener Völkern erfolgen.

Profitieren die Adivasi auch vom Tigertourismus?

Manchmal springt eine Einstellung in einem Hotel oder Restaurant heraus. Insgesamt spielen die Adivasi aber keine grosse Rolle in der Tourismusbranche.

Haben Sie eine Idee, wie man die Adivasi stärker an den Gewinnen beteiligen könnte?

Wenn es innerhalb des Reservates Adivasi-Dörfer gäbe, liesse sich das als Teil des touristischen Programms anbieten. So könnten Reisende einen Einblick in das Leben der Ureinwohner bekommen, den Wald besser kennenlernen. Das Geld aus dem Tourismus könnte somit für die Wiedereingliederung der Adivasi verwendet werden.

Sie sind selbst an einem ähnlichen Projekt beteiligt ...

Unser Projekt heisst «Indian Village Tour». Jeder, der sich für das Leben in einem Dorf interessiert, kann ein oder zwei Tage mit den Dorfbewohnern verbringen. So lernt man die Lebensweise der Menschen kennen. Anschliessend kann man in ein anderes Dorf gehen. Die Tour dauert eine bis zwei Wochen. Menschen, die sich für das ländliche Leben interessieren, können so eine andere Seite des globalisierten Indien kennenlernen. Wie viel vom Land der indigenen Bevölkerung, ihrem Wasser und ihrem Wald wird geschützt, und wie viel wird ihnen im Namen von Globalisierung und Entwicklung genommen? Man wird sehen, dass die Entwicklung der Städte auf Kosten der Dörfer geht. So werden die Wasserressourcen in die Städte umgeleitet, weil dort grosse Nachfrage besteht. Grosse Landflächen werden zum Bau sechsspüriger Strassen und zum Anbau von Agrartreibstoffen eingenommen. Der Wald wird kontrolliert, um Tourismus betreiben zu können. Was bleibt da den Menschen? Wenn

Wasser, Land und Wald verschwinden, wie sollen sie dann überleben? Das ist eine der grossen Fragen, denen Indien gegenübersteht.

Welches Fazit ziehen Sie aus dem Konflikt zwischen den Adivasi und dem Staat Indien?

Menschen und Tiere können zusammenleben. In der Vergangenheit haben sie das bereits getan. Die Entwicklung der einen darf nicht auf Kosten der anderen erfolgen. Momentan ist es jedoch so, dass manche im Namen des Fortschritts Profite einfahren, während andere in die Armut getrieben werden. Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass der Schutz der Ressourcen nicht allein Aufgabe der Regierung sein sollte. Der Schutz der Wälder, des Landes und des Wassers sollte ein gemeinschaftlicher Prozess sein. Die Menschen sollten sich mehr auf Mahatma Gandhi besinnen. Er sagte, es sei genug da für die Bedürfnisse aller, aber nicht für die Gier auch nur eines Einzigen. Die Adivasi können nach ihren Bedürfnissen im Wald leben, Bauern können nach ihren Bedürfnissen auf ihrem Land leben. Anstatt das zu verwirklichen, mobilisieren wir alle Ressourcen, um einen Fortschritt herbeizuführen, der auf Gier basiert. Fortschritt sollte danach bewertet werden, ob er die Menschen zufriedenstellt. In Indien sind jedoch zu viele Adivasi, Bauern und arme Menschen mehr als unzufrieden.

P. V. Rajagopal (66) ist seit den siebziger Jahren als Menschenrechtsaktivist in Zentralindien aktiv. Rajagopal wurde in Europa unter anderem durch sein Mitwirken in Karl Saurers Film «Rajas Reise» bekannt.

Menschen und Tiger

Im Gegensatz zu P. V. Rajagopal sagt der indische Staat, dass es heute nicht mehr möglich sei, Adivasi-Dörfer in Tigerschutzgebieten zu lassen. Früher, als diese Siedlungen noch klein waren, sei dies kein Problem gewesen. Heute aber seien die Dörfer zu gross und brauchten zu viele Waldressourcen. Damit würde dieser Lebensraum nachhaltig geschädigt. In den 28 Tigerreservaten des Landes müssen deshalb in den nächsten Jahren 273 Dörfer verschwinden. Jedes Dorf hat im Schnitt etwa 250 BewohnerInnen. Zusammen sind dies also etwa 63 000 Menschen, die gehen müssen. Neue Zählmethoden haben ergeben, dass es in Indien nicht um die 4000 Tiger gibt, wie lange von der Regierung behauptet, sondern nur noch rund 1400.

Seite 18

Südostschweiz Graubünden Ausland

Was bleibt vom Spenden-Tsunami?

Ende 2004 tötete der Tsunami in Indonesiens Provinz Aceh 170 000 Menschen. 500 000 wurden obdachlos. Wie hat das Drama Land und Gesellschaft verändert? Ein Augenschein im Jahr 2009, in dem der Wiederaufbau offiziell endet.

Von Peter Jaeggi (Text und Bilder)

Banda Aceh. - Im Film «Fitzcarraldo» lässt Regisseur Werner Herzog mitten im Urwald ein Schiff über einen Berg ziehen. In der indonesischen Stadt Banda Aceh überholte am 26. Dezember 2004 die Realität die Fiktion. Die Tsunami-Welle setzte ein 2600 Tonnen schweres Schiff mitten in ein Wohnquartier. Und in Lampulo, einem Vorort von Banda Aceh, sitzt ein 40 Meter langes Fischerboot bis heute auf den zerstörten Dächern von Wohnhäusern. An Bord waren damals 59 Fischer - alle überlebten. Das Tourismusministerium preist die beiden Schiffe heute als besondere Sehenswürdigkeiten der Provinzhauptstadt an; zusammen mit einem spektakulären Tsunami-Museum mit Wasserspielen und einer Gedenkhalle für die 170 000 Menschen, welche die Flutwelle in der Provinz getötet hatte.

Wer sehen und hören will, dem begegnen auch nach fünf Jahren überall weniger spektakuläre, aber umso schmerzlichere Nachwirkungen jenes Dezembertages. Muzakkir, Vorsteher des Amtes für Primarschulen der Stadt Banda Aceh, erzählt, wie ihm der Tsunami seine Frau und seine drei Kinder entriss, wie sein Haus zerstört und wie er erst nach drei Tagen schwer verwundet gefunden wurde. «Aufgegeben hatte ich nie, weil ich glaube, dass das alles Allahs Wille war. Unser Schicksal liegt in seiner Hand.»

Neue Häuser, neue Villen

Der Tsunami löste eine weltweite Solidaritätswelle aus. In der Provinz Aceh wurden weit über sieben Milliarden Dollar in den Wiederaufbau investiert. Gegen 1000 Hilfswerke aus über 50 Ländern waren und sind zum Teil noch heute in den Wiederaufbau involviert, darunter auch aus der Schweiz (siehe Kasten). Das gewaltige Engagement hat innere und äussere Spuren hinterlassen. So ist die Hauptstadt Banda Aceh nach dem Tsunami zu einer modernen Hochglanz-Kapitale geworden. Mit derart vielen neuen Häusern, neuer Infrastruktur, neuen Villen und so vielen Offroadern neuster Bauart in den Strassen wie in keiner anderen indonesischen Provinz.

Eine auf den ersten Blick nicht so auffällige, jedoch umso grundlegendere Veränderung hat der Tsunami in der politischen Landschaft gebracht. Adnan, einer der vier Senatoren Acehs, die im nationalen Parlament in der Hauptstadt Jakarta ihre Provinz vertreten, meint dazu: «Der Tsunami brachte uns riesige politische Umwälzungen, vor

allem den Frieden nach 30 Jahren Bürgerkrieg. Darüber sind wir sehr glücklich. Vor dem Tsunami bewegte sich der Friedensprozess kaum. Es sah nicht danach aus, als ob die Regierung den Konflikt wirklich beenden wollte.» Es brauchte eine Katastrophe riesigen Ausmasses, damit sich hier etwas bewegte. Das Friedensabkommen zwischen der Regierung von Aceh und der bewaffneten «Bewegung Freies Aceh», das acht Monate nach der Flutkatastrophe unterzeichnet wurde, betrachtet Senator Adnan als wichtigsten politischen Meilenstein. Ein Meilenstein, der hauptsächlich wegen des Tsunamis habe gesetzt werden können.

Vieles ist dabei noch ungelöst. Adnan beklagt sich über die ungerechte Verteilung von Staatseinnahmen. Aceh ist reich an Bodenschätzen: Erdöl, Erdgas, Eisen und Gold. Als Teil des Friedensabkommens sollten 70 Prozent des Erlöses nach Aceh fliessen. Aber: «Jakarta gibt keine Zahlen über den Profit heraus. Deshalb wissen wir auch nicht, ob wir tatsächlich 70 Prozent erhalten.» Wenn die Zentralregierung nicht für eine gerechte Verteilung des Reichtums in Aceh Sorge und es weiterhin so viele arme Leute auf dem Land gebe, könnte dies weitere Spannungen erzeugen. «Aceh war einst sehr wohlhabend», sagt Adnan. Indonesien habe sich nach der Unabhängigkeit keine Flugzeuge leisten können. «Dann begannen die Leute von Aceh, Schmuck zu sammeln. So kam die Nation zu ihren ersten beiden Passagierflugzeugen.» Eines davon ist noch heute in einem Park von Banda Aceh zu sehen.

Grosse Veränderungen sind im Schulbereich auszumachen. Nicht weniger als 1500 Schulen wurden seit 2004 gebaut. Muzakkir, Vorsteher des städtischen Amtes für Primarschulen von Banda Aceh, schwärmt: «Vor dem Tsunami standen nur in vereinzelt Schulen Computer. Heute gibt es dank internationaler Hilfe und auch der Unterstützung des Staates sehr viel mehr, und viele haben jetzt auch Internetzugang.»

Eine Schule als Rettungsinsel

Manche Schulanlage in der Stadt Banda Aceh fällt auf durch eine moderne, grosszügige Architektur. Andere, wie etwa die Inshafuddin-Schule - erbaut vom Schweizerischen Roten Kreuz und zu 80 Prozent von der Glückskette finanziert - haben ein besonderes Gewicht auf Sicherheitsstandards gelegt. So ist die Inshafuddin-Schule mit ihren 300 Schülern so gebaut, dass sie bei einem weiteren Tsunami quasi als Rettungsinsel dienen könnte.

Aber es gibt auch Kritik. Teuku Samsul Bahri von Eye on Aceh, einer staatskritischen Nichtregierungsorganisation, sagt, es wäre besser gewesen, weniger Schulhäuser zu bauen und dafür mehr Geld in die Ausbildung der Lehrkräfte zu investieren. Damit spricht er ein Grundübel an, an dem das

Bildungswesen von Aceh leidet. Davon berichtet auch Jerome Fernandez von Education International, einer Nichtregierungsorganisation, die in 172 Ländern im Bildungssektor arbeitet. «Hier kann fast jeder Lehrer werden.» Die Saläre seien so tief, dass 70 Prozent der Lehrkräfte auf einen Zweitjob angewiesen seien. «Es kommt vor, dass ein Lehrer am Vormittag vor der Klasse steht und am Nachmittag findet er einen Schüler als Fahrgast in seiner Motorrad-Rikscha wieder», sagt Fernandez.

Die grösste gesellschaftliche Veränderung nach dem Tsunami sei die Landflucht, sagt Hashim Daud, ehemaliger Lehrer und Präsident der Inshafuddin-Schule. «Sehr viele Menschen aus den armen Dörfern zogen in die Stadt.» Verändert habe sich auch das Konsumverhalten. Es gebe jetzt viel mehr Autos, man leide unter Verkehrsstaus, die vorher unbekannt gewesen seien. «Da ist sehr viel Geld vorhanden, und das Leben ist für uns alle viel teurer geworden. Vor allem die Leute ausländischer Hilfsorganisationen haben mit ihren Dollar-Salären das System durcheinander gebracht.» Die Lebenshaltungskosten in Aceh seien heute höher als in der fernen Metropole Jakarta, sagt Daud.

Der Bevölkerung abseits der Tsunami-Regionen geht es trotz Geldströmen kaum besser als früher. In den 30 Jahren des Bürgerkriegs verarmten die Menschen Acehs immer mehr. Daran änderte der Wiederaufbau, vor allem auf dem Land, kaum etwas. Teuku Samsul Bahri von Eye on Aceh sagt: «Nach dem Tsunami stürzte sich alles auf den Wiederaufbau der betroffenen Regionen. Aber da gibt es auch die zerstörten Häuser aus dem Bürgerkrieg. Viele dieser Menschen haben bis heute kein Haus bekommen.» Er erzählt von einem Dorf, das vom Bürgerkrieg schwer beschädigt wurde und in dessen unmittelbarer Nachbarschaft nach dem Tsunami eine völlig neue Siedlung aufgebaut wurde. Die kaputten Häuser aus dem Bürgerkrieg habe man einfach ignoriert.

Das hängt mit der Politik von Hilfswerken zusammen. Wenn die Glückskette und Schweizer Hilfswerke für Tsunami-Opfer sammeln, lassen es die Bestimmungen nicht zu, das Geld für andere Notleidende einzusetzen.

Wiederaufbau bald zu Ende

Ende dieses Jahres geht die Wiederaufbauphase in Aceh offiziell zu Ende. Viele Nichtregierungsorganisationen werden zwar für einige Zeit weiter im Land bleiben. Darunter auch das Schweizerische Rote Kreuz und Caritas Schweiz, die noch laufende Projekte haben. Doch Aceh muss nun mehr und mehr auf eigenen Beinen stehen. Illiza Saaduddin, stellvertretende Stadtpräsidentin von Banda Aceh, sagt auf die Frage, ob sie darüber glücklich sei: «Wir müssen es akzeptieren und sind sehr dankbar für alles, was wir bekommen haben. Doch wir sind für weitere Unterstützungen offen. Nun geht es darum, das Vorhandene zu optimieren.» Der Exodus von Hilfswerken bringe auch Nachteile. «Viele werden ihren Job verlieren, die Arbeitslosenzahlen werden steigen.»

Gefragt nach einer Bilanz der letzten viereinhalb Jahre, sagt der Rektor der Universität von Aceh, Darni M. Daud: «Aceh ist seit dem Tsunami das grösste gesellschaftliche und naturwissenschaftliche Laboratorium dieses Planeten.» Ozeanografische Phänomene, Klimawandel, kulturelle und ökonomischen Einflüsse, politische Veränderungen - all das seien hier spannende Forschungsfelder auf kleinstem Raum. Und: «Aceh ist in einer Übergangphase in eine bessere Zukunft. Der Tsunami hat entscheidend mitgeholfen, diesen Prozess zu beschleunigen, nämlich ein Wechsel von einer relativ geschlossenen, ich würde sagen engstirnigen, hin zu einer relativ offenen und aufgeschlossenen Gesellschaft.»

Schweizer spendeten am meisten

Der Tsunami vom 26. Dezember 2004, der neben der indonesischen Provinz Aceh am Nordzipfel der Insel Sumatra auch Küstengebiete in Sri Lanka und Thailand verwüstet und insgesamt mindestens 230 000 Menschen getötet hatte, löste weltweit eine bis dahin nie gesehene Spendenwelle aus.

Allein die Schweizer Glückskette sammelte für die ihr angeschlossenen Hilfswerke 227 Millionen Franken. Pro Kopf gerechnet spendeten die Schweizerinnen und Schweizer weltweit am meisten für den Wiederaufbau. Hinzu kamen weitere 70 Millionen vom Bund und von privaten Hilfswerken.

Gebaut wurden in Aceh von der internationalen Gemeinschaft neben 1500 Schulen auch über 140 000 Häuser sowie mehr als 1000 Gesundheitszentren und Spitäler. Fast 200 000 Kleinbetriebe profitierten von den Hilfsgeldern. Entstanden sind auch neue Wasserversorgungssysteme, Strassen und Flugplätze.

Seite 3fo

St. Galler Tagblatt Focus

Tiger vs. Mensch

Arten- und Menschenschutz Bei uns sind es Wolf oder Bär, in Indien ist es der Tiger, der im Konflikt mit dem Menschen steht. Peter Jaeggi

Tiger mögen keine Touristen. Die Hochsaison im Bandhavgarh-Nationalpark wird für Menschen und Tiere zum Problem. Wenn täglich zweimal 170 Jeeps in Staubwolken gehüllt durch den rund 700 Quadratkilometer grossen Park lärmen, ziehen sich die Grosskatzen zurück oder suchen sich ihre Nahrung in der Peripherie des Schutzgebietes. «Der Touristenlärm treibt stets einige Tiger aus dem Wald», sagt der Reisbauer Bhagavad Patel im Dorf Kachhoonha. Seine Felder liegen nahe dem bekannten Tigerreservat im indischen Gliedstaat Madhya Pradesh. «In den letzten beiden Wochen haben Tiger hier fast dreissig Rinder und Ziegen getötet.»

Opfer chinesischer Medizin

Für internationale Schlagzeilen sorgte unlängst der Sariska-Nationalpark in Rajasthan. Stets erzählten die Behörden, in dieser 800 Quadratkilometer grossen Schutzzone lebten 15 bis 18 Tiger. Bis sich herausstellte, dass kein einziger mehr dort ist. Die Gründe für das Verschwinden sind vielfältig. Tiger sind heissbegehrte Opfer von Wilderern, die vor allem den chinesischen Medizinalmarkt bedienen. Es gibt kaum Teile des Tigers, die in medizinischen Traditionen nicht verwendet würden. Laut Khalid Pasha von «Traffic India», die den Handel mit gefährdeten Tier- und Pflanzenarten überwacht, wurden 2007 und 2008 offiziell 59 Tiger gewildert. «Leider nimmt Wilderei sogar zu», sagt er.

Der Wildlife Trust of India (WTI), eine Nichtregierungsorganisation, weist auf politische Hintergründe hin. WTI-Direktor Vivek Menon: «Der Tiger ist unser Nationaltier, und jeder Parkdirektor möchte deshalb mehr von diesen Katzen im Revier haben als sein Kollege. Wenn die Natur nicht mitmachen wollte, half mancher Beamte etwas nach.» Tiger sind aber auch ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, locken sie doch jährlich Hunderttausende von Touristen an.

Nur noch 1411 Tiere

Das Verschwinden der Bengaltiger aus dem Sariska-Park, wo wieder zwei Tiere ausgesetzt worden sind, hat auch zähltechnische Gründe – vermutlich gab es dort gar nie 15 bis 18 Tiere. «Bis vor kurzem wurden nur die Spuren gezählt», sagt Rajesh Gopal, Generalinspektor der indischen Forstbehörde und Repräsentant der nationalen Tigerschutzbehörde. «Tigerspuren lassen sich häufig nicht eindeutig auseinanderhalten; so wurden Tiere oft doppelt gezählt.» Deswegen gab es 2008 einen weiteren Tigerskandal. Eine zuverlässigere Zählmethode mit Kamerafallen deckte auf, dass es landesweit nicht gegen 4000 Tiger gibt, wie von

den Behörden jahrelang behauptet, sondern nur noch 1411. Indiens Regierungschef sprach wegen der arg geschrumpften Zahl von einer nationalen Tigerkrise.

Umsiedlung der Menschen

Mitten im Sariska-Tigernationalpark liegt das Dorf Pilpani – «Gelbes Wasser». Hier wohnen 200 Adivasi. Noch. Denn im Laufe dieses Jahres sollen sie «umgesiedelt» werden. «Wir fühlen uns nur hier in Pilpani zu Hause. Wir wollen nicht weg», sagt der Bauer Jagdish. Doch die Regierung setze Druck auf.

In einem anderen Tigerschutzgebiet, im kleinen Dorf Ekta Navalpur im Kanha-Nationalpark, leben Angehörige des Baiga-Stammes. Diese Ureinwohner sind bereits zweimal vertrieben worden, wie Bauer Kartika Ram berichtet: «Im Dorf tauchte eines Tages ein Forstbeamter auf und erzählte uns, die Region sei nun Teil des Nationalparks, deshalb würden wir Probleme bekommen. Es sei besser, wir verliessen das Dorf. Wir bekamen Angst und zogen fort.»

Die Baiga sind Gejagte mit einer verlorenen Heimat. Wohin sie gehen sollen, habe ihnen niemand gesagt, erzählt Ram. Schliesslich besetzten die Baiga auf Anraten der Menschenrechtsorganisation «Ekta Parishad» in Ekta Navalpur gewaltlos nicht genutztes staatliches Landwirtschaftsland. Die Organisation versucht nun, für die Landlosen die Landrechte zu erwerben.

Was Behörden zur Rettung der prominenten Wildkatze unternehmen, ist teilweise äusserst umstritten. Die Dörfer der Ureinwohner, der Adivasi, in den Nationalparks müssen laut Regierungsverdikt verschwinden. Allein im Bandhavgarh-Nationalpark stehen 13 Siedlungen mit über 7000 Menschen auf der Räumungsliste. «Es ist für den Staat schwierig, Land zu finden, auf dem sich diese Leute niederlassen können», erklärt Parkdirektor Aseem Shrivastava. «Deshalb geben wir den Familien eine Million Rupien pro männliches Familienmitglied über 18 Jahre. Damit können sie sich ausserhalb des Nationalparks selber Land kaufen.»

Für indische Verhältnisse sind die rund 23 000 Franken pro erwachsenes Familienmitglied zwar ein stolzer Betrag. «Doch leider löst er das Problem nicht», sagt P. V. Rajagopal, einer der prominentesten Menschenrechtsaktivisten Indiens und Vizepräsident der Gandhi-Friedensstiftung, bei uns bekannt geworden durch den Dokumentarfilm «Rajas Reise». «Die Ureinwohner aus dem Wald zu vertreiben bedeutet, man bringt sie um», sagt Rajagopal. Allein in seiner Heimat Madhya

Pradesh habe die Regierung 1,5 Millionen Menschen vertrieben. «Die meisten lebten in Tigerreservaten.» Die Ureinwohner würden trotz einem Gesetz vertrieben, das es ihnen erlaube, in ihren Dörfern zu bleiben und Landrechte zu erwerben.

Langer Marsch nach Delhi

Deshalb organisierte P. V. Rajagopal letztes Jahr nach seinem Vorbild Gandhi den legendären «langen Marsch nach Delhi», an dem 25 000 Landlose teilnahmen. «Wir erreichten dadurch die Verabschiedung eines neuen Gesetzes, das es dem Staat verbietet, diese Leute wegen des Tigerschutzes oder aus anderen Gründen umzusiedeln.» Trotzdem scheint vieles schiefzulaufen, weil ein Gesetz das andere aushebelt. Es existiert auch ein Wildschutzgesetz, das in den Kernzonen von Tigerschutzreservaten menschliche Siedlungen untersagt.

Auf die Frage, ob Mensch und Tiger nicht wie Jahrzehnte und Jahrhunderte zuvor im selben Wald zusammenleben könnten, sagt Rajesh Gopal von der Tigerschutzbehörde: «Ein Zusammenleben in der Kernzone eines Tigerschutzgebietes ist unter keinen Umständen möglich.» Sujoy Banerjee, Artenschutzdirektor des WWF Indien, ergänzt: «Das Argument, dass Mensch und Tiger schon lange zusammenleben, hört man oft. Man vergisst aber, dass die Situation heute völlig anders ist.» Früher seien die Waldsiedlungen sehr klein gewesen und Holz fürs Kochen und Futter fürs Vieh sei höchstens im Umkreis von einem Kilometer gesammelt worden. Heute seien die Dörfer viel grösser. «Die Leute müssen bis zu zehn Kilometer weit in den Wald, um das Nötige zu finden. Es ist belegt, dass sich Tiger optimal fortpflanzen, wenn sie gut geschützt sind und Ruhe haben. Wird der Druck zu gross, wird es keine Tigerbabys mehr geben.»

Rikschafahrer in den Slums

Was mit umgesiedelten oder vertriebenen Adivasi geschieht, weiss Anil Gupta, Sozialarbeiter der Menschenrechtsbewegung «Ekta Parishad»: «Am Ende landen viele als sozial Entwurzelte in den Slums von Grossstädten. Dort schlafen sie auf der Strasse und verdingen sich für einen lausigen Lohn als Rikschafahrer.» Laut Gupta zeige eine Studie, dass nur 20 bis 40 Prozent der Umgesiedelten die versprochene Million Rupien bekam. Sein Verdacht: Das Geld ist im korrupten Beamtenystem verschwunden.

Der Bengalische Königstiger: In Indien leben nur noch rund 1400 dieser Raubkatzen.

Ein Knabe aus dem Dorf Pilpani mit einem Fussabdruck eines Tigers.

Seite bu2

thema

Tigerschutz versus Menschenschutz

Vom Wald in die Slums

Bei uns sind es Wolf oder Bär, in Indien ist es der Tiger, der im Konflikt mit dem Menschen steht. Inzwischen kämpft Indiens Nationaltier ums Überleben. Aber auch den Menschen in seiner Nähe geht es an die Existenz: Abertausende von Ureinwohnern werden von der Regierung aus Tigerschutzgebieten vertrieben.

Peter Jaeggi

Tiger mögen keine Touristen. Die Hochsaison im Bandhavgarh-Nationalpark wird für Menschen und Tiere zum Problem. Wenn täglich zwei Mal 170 Jeeps in Staubwolken gehüllt durch den rund 700 Quadratkilometer grossen Park lärmern, ziehen sich die Grosskatzen zurück oder suchen sich ihre Nahrung in der Peripherie des Schutzgebietes. «Der Touristenlärm treibt stets einige Tiger aus dem Wald», sagt der Reisbauer Bhagavad Patel im Dorf Kachhoonha. Seine Felder liegen nahe dem bekannten Tigerreservat im indischen Gliedstaat Madhya Pradesh. «In den letzten beiden Wochen haben Tiger hier fast dreissig Rinder und Ziegen getötet.»

Die verschwundenen Tiger

Für internationale Schlagzeilen sorgte unlängst der Sariska-Nationalpark in Rajasthan. Stets erzählten die Behörden, in dieser 800 Quadratkilometer grossen Schutzzone lebten 15 bis 18 Tiger. Bis sich herausstellte, dass kein einziger mehr dort ist. Die Gründe für das Verschwinden sind vielfältig. Tiger sind heiss begehrte Opfer von Wilderern, die vor allem den chinesischen Medizinalmarkt bedienen. Es gibt kaum Teile des Tigers, die in medizinischen Traditionen nicht verwendet würden. Laut Khalid Pasha von «TRAFFIC India», die den Handel mit gefährdeten Tier- und Pflanzenarten überwacht, wurden 2007 und 2008 offiziell 59 Tiger gewildert. «Leider nimmt Wilderei sogar zu», sagt er. Der Wildlife Trust of India (WTI), eine Nichtregierungsorganisation, weist auf politische Hintergründe hin. WTI-Direktor Vivek Menon: «Der Tiger ist unser Nationaltier, und jeder Parkdirektor möchte deshalb mehr von diesen Katzen im Revier haben als sein Kollege. Wenn die Natur nicht mitmachen wollte, half mancher Beamte etwas nach.» Tiger sind aber auch ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, locken sie doch jährlich Hunderttausende von Touristen an.

Nur noch 1411 Tiere

Das Verschwinden der Bengal-Tiger aus dem Sariska-Park, wo wieder zwei Tiere ausgesetzt worden sind, hat auch zähltechnische Gründe – vermutlich gab es dort gar nie 15 bis 18 Tiere. «Bis vor Kurzem wurden nur die Spuren gezählt», sagt Rajesh Gopal, Generalinspektor der indischen

Forstbehörde und Repräsentant der nationalen Tigerschutzbehörde. «Tigerspuren lassen sich häufig nicht eindeutig auseinanderhalten; so wurden Tiere oft doppelt gezählt.» Deswegen gab es 2008 einen weiteren Tiger-Skandal. Eine zuverlässigere Zählmethode mit Kamerafallen deckte auf, dass es landesweit nicht gegen 4000 Tiger gibt, wie von den Behörden jahrelang behauptet, sondern nur noch 1411. Indiens Regierungschef Manmohan Singh sprach wegen der arg geschrumpften Zahl von einer nationalen Tigerkrise und machte einmal mehr den Tigerschutz zur Chefsache, wie einst Indira Gandhi.

Mitten im Sariska-Tigernationalpark liegt das Dorf Pilpani – «Gelbes Wasser». Hier wohnen 200 Adivasi. Noch. Denn im Laufe dieses Jahres sollen sie «umgesiedelt» werden. Eines von 11 Dörfern, die aus dem Park verschwinden müssen. «Wir fühlen uns nur hier in Pilpani zu Hause. Wir wollen nicht weg», sagt der Bauer Jagdish. Doch die Regierung setze Druck auf. «Man verbietet uns, das Vieh weiden zu lassen, nicht ein einziges Blatt dürfen wir aus dem Wald holen. So bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als an jenen Ort zu ziehen, den uns der Staat gibt.» Am Boden kauert Ramkuri, eine etwa 75-jährige Frau. «All meine Vorfahren wurden hier geboren und sind hier gestorben», sagt sie. «Auch ich will hier sterben und werde niemals von hier weggehen.»

Gejagte mit verlorener Heimat

In einem anderen Tigerschutzgebiet, im kleinen Dorf Ekta Navalpur im Kanha-Nationalpark im Gliedstaat Madhya Pradesh, leben Angehörige des Baiga-Stammes. Diese Ureinwohner sind bereits zwei Mal vertrieben worden, wie Bauer Kartika Ram berichtet: «Im Dorf tauchte eines Tages ein Forstbeamter auf und erzählte uns, die Region sei nun Teil des Nationalparks, deshalb würden wir Probleme bekommen. Es sei besser, wir verliessen das Dorf. Wir bekamen Angst und zogen fort.» Als im zweiten Dorf Forstbeamte einige Leute verprügelten, die in der Schutzzone holzen gingen, kam die Angst zurück und man zog wieder weiter.

Die Baiga sind Gejagte mit einer verlorenen Heimat. Wohin sie gehen sollen, habe ihnen niemand gesagt, erzählt Ram. Schliesslich besetzten die Baiga auf Anraten der Menschenrechtsorganisation «Ekta Parishad» in Ekta Navalpur gewaltlos nicht genutztes staatliches Landwirtschaftsland. Die Organisation versucht nun, für die landlosen armen Menschen die Landrechte zu erwerben. Zu den Ärmsten zählt auch der 80-jährige Budharam. Weil er für sich und seine kranke Frau nichts mehr zu Essen hatte, verdingte er sich auf dem Bau als Tagelöhner. Von morgens um

7 bis abends um 7 für 110 Rupien, umgerechnet etwa Fr. 2.60. «Der Chef sagte zu mir: Du bist sehr alt, warum arbeitest du hier? Ich sagte ihm: Ich habe in meinem Dorf nichts mehr zum Leben. Ich bin hier, um etwas Geld zu verdienen, damit ich mich und meine kranke Frau ernähren kann», berichtet Budharam. «Plötzlich wurde ich selber krank und man kündigte mir.» Jetzt kämpfen der alte Mann und seine Frau erneut mit dem Hunger.

Was Behörden zur Rettung der prominentesten Wildkatze des Subkontinentes unternehmen, ist teilweise äusserst umstritten. Die Dörfer der Ureinwohner, der Adivasi, in den Nationalparks müssen laut Regierungsverdict verschwinden. Allein im Bandhavgarh-Nationalpark stehen 13 Siedlungen mit über 7000 Menschen auf der Räumungsliste. «Es ist für den Staat schwierig, Land zu finden, auf dem sich diese Leute niederlassen können», erklärt Parkdirektor Aseem Shrivastava. «Deshalb geben wir den Familien eine Million Rupien pro männliches Familienmitglied über 18 Jahre. Damit können sie sich ausserhalb des Nationalparks selber Land kaufen.»

Für indische Verhältnisse sind die rund 23000 Franken pro erwachsenes Familienmitglied zwar ein stolzer Betrag. «Doch leider löst er das Problem nicht», sagt P. V. Rajagopal, einer der prominentesten Menschenrechtsaktivisten Indiens und Vizepräsident der Gandhi-Friedensstiftung. «Die Ureinwohner aus dem Wald zu vertreiben ist etwa so, als ob man einen Fisch aus dem Wasser nehmen würde. Im Grunde bedeutet dies, man bringt sie um.» Allein in seiner Heimat Madhya Pradesh habe die Regierung 1,5 Millionen Menschen vertrieben, sagt P. V. Rajagopal. «Die meisten lebten in Tigerreservaten.» Die Ureinwohner würden trotz einem Gesetz vertrieben, das es ihnen erlaube, in ihren Dörfern zu bleiben und Landrechte zu erwerben. Vorausgesetzt, sie lebten bereits vor 1980 dort.

Langer Marsch nach Delhi

Deshalb organisierte P. V. Rajagopal letztes Jahr nach seinem Vorbild Gandhi den legendären «langen Marsch nach Delhi», an dem 25000 Landlose teilnahmen. «Wir erreichten dadurch die Verabschiedung eines neuen Gesetzes, das es dem Staat verbietet, diese Leute wegen des Tigerschutzes oder aus anderen Gründen umzusiedeln.» Und zwar neu unabhängig davon, wie lange sie schon auf ihrem Land leben. Trotzdem scheint nun vieles schiefzulaufen, weil ein Gesetz das andere aushebelt. Es existiert nämlich auch ein Wildschutzgesetz, das in den Kernzonen von Tigerschutzreservaten menschliche Siedlungen untersagt. Und die Tiger sind in Indien stärker als der Mensch.

Auf die Frage, ob Mensch und Tiger nicht wie Jahrzehnte und Jahrhunderte zuvor im selben Wald zusammenleben könnten, sagt Rajesh Gopal von der Tigerschutzbehörde: «Ein Zusammenleben in der Kernzone eines Tigerschutzgebietes ist unter keinen Umständen möglich.» Sujoy Banerjee, Artenschutzdirektor des WWF Indien, ergänzt: «Das Argument, dass Mensch und Tiger schon lange

zusammenleben, hört man oft. Man vergisst aber, dass die Situation heute völlig anders ist.» Früher seien die Waldsiedlungen sehr klein gewesen und Holz fürs Kochen und Futter fürs Vieh sei höchstens im Umkreis von einem Kilometer gesammelt worden. Heute seien die Dörfer viel grösser. «Die Leute müssen bis zu zehn Kilometer weit in den Wald, um das Nötige zu finden. Es ist belegt, dass sich Tiger optimal fortpflanzen, wenn sie gut geschützt sind und Ruhe haben. Wird der Druck zu gross, wird es keine Tigerbabys mehr geben.»

Was mit umgesiedelten oder vertriebenen Adivasi geschieht, die vom Wald und dessen Produkten leben, nie eine Beziehung zu Geld hatten und oft ungebildet sind, weiss Anil Gupta, Sozialarbeiter der Menschenrechtsbewegung «Ekta Parishad»: «Am Ende landen viele als sozial Entwurzelte in den Slums von Grossstädten. Dort schlafen sie auf der Strasse und verdienen sich für einen lausigen Lohn als Rikschafahrer.» Laut Gupta zeige eine Studie, dass nur 20 bis 40 Prozent der Umgesiedelten die versprochene Million Rupien bekam. Sein Verdacht: Das Geld ist im korrupten Beamtenystem verschwunden.

Indiens Tiger

Indien beherbergt mit offiziell 1411 Tieren etwa 30 Prozent des weltweiten Tigerbestandes. Auf dem Subkontinent ist der Bengalische Tiger zu Hause, auch Bengalischer Königstiger genannt. Wissenschaftlicher Name: *Panthera tigris tigris*. Nach dem Sibirischen Tiger ist er die zweitgrösste Tigerart. Die Merkmale: goldgelbes Fell mit schwarzen Querstreifen, weisser Bauch, bis 1,40 Meter lang und 120 Kilogramm schwer, Einzelgänger. Er markiert sein Revier von 30 bis 50 km² mit Urin, Kot und Kratzspuren. Die Jungen bleiben zwei Jahre lang bei ihren Müttern. Tiger ernähren sich primär von grossen Säugetieren. Der Kaspische, der Balinesische und der Javanische Tiger sind ausgestorben. (pj)

160000 Tiger erlegt

Vor allem zum sportlichen Vergnügen der britischen Kolonialherren wurden zwischen 1800 und 1950 in Indien über 160000 Tiger erlegt. Etwa gleich viele starben vermutlich auf der Flucht an Verletzungen durch Schusswunden. Erst 1970 wurde die Tigerjagd verboten. Noch vor 100 Jahren sollen in Indien 40000 Tiger gelebt haben. Weltweit gab es vor 100 Jahren vermutlich um die 100000 Tiger; von Indien über Indonesien bis nach Sibirien. Heute sind es laut WWF nur noch etwa 6000 Tiere. Tiger leben heute noch in 14 Ländern: Bangladesch, Bhutan, Kambodscha, China, Indien, Indonesien, Korea, Laos, Malaysia, Myanmar, Nepal, Russland, Thailand und Vietnam. (pj)

Autor: Der Bund / Peter Jaeggi

Thema

Vom Wald in die Slums

Bei uns sind es Wolf oder Bär, in Indien ist es der Tiger, der im Konflikt mit dem Menschen steht. Inzwischen kämpft Indiens Nationaltier ums Überleben. Aber auch den Menschen in seiner Nähe geht es an die Existenz: Abertausende von Ureinwohnern werden von der Regierung aus Tigerschutzgebieten vertrieben.

Tiger mögen keine Touristen. Die Hochsaison im Bandhavgarh-Nationalpark wird für Menschen und Tiere zum Problem. Wenn täglich zwei Mal 170 Jeeps in Staubwolken gehüllt durch den rund 700 Quadratkilometer grossen Park lärmen, ziehen sich die Grosskatzen zurück oder suchen sich ihre Nahrung in der Peripherie des Schutzgebietes. «Der Touristenlärm treibt stets einige Tiger aus dem Wald», sagt der Reisbauer Bhagavad Patel im Dorf Kachhoonha. Seine Felder liegen nahe dem bekannten Tigerreservat im indischen Gliedstaat Madhya Pradesh. «In den letzten beiden Wochen haben Tiger hier fast dreissig Rinder und Ziegen getötet.»

Die verschwundenen Tiger

Für internationale Schlagzeilen sorgte unlängst der Sariska-Nationalpark in Rajasthan. Stets erzählten die Behörden, in dieser 800 Quadratkilometer grossen Schutzzone lebten 15 bis 18 Tiger. Bis sich herausstellte, dass kein einziger mehr dort ist. Die Gründe für das Verschwinden sind vielfältig. Tiger sind heiss begehrte Opfer von Wilderern, die vor allem den chinesischen Medizinalmarkt bedienen. Es gibt kaum Teile des Tigers, die in medizinischen Traditionen nicht verwendet würden. Laut Khalid Pasha von «TRAFFIC India», die den Handel mit gefährdeten Tier- und Pflanzenarten überwacht, wurden 2007 und 2008 offiziell 59 Tiger gewildert. «Leider nimmt Wilderei sogar zu», sagt er. Der Wildlife Trust of India (WTI), eine Nichtregierungsorganisation, weist auf politische Hintergründe hin. WTI-Direktor Vivek Menon: «Der Tiger ist unser Nationaltier, und jeder Parkdirektor möchte deshalb mehr von diesen Katzen im Revier haben als sein Kollege. Wenn die Natur nicht mitmachen wollte, half mancher Beamte etwas nach.» Tiger sind aber auch ein wichtiger Wirtschaftsfaktor, locken sie doch jährlich Hunderttausende von Touristen an.

Nur noch 1411 Tiere

Das Verschwinden der Bengal-Tiger aus dem Sariska-Park, wo wieder zwei Tiere ausgesetzt worden sind, hat auch zähltechnische Gründe – vermutlich gab es dort gar nie 15 bis 18 Tiere. «Bis vor Kurzem wurden nur die Spuren gezählt», sagt Rajesh Gopal, Generalinspektor der indischen Forstbehörde und Repräsentant der nationalen Tigerschutzbehörde. «Tigerspuren lassen sich häufig nicht eindeutig auseinanderhalten; so wurden Tiere oft doppelt

gezählt.» Deswegen gab es 2008 einen weiteren Tiger-Skandal. Eine zuverlässigere Zählmethode mit Kamerafallen deckte auf, dass es landesweit nicht gegen 4000 Tiger gibt, wie von den Behörden jahrelang behauptet, sondern nur noch 1411. Indiens Regierungschef Manmohan Singh sprach wegen der arg geschrumpften Zahl von einer nationalen Tigerkrise und machte einmal mehr den Tigerschutz zur Chefsache, wie einst Indira Gandhi.

Mitten im Sariska-Tigernationalpark liegt das Dorf Pilpani – «Gelbes Wasser». Hier wohnen 200 Adivasi. Noch. Denn im Laufe dieses Jahres sollen sie «umgesiedelt» werden. Eines von 11 Dörfern, die aus dem Park verschwinden müssen. «Wir fühlen uns nur hier in Pilpani zu Hause. Wir wollen nicht weg», sagt der Bauer Jagdish. Doch die Regierung setze Druck auf. «Man verbietet uns, das Vieh weiden zu lassen, nicht ein einziges Blatt dürfen wir aus dem Wald holen. So bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als an jenen Ort zu ziehen, den uns der Staat gibt.» Am Boden kauert Ramkuri, eine etwa 75-jährige Frau. «All meine Vorfahren wurden hier geboren und sind hier gestorben», sagt sie. «Auch ich will hier sterben und werde niemals von hier weggehen.»

Gejagte mit verlorener Heimat

In einem anderen Tigerschutzgebiet, im kleinen Dorf Ekta Navalpur im Kanha-Nationalpark im Gliedstaat Madhya Pradesh, leben Angehörige des Baiga-Stammes. Diese Ureinwohner sind bereits zwei Mal vertrieben worden, wie Bauer Kartika Ram berichtet: «Im Dorf tauchte eines Tages ein Forstbeamter auf und erzählte uns, die Region sei nun Teil des Nationalparks, deshalb würden wir Probleme bekommen. Es sei besser, wir verliessen das Dorf. Wir bekamen Angst und zogen fort.» Als im zweiten Dorf Forstbeamte einige Leute verprügelten, die in der Schutzzone holzen gingen, kam die Angst zurück und man zog wieder weiter.

Die Baiga sind Gejagte mit einer verlorenen Heimat. Wohin sie gehen sollen, habe ihnen niemand gesagt, erzählt Ram. Schliesslich besetzten die Baiga auf Anraten der Menschenrechtsorganisation «Ekta Parishad» in Ekta Navalpur gewaltlos nicht genutztes staatliches Landwirtschaftsland. Die Organisation versucht nun, für die landlosen armen Menschen die Landrechte zu erwerben. Zu den Ärmsten zählt auch der 80-jährige Budharam. Weil er für sich und seine kranke Frau nichts mehr zu Essen hatte, verdingte er sich auf dem Bau als Tagelöhner. Von morgens um 7 bis abends um 7 für 110 Rupien, umgerechnet etwa Fr. 2.60. «Der Chef sagte zu mir: Du bist sehr alt, warum arbeitest du hier? Ich sagte ihm: Ich habe in meinem Dorf nichts mehr zum Leben. Ich bin hier, um etwas Geld zu verdienen, damit ich

mich und meine kranke Frau ernähren kann», berichtet Budharam. «Plötzlich wurde ich selber krank und man kündigte mir.» Jetzt kämpfen der alte Mann und seine Frau erneut mit dem Hunger.

Was Behörden zur Rettung der prominentesten Wildkatze des Subkontinentes unternehmen, ist teilweise äusserst umstritten. Die Dörfer der Ureinwohner, der Adivasi, in den Nationalparks müssen laut Regierungsverdict verschwinden. Allein im Bandhavgarh-Nationalpark stehen 13 Siedlungen mit über 7000 Menschen auf der Räumungsliste. «Es ist für den Staat schwierig, Land zu finden, auf dem sich diese Leute niederlassen können», erklärt Parkdirektor Aseem Shrivastava. «Deshalb geben wir den Familien eine Million Rupien pro männliches Familienmitglied über 18 Jahre. Damit können sie sich ausserhalb des Nationalparks selber Land kaufen.»

Für indische Verhältnisse sind die rund 23000 Franken pro erwachsenes Familienmitglied zwar ein stolzer Betrag. «Doch leider löst er das Problem nicht», sagt P. V. Rajagopal, einer der prominentesten Menschenrechtsaktivisten Indiens und Vizepräsident der Gandhi-Friedensstiftung. «Die Ureinwohner aus dem Wald zu vertreiben ist etwa so, als ob man einen Fisch aus dem Wasser nehmen würde. Im Grunde bedeutet dies, man bringt sie um.» Allein in seiner Heimat Madhya Pradesh habe die Regierung 1,5 Millionen Menschen vertrieben, sagt P. V. Rajagopal. «Die meisten lebten in Tigerreservaten.» Die Ureinwohner würden trotz einem Gesetz vertrieben, das es ihnen erlaube, in ihren Dörfern zu bleiben und Landrechte zu erwerben. Vorausgesetzt, sie lebten bereits vor 1980 dort.

Langer Marsch nach Delhi

Deshalb organisierte P. V. Rajagopal letztes Jahr nach seinem Vorbild Gandhi den legendären «langen Marsch nach Delhi», an dem 25000 Landlose teilnahmen. «Wir erreichten dadurch die Verabschiedung eines neuen Gesetzes, das es dem Staat verbietet, diese Leute wegen des Tigerschutzes oder aus anderen Gründen umzusiedeln.» Und zwar neu unabhängig davon, wie lange sie schon auf ihrem Land leben. Trotzdem scheint nun vieles schiefzulaufen, weil ein Gesetz das andere aushebelt. Es existiert nämlich auch ein Wildschutzgesetz, das in den Kernzonen von Tigerschutzreservaten menschliche Siedlungen untersagt. Und die Tiger sind in Indien stärker als der Mensch.

Auf die Frage, ob Mensch und Tiger nicht wie Jahrzehnte und Jahrhunderte zuvor im selben Wald zusammenleben könnten, sagt Rajesh Gopal von der Tigerschutzbehörde: «Ein Zusammenleben in der Kernzone eines Tigerschutzgebietes ist unter keinen Umständen möglich.» Sujoy Banerjee, Artenschutzdirektor des WWF Indien, ergänzt: «Das Argument, dass Mensch und Tiger schon lange zusammenleben, hört man oft. Man vergisst aber, dass die Situation heute völlig anders ist.» Früher seien die Waldsiedlungen sehr klein gewesen und Holz fürs Kochen und Futter fürs Vieh sei höchstens im Umkreis von einem Kilometer gesammelt worden. Heute seien die Dörfer viel

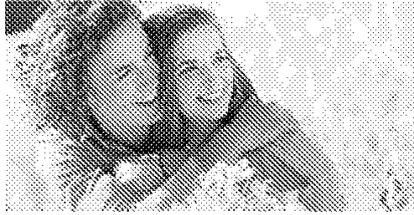
grösser. «Die Leute müssen bis zu zehn Kilometer weit in den Wald, um das Nötige zu finden. Es ist belegt, dass sich Tiger optimal fortpflanzen, wenn sie gut geschützt sind und Ruhe haben. Wird der Druck zu gross, wird es keine Tigerbabys mehr geben.»

Was mit umgesiedelten oder vertriebenen Adivasi geschieht, die vom Wald und dessen Produkten leben, nie eine Beziehung zu Geld hatten und oft ungebildet sind, weiss Anil Gupta, Sozialarbeiter der Menschenrechtsbewegung «Ekta Parishad»: «Am Ende landen viele als sozial Entwurzelte in den Slums von Grossstädten. Dort schlafen sie auf der Strasse und verdingen sich für einen lausigen Lohn als Rikschafahrer.» Laut Gupta zeige eine Studie, dass nur 20 bis 40 Prozent der Umgesiedelten die versprochene Million Rupien bekam. Sein Verdacht: Das Geld ist im korrupten Beamtenystem verschwunden.

DONNERSTAG-TIPPS

06.30 SWR 2 Wissen

Liebe als Verkaufsschlager



Von Schokoriegel bis Wellness-Wochenende werden Konsumartikel für Liebespaare romantisch aufgeladen: Das Glück in der Zweisamkeit als lukrativer Markt und Herausforderung an Produkthersteller. Liebespaare sind aber nicht einfach Opfer der Werbung, sondern nutzen die Warenwelt durchaus kreativ.

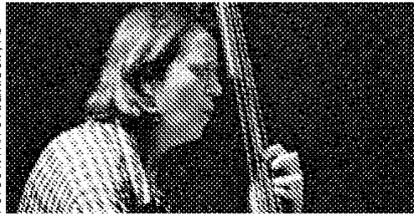
21.01 Ö 1 Im Gespräch

Vaclav Havel 20 Jahre danach

Vaclav Havel gehört zu den Persönlichkeiten der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Neben Gorbatschow und Walesa hat er das Antlitz Osteuropas nachhaltig verändert. Der weltbekannte Dramatiker und Essayist zählte zu den Wortführern der Kritiker des kommunistischen Regimes der CSSR.

23.03 Ö 1 Zeit-Ton

Kaleidophon 09



Die französische Bassistin und Komponistin Joëlle Léandre prägte den ersten Tag der diesjährigen Ausgabe des Festivals Kaleidophone. Dafür hat sie ein Werk für Tentett geschrieben. Sie programmierte auch Beiträge – unter anderem mit Lauren Newton und Vladimir Tarasov sowie dem Quartett von Daniuk Lazro.

Empfangsfrequenzen

SRG-Sender: Tel. 0348 88 44 22 und www.empfang.ch geben Auskunft über Empfangsfrequenzen in den jeweiligen Regionen.			
SWR 1	87,6 - 87,9	81,88,1 - 80,7	
SWR 2	88,8 - 92,4	82,88,7 - 92,0	
SWR 3	98,7	83,84,0 - 95,8	
SWR 4	90,4 - 92,0	84,87,8 - 101,0	
SWR 5	92,6 - 92,8 - 94,9 - 97,9	85 - 108,9	
SWR 6	93,8 - 97,0	86,6 - 100,8 - 106,1	
SWR 7	98,3 - 98,5	81 - 93,3	
SWR 8	103,0	82 - 96,0 - 98,2	
France Culture	88,6	83 - 89,6	
France Musique			
France 3	88,6	83 - 89,6	

DRS

- 05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Ladina Spiess
Programm wie Montag
- 09.00 DRS 1 am Vormittag
Programm wie Montag
- 13.20 DRS 1 am Nachmittag
Mit Mike LaMarr
- 13.40 Zeit isch Gäid
- 14.05 Siesta*
Michael Eggenschwiler,
Vorsitzender der
Geschäftsführung
des Hamburg Airport
- 15.10 Schauplatz Schweiz
- 15.20 Wuko
- 15.40 Heute aktuell
- 16.10 Schauplatz Schweiz
- 16.40 Film-Tipp
- 16.50 Wetter
- 17.08 Sport
- 17.20 Veranstaltungstipps
- 17.30 Regionaljournal
- 18.00 Echo der Zeit
- 18.45 Sport
- 19.00 Pirando
«Karlsson vom Dach» (1/4)
- 20.00 Doppelpunkt*
«Der Tanz des Tigers»
Bei uns sind es Wolf und Bar,
in Indien ist es der Tiger, der
im Konflikt mit dem Menschen
steht. Mensch und
Tier beanspruchen Lebens-
räume, die von beiden ge-
nutzt werden. Inzwischen
kämpft auch der Tiger, in-
diens stolzes Nationaltier,
ums Überleben. Jahrelang
haben die Behörden beschö-
nigt. Heute spricht man von
nur noch 1400 Tieren, die in
fragmentierten und von Wil-
derern heimgesuchten Natio-
nalparks leben. Jetzt werden
Adivasi, Indiens Ureinwohner,
dem Tigerschutz geopfert.
Zehntausende müssen die
Wälder verlassen, denn nur
so sei ein Überleben der
Grosskatze möglich, sagt der
Staat. Wie aber die vertriebe-
nen Ureinwohner überleben,
scheint häufig eine zweiträn-
gige Frage zu sein. Peter
Jaeggi dokumentiert den
Konflikt Mensch – Tiger.
(Z: Fr 08.05.09, 15.00 DRS 2)
- 21.00 Schnabelweid
Die Patois der Romands
- 22.06 Sport
- 22.08 As Time Goes by
- 00.05 Talk nach Mitternacht
- 01.00 Nachtclub

DRS

- 05.30 Mattinata
Smetana: Der Kuss;
Ouvertüre > W.A. Mozart:
Klaversonate C-Dur
KV 279 > Eybler: Sinfonie
Nr. 1 C-Dur: 4. Satz
- 06.05 Mattinata
Lebrun: Oboenkonzert
Nr. 6 F-Dur: 1. Satz > We-
ber: Sonate für Flöte und
Klavier op. 10/1 > Beach:
Four Sketches op. 15:
Dreaming > German: Hen-
ry VIII: Morris Dance
- 06.30 Heute Morgen
Vivaldi: Konzert C-Dur RV
558 für 2 Blockflöten, 2
Chalumeaux, 2 Théorbden,
2 Mandolinen, 2 Violinen,
Streicher und Basso cont.

- > Giordani: Caro mio ben
- > Ragazzi: Streichersona-
te G-Dur op. 1/1
- 07.00 Zeilensprünge
Krommer: Sinfonia con-
certante Es-Dur op. 70: 1.
Satz > Dvorak: Menuett
F-Dur op. 28/2 für Klavier
zu vier Händen > Delius:
Florida-Suite: 2. Satz >
Raff: Streichquartett Nr. 7
D-Dur op. 192/2: 2. Satz
- 07.30 Heute Morgen
Arne: Ouvertüre Nr. 7
D-Dur > Lampe: Dione.
Pretty Warblers > Foscari-
ni: Corrente per la X
- 08.00 100 Sekunden
Wissen*
W.A. Mozart: Rondo
für Violine und Orches-
ter C-Dur KV 373 > R.
Schumann: Arabeske
C-Dur op. 18
- 08.15 Zeilensprünge (Z)
Beethoven: Quintett
Es-Dur für Oboe, 3 Hörner
und Fagott: 3. Satz > Ger-
son: Sinfonie Es-Dur: 4.
Satz > Horn: Cielo del sur.
Tango für Klavier zu vier
Händen > Aldemaro: Fuga
con pajarillo > Gimenez:
La boda de Luis
Alonso o La noche del en-
cierro; Malagueña und Za-
pateado > Lalo: Sinfonie
española op. 21: 5. Satz
- 09.00 Kontext*
(Z: heute 18.30 DRS 2)
- 09.35 DRS 2 à la carte
- 10.05 Film ab
- 10.30 Feuilleton-Rundschau
- 11.00 Reflexe*
E-Mail als Kunst
Der Wortkrobatiker Jörg
Laederach macht sich das
neue Medium zu eigen. Was
Laederach im Mailverkehr
mit Schriftstellerkollege Mi-
chel Mettler aus der neuen
Gattung herausgeholt hat, ist
als «Depeschen nach Mail-
land» in Buchform erschie-
nen. Das Digital-Literatur-
Duo spricht in dieser Sen-
dung über das Projekt.
(Z: heute 22.05 DRS 2)
- 11.35 DRS 2 à la carte
unterwegs
- 12.00 DRS2aktuell*
- 12.30 Rendez-vous*
- 13.00 Klassiktelefon
- 13.45 Haydn heute:
Kantate «Destatevi,
o miei fidi»
Anschl. Concerto
Schubert: Klaviersonate
a-Moll D 537; Fantasie für
Violine und Klavier C-Dur
D 934 (Herbert Schuch,
Klavier; Mirjam Contzen,
Violine)
- 15.00 Perspektiven (Z)*
Siehe Sonntag-Tipps
- 16.00 Stimmen
Geheimnisse
- 17.00 DRS2aktuell*
- 17.30 Apéro
Céline Rudolph
«Metamorfiores»
Die deutsche Jazzsängerin
Céline Rudolph wuchs in
Berlin auf, und begann be-
reits als Zwölfjährige Chan-
sons zu schreiben – inspiriert
von ihrer französischen Mut-
ter. Der Vater vermittelte ihr
die afro-brasilianische Mus-
iktradition, und ausgebildet

wurde sie von Jazzgrössen
wie David Friedman. Diesen
breiten Erfahrungsschatz re-
flektiert Céline Rudolph auch
auf ihrer aktuellen Produktion
sehr lust- und phantasievoll.

- 18.30 Kontext (Z)*
- 19.00 Echo der Zeit
- 19.45 Klangfenster
- 20.00 Im Konzertsaal
Kurtag: «Grabstein für Ste-
phan» op. 15c für Gitarre
und Instrumentengruppen >
Schönberg: Verklärte Nacht
op. 4 für Streichorchester >
Beethoven: Violinkonzert
D-Dur op. 61
(Vadim Repin, Luzerner
Sinfonieorchester,
Leitung: Dmitri Liss)
Vom 12. März im KKL
Siehe Seiten 10/11
- 22.05 Reflexe (Z)*
- 22.30 CH-Musik
Neue Schweizer Musik
auf CD
- 00.05 Nachtlese
Kontext / Reflexe / Atlas
- 02.00 Notturmo
Siehe Swiss Classic

DRS 2

- 05.00 Der Morgen
Mit Sven Epiney
- 12.00 Info 3
- 13.00 Der Nachmittag
Mit Anna Maier
- 17.00 Info 3
- 17.15 Der Vorabend
Mit Mona Vetsch
- 18.00 Schwerpunkt
vom Tag
- 20.00 World Music Special
Mit Peter Walt
- 22.00 Sounds
- 00.05 Nachtprogramm

DRS 2

- Siehe auch Box S. 22
- 18.05 Firrabigmusik
Kein schöner Land in
dieser Zeit ... Deutsche
Volkslieder

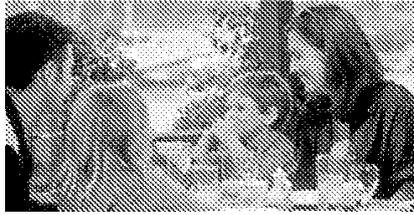
DRS 2

- Kabel, Satellit, DAB, www.virus.ch
- Montag bis Freitag
- 06.00 Morgenshow: Kurz-Infos
und Unterhaltung 10.00 DRS-
Virus-Tag New Releases, Über-
setzungen aktueller Tracks,
Porträts, Besprechungen neuer
Alben, Konzert-Hinweise, Hö-
rerwünsche 17.00 Abend, Ta-
gesaktuelles, Umfragen, Hörer-
diskussionen, Game-Bespre-
chungen, Interviews (Mo: CH-
Hitparade (W)) 19.00 Di: mx3-
Play, Mi: Filmcheck, Do: Musi-
kjury; Fr: Neuer Stoff (21.00
Elektromat)
- Samstag
- 10.00 Morgenshow: Kurz-Info-
rationen und Unterhaltung
14.00 bis 17.00 Abend 20.00
Shake, Elektro-Special
- Sonntag
- 10.00 Morgenshow 13.00 DRS-
Hitparade 17.00 Abend 21.00
Bounce, Hip-Hop-Special
- *Podcast auf www.drs.ch;
Dolby Surround;
E: Erstsendung, Z: Zweit-
sendung, W: Wiederholung

MONTAG-TIPPS

10.05 SWR 2 **Leben**

Von Pflegekindern und deren Eltern



Bei Pflegemüttern lernen Kinder, die von ihren Eltern vernachlässigt werden, oft erstmals ein normales Familienleben kennen. Manchmal bleiben sie ein paar Tage, häufig auch Monate. Pflegemutter Elisabeth Erb ist überzeugt: Alle profitieren von dem ungewöhnlichen Familienmodell, nicht nur die Pflegekinder, sondern auch die eigenen.

14.05 DRS 1 **Hörspiel**

«Wie es kam, dass sich Iwan Iwanowitsch mit Iwan Nikiforowitsch entzweite»

Die Erzählung, die Albrecht Surkau 1974 als Hörspiel bearbeitete, zählt zu den «Phantastischen Erzählungen» von Nikolai Gogol. Zwei Nachbarn geraten in einen erbitterten Streit, als der eine den anderen zu einem Tauschgeschäft bewegen will: Eine Plinte gegen die schwarzbraune Sau plus zwei Sack Hafer.

20.00 DRS 2 **Diskothek im Zwei Spezial**

«Die sieben letzten Worte des Erlösers...»

Joseph Haydn schrieb mit den «Sieben Worten» eines seiner populären Werke. Verschiedene Fassungen und Interpretationen entstanden. Die «Diskothek im Zwei» geht diesen in einer Spezialausgabe nach. (Z: Sa, 11.4., 14.00)

00.03 DRS 3 **nachtwach**

Strategien gegen die Angst



Angst begleitet uns täglich: Angst vor der Wahrheit. Angst davor, den Job zu verlieren. Angst vor Krankheiten, Enttäuschungen, Spinnen. Barbara Bürer redet mit dem Publikum über Ängste und Möglichkeiten, sie zu bewältigen. Kontakt schon vor der Live-Sendung über www.nachtwach.drs3.ch.

- DRS**
- 05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Thomy Scherrer
 - 05.15 Morgenmenschen
 - 05.32 Regionalnachrichten
 - 05.45 Presse-Schlagzeilen
 - 06.00 HeuteMorgen*
 - 06.15 Regionalnachrichten
 - 06.20 Agenda
 - 06.32 Regionaljournal
 - 06.42 Morgengeschichte
Mit Pedro Lenz
 - 06.55 Wetter
 - 07.00 HeuteMorgen*
 - 07.15 Regionalnachrichten
 - 07.20 Presseschau
 - 07.32 Regionaljournal
 - 07.42 Morgenstund
 - 07.55 Wetter
 - 08.00 HeuteMorgen*
 - 08.12 Regionaljournal
 - 08.18 Espresso*
 - 08.50 Morgengeschichte (Z)

- 09.00 DRS 1 am Vormittag
- 09.05 Treffpunkt
Mit Joschi Kühne
- 11.10 Ratgeber Natur
- 11.40 Mailbox*
- 11.50 Veranstaltungs-Tipps
- 12.03 Regionaljournal
- 12.22 Wetter
- 12.30 Rendez-vous*
- 13.00 Tagesgespräch*
- 13.20 DRS 1 am Nachmittag
Mit Christian Zeugin
- 13.40 Ziit isch Gäld

- 14.05 Hörspiel
«Wie es kam, dass sich Iwan Iwanowitsch mit Iwan Nikiforowitsch entzweit hat»
Von Albrecht Surkau
Nach Nikolai Gogol
Mit Herwart Grosse, Gerd Ehlers, Dietrich Körner u.a.
Musik: Tilo Müller-Medek
Regie: Albrecht Surkau
Prod.: DDR 1974 Dauer: 50'
Siehe Montag-Tipps

- 15.10 Schauplatz Schweiz
- 15.20 Wuko
- 15.40 Heute aktuell
- 16.10 Volksmusik Tipp
- 16.40 Kultur-Tipp
- 16.50 Wetter
- 17.08 Sport
- 17.20 Veranstaltungs-Tipps
- 17.30 Regionaljournal
- 18.00 Echo der Zeit
- 18.45 Sport
- 19.03 Pirando
«De Oschterhas
isch chrank» (4/8)
- 20.03 Wunschkonzert
- 22.06 Sport
- 22.08 On the Road again
Mit Regi Sager
- 23.04 Schreckmüpfeli
«Wenn Steine sprechen»
Von Ernst W. Heine
- 00.05 Nachtclub

- DRS**
- 05.30 **Mattinata**
Telemann: Suite E-Dur für Oboe d'amore und Orchester: Ouvertüre · Falconieri: «Brando lo spiritillo», «Passacalle» und «Brando dicho el melo» · J.S. Bach: Italienisches Konzert F-Dur BWV 971
 - 06.00 **Nachrichten**

- 06.05 **Mattinata**
Respighi: Antiche danze ed arie, 1. Suite · Rossini: Serenata Es-Dur für Flöte, Oboe, Englischhorn und Streichquartett
- 06.30 **Heute Morgen de Boismortier**: Don Quichotte chez la Duchesse · Chaconne · Boieldieu: La fête du village voisin: Profitez de la vie · J. Haydn: Klaviertrio Nr. 25 G-Dur: 2. und 3. Satz
- 07.00 **Zeilensprünge**
Reinecke: Klavierquartett Es-Dur op. 34: 3. Satz · Glinka: Kaminskaya-Fantasie · Schubert: Adagio und Rondo Concertante F-Dur D 487
- 07.30 **Heute Morgen Wagenseil**: Sinfonie E-Dur op. 13/3: 1. Satz · Kapsberger: Ballo primo · Vivaldi: Konzert für zwei Violinen, Streicher und Basso cont. RV 509
- 08.00 **100 Sekunden Wissen**
W.A. Mozart: Rondo für Horn und Orchester KV 371 · Mendelssohn: Streichersinfonie Nr. 8 D-Dur: 3. Satz
- 08.15 **Zeilensprünge (Z)**
Tschaikowsky: 18 pièces op. 72: Impromptu f-Moll · Chabrier: Suite pastorale: 1. und 2. Satz · Beethoven: Klaviertrio Es-Dur WoO 38 · Dittersdorf: Oboenkonzert D-Dur

09.00 **Kontext***
Aceh – **Nachwirkungen der grossen Flut**
Im Dezember 2004 wurde der westlichste Zipfel Sumatras vom Tsunami heimgesucht. Ende dieses Jahres geht die Wiederaufbauphase zu Ende. Ein gigantisches Werk, an dem sich auch die Schweiz beteiligt hat. Am 9. April wählt Indonesien landesweit seine Parlamente. Aceh ist die einzige Provinz, in der auch lokale Parteien zugelassen sind. Die politische Entwicklung wurde von den Tsunamifolgen entscheidend geprägt. Peter Jaeggi zeigt, wie der Tsunami eine ganze Gesellschaft verändert hat. (Z: heute 18.30 DRS 2)

- 09.35 DRS 2 à la carte
- 10.05 Fundstücke
- 10.30 Feuilleton-Rundschau
- 11.00 **Reflexe***
«Eine exklusive Liebe»: Roman von Johanna Adorján (Z: heute 22.05 DRS 2)

- 11.35 DRS 2 à la carte unterwegs
- 12.03 DRS2aktuell*
- 12.30 Rendez-vous*
- 13.00 **Klassiktelefon**
- 13.45 **Haydn heute**
«Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuz» (1/4). Originale Fassung für Orchester Hob. XX/IA (Francisco Rojas. Sprecher, Le Concert des Nations, Ltg. Jordi Savall)
- 15.00 **Parlando Porträt (Z)**
Der Countertenor Philippe Jaroussky im Gespräch
- 16.00 **Parlando Musikstunde (Z)**
Philippe Jaroussky singt Werke von Vivaldi, Handel, Monteverdi u.a.

- 17.00 **DRS2aktuell***
- 17.30 **Apéro**
Jazz und Programmtipps
- 18.30 **Kontext (Z)***
- 19.00 **Echo der Zeit**
- 19.45 **Klangfenster**

20.00 **Diskothek im Zwei Haydn**: «Die sieben letzten Worte des Erlösers am Kreuz» in vier Fassungen
Gäste: Walter Kläy und Martina Wohlthät
Gastgeber: Roland Wächter (Z: Sa 11.04. 14.00 DRS 2)
Siehe Montag-Tipps

- 22.05 **Reflexe (Z)***
- 22.30 **Fiori musicali**
«Er war ohne Widerrede unser grösster Kirchenkomponist» – Gottfried August Homilius
- 00.05 **Notturmo**
Siehe Swiss Classic

- DRS**
- 05.03 **Der Morgen**
Mit Christina Lang
 - 12.00 **Info 3**
 - 13.00 **Der Nachmittag**
Mit Meret Boxler
 - 16.00 **Film-Tipp**
 - 17.00 **Info 3**
 - 17.15 **Der Vorabend**
Mit Marietta Tomaschett
 - 18.00 **Schwerpunkt vom Tag**
 - 20.03 **Fokus***

21.03 **Blues Special**
Tribut an Sean Costello und sein Vorbild Bob Dylan
Vor bald einem Jahr, am 15. April 2008, starb einer der begabtesten Nachwuchskünstler des Blues: Sean Costello. Jetzt ist sein letztes Album «We Can Get Together» nominiert für einen Blues Music Award. Auch wenn es zu spät ist, um Sean Costello live zu hören, lohnt es sich doch, diesen ausserordentlichen Sänger, Songwriter und Gitarristen noch posthum zu entdecken. «Blues Special» wagt den Vergleich mit Costellos grossem Vorbild Bob Dylan, der am 14. April in der Basler St.Jakobs-Halle gastiert
Mit Matthias Erb

- 22.05 **Sounds**
Mit Matthias Erb

00.03 **Nachtwach***
«Ich habe Angst»
Siehe Montag-Tipps

01.03 **Nachtprogramm**

- DRS**
- Siehe auch Box S. 40
 - 18.05 **Fiirabignmusik**
Rassige Marsche – perfekt gespielt

Haben Sie Fragen zu den Programmen von Schweizer Radio DRS?
Das Radioteam, der Hörerinnen- und Hörer-Service von SR DRS, gibt Ihnen gerne Auskunft zu allen Radioprogrammen.
Tel: 0848 80 80 80

*Podcast auf www.drs.ch;
Dolby-Surround;
E: Erstsendung, Z: Zweit-
sendung, W: Wiederholung

FOTOS: IBLIE OF BRIGHT FOR JIRISIM/2008; OSCAR ALESSIA

MONTAG-TIPPS

06.30 SWR 2 Wissen

Im Dialog mit dem Jenseits

Verstorbene, die sich aus dem Jenseits melden. Möbelstücke, die sich von selber bewegen. Menschen, die erzählen, sie seien drüben gewesen. Die Faszination Jenseits kennt keine Grenzen. Peter Jaeggi stellt paranormale Ereignisse vor, die zum Teil in der Ausstellung «Goodbye & Hello» im Berner Museum für Kommunikation geschildert wurden.

14.05 DRS 1 Hörspiel

«Die Gedächtnislücke» von Louis C. Thomas

Bei einem Autounfall wird eine Frau leicht und ihr angeblühter Mann schwer verletzt. Nach der Operation hat der Mann Gedächtnislücken. Bald wird klar: Der Unfall war inszeniert, für den Mann hätte er tödlich ausgehen sollen. DRS-Produktion von 1975.

20.00 DRS 2 Diskothek im Zwei

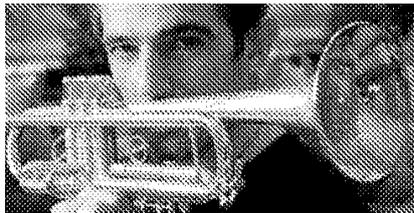
Schönbergs 2. Streichquartett op. 10



In diesem Werk kommt alles zusammen: Ein Skandal bei der Uraufführung 1908, eine (mitvertonte) Liebesaffäre der Ehefrau, Musik an der Grenze zur Atonalität. Das 2. Streichquartett von Arnold Schönberg (Bild) wird in sechs Aufnahmen diskutiert. Gäste: Monika Baer, Christoph Keller. (Z: Sa, 21.2., 14.00)

21.05 DLF Jazz live

Paolo Fresu Devil Quartet (1/2)



Paolo Fresu ist ein Grenzgänger zwischen den Stilen: Ob in Bebop oder Balladen, Soul Jazz oder Fusion – er präsentiert sich und seine Bands stets souverän. So schöpft er ein bemerkenswertes Spektrum an tonaler Aussagekraft und Modulation aus. Aufnahme aus der «Unterfahrt» in München. (Teil 2: So, 22.2., 01.05 «Klang-Horizonte»)

DRS

- 05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Yvonne Dünser
- 05.15 Morgenmenschen
- 05.32 Regionálnachrichten
- 05.45 Presse-Schlagzeilen
- 06.00 HeuteMorgen*
- 06.15 Regionálnachrichten
- 06.20 Agenda
- 06.32 Regionaljournal
- 06.42 Morgengeschichte
Mit Katja Alves
- 06.55 Wetter
- 07.00 HeuteMorgen*
- 07.15 Regionálnachrichten
- 07.20 Presseschau
- 07.32 Regionaljournal
- 07.42 Morgenstund
hat Gold im Mund
- 07.55 Wetter
- 08.00 HeuteMorgen*
- 08.12 Regionaljournal
- 08.18 Espresso*
Das Konsummagazin
- 08.50 Morgengeschichte (Z)
- 09.00 DRS 1 am Vormittag
- 09.05 Treffpunkt
Mit Joschi Kühne
- 11.10 Ratgeber Natur
- 11.40 Mailbox*
- 11.50 Veranstaltungstipps
- 12.03 Regionaljournal
- 12.22 Wetter
- 12.30 Rendez-vous*
- 13.00 Tagesgespräch*

13.20 DRS 1 am Nachmittag
Mit Bernhard Siegmann

13.40 Ziit isch Gäld
14.05 Hörspiel
«Gedächtnislücke»
Von Louis C. Thomas
Mit Dinah Hinz, Volker Spahr,
Jürgen Cziesia u. a.
Regie: Willy Buser
Produktion: DRS 1975
Dauer: 49'
Siehe Montag-Tipps

- 15.10 Schauplatz Schweiz
- 15.20 Wuko
- 15.40 Heute aktuell
- 16.10 Volksmusik Tipp
- 16.40 Kultur-Tipp
- 16.50 Wetter
- 17.08 Sport
- 17.20 Veranstaltungstipps
- 17.30 Regionaljournal
- 18.00 Echo der Zeit
- 18.45 Sport
- 19.03 Pirando
«De Aladin i de
Schatzhöhli» (6/7)
- 20.03 Wunschkonzert
Mit Christine Gertschen
und Bea Andrek
- 22.08 On the Road again
Country und Bluegrass
Mit Regi Sager
- 23.04 Schreckmümpfeli
«Zwei Fliegen
auf einen Schlag»
Von Walter Vogt
- 00.05 Nachtclub

DRS

- 05.30 Mattinata
J. Haydn: Sinfonie Nr. 2
C-Dur > D. Scarlatti: So-
nate E-Dur K 531 > Vivaldi:
Konzert für 2 Violoncelli,
Streicher und B.c.
g-Moll RV 531 > Sanz:
Piezas por la D. Tarantella
- 06.00 Nachrichten

06.05 Mattinata
R. Schumann: Sinfonie
B-Dur: 4. Satz > Frühling:
Klarinetten trio a-Moll op.
40: 2. Satz > Puy: Jugend
und Leichtsinn: Ouvertüre

06.30 Heute Morgen
W.A. Mozart: Klavierrondo
D-Dur KV 382 > Beetho-
ven: Streichquartett
B-Dur op. 130: 4. Satz >
Alfvén: Bergakungen:
Tanz des Hirtenmädchens

07.00 Zeilensprünge
Pesaro: La Rosina > Vi-
valdi: Tieteburga: Sento in
seno ch'in pioggia di
lagrime > J.Ch. Bach:
Oboenkonzert Nr. 1 F-Dur
> W.F. Bach: Klaviersona-
te D-Dur: 3. Satz

07.30 Heute Morgen
Rodrigo: Concierto An-
daluz: 1. Satz > Fauré:
Sicilienne op. 78 für Oboe
und Harfe > Chabrier:
Ronde champêtre

08.00 100 Sekunden Wissen
Gossec: Rosine ou
L'épouse abandonnée >
Chopin: Polonaise brillante
C-Dur op. 3

08.15 Zeilensprünge (Z)
Rameau: Les Indes gal-
lantes: Chaconne > J.S.
Bach: Partita E-Dur für
Violine solo: Prelude > El-
gar: Pomp and Circum-
stance, Marches op. 39/4
G-Dur > Hook: The Lass
of Richmond Hill > W.A.
Mozart: Flötenquartett
G-Dur KV 285a > Men-
delssohn: Konzert d-Moll
für Violine, Klavier und Or-
chester: 3. Satz

09.00 Kontext*
Bildungsbiografien
junger Menschen

Junge Menschen steuern ihr Berufsziel nicht immer auf dem geraden Wege an. Für Eltern ist es meistens anstrengend, Geduld zu bewahren, wenn ihr Kind ausbildungsmässig ins Schlingern kommt. Wie sehr ist Abwarten angesagt und wann sollte eingegriffen werden? Eine Tagung mit Fachleuten hat Gründe und Formen solcher Umwege bei Jugendlichen zum Thema gemacht (Diese Sendung war für den 5. Februar angekündigt) (Z: heute 18.30 DRS 2)

09.35 DRS 2 à la carte
10.05 Fundstücke
10.30 Feuilleton-Rundschau

11.00 Reflexe*
Dem Schicksal trotzen
Der Basler Historiker Jacques Picard wirft in seinem Buch «Gebrochene Zeit» einen Blick auf Menschen im Exil: Er fragt, was davor war und was danach. Am Beispiel von vier jüdischen Paaren, die während des Nationalsozialismus in die Schweiz fliehen mussten und hier bemerkenswerte Dinge geschaffen hatten, zeigt er im Gespräch mit Ina Boesch, wie sie als Künstler, Intellektuelle und Erfinder dem Schicksal getrotzt haben. (Z: heute 22.05 DRS 2)

11.35 DRS 2 à la carte
unterwegs

12.03 DRS2aktuell*
12.30 Rendez-vous*
13.00 Klassiktelefon
13.45 Haydn heute
Anschliessend Concerto
W.A. Mozart: «Gran Partita»
(Ensemble Zefiro)
15.00 Parlando Porträt (Z)
Die Melancholie in der
russischen Musik
16.00 Parlando
Musikstunde (Z)
Musik aus Russland
17.00 DRS2aktuell*

17.30 Apéro
Luis Perdomo: «Pathways»
Luis Perdomo machte sich
bis jetzt vor allem als Pianist
des Coltrane-Sohns Ravi
Coltrane einen Namen. Aber
der junge Venezuelaner fin-
det seinen Weg in jedem
musikalischen Gelände, sei
das nun ein Avantgarde-Pro-
jekt, eine Salsa-Band oder,
wie auf «Pathways», ein klas-
sisches Klaviertrio.

18.30 Kontext (Z)*
19.00 Echo der Zeit
19.45 Klangfenster

20.00 Diskothek im Zwei
Schönberg: Zweites
Streichquartett op. 10
Gäste: Monika Bär
und Christoph Keller
Gastgeber: Roland Wächter
(Z: Sa 21.02, 14.00 DRS 2)
Siehe Montag-Tipps

22.05 Reflexe (Z)*
22.30 Fiori musicali
Thibaut - Comte de
Champagne, Roi de Na-
varre und ... Trouvère!
00.05 Notturmo

DRS

05.03 Der Morgen
12.00 Info 3
13.00 Der Nachmittag
17.00 Info 3
17.15 Der Vorabend
20.03 Focus*
Gast: Monika Hauser,
Gründerin von
«Medica Mondiale»
21.03 Blues Special
I. Vorschau auf den Blues-
Frühling. II. Das neue
Album von Shemekia
Copeland
Mit Matthias Erb
22.05 Sounds

00.03 Nachtwach*
«Mit Herzblut»
Mit Leidenschaft Berge ver-
setzen und Begeisterung zu
neuen Ufern aufbrechen, mit
unermüdlichem Einsatz
Grosses schaffen. Barbara
Bürer spricht mit dem Publi-
kum über Herzensangelegen-
heiten und die Umwege, die
zuweilen nötig sind.

01.03 Nachtprogramm

DRS

Siehe auch Box S. 40
18.05 Fiirabignusig
Andrew Lloyd Webber
und die Blasmusik
*Podcast auf www.drs.ch,
Dolby Surround
E: Erstsendung, Z: Zweit-
sendung, W: Wiederholung

FOTOS: ARNOLD SCHÖNBERG CENTER, WIKI; ROBERTO CHIOVETTI

DONNERSTAG-TIPPS

10.10 DLF Journal am Vormittag

Die Sicherheit der Lebensmittel

Wie steht es um die Lebensmittelsicherheit in Deutschland? Welche Missstände werden noch immer ignoriert? Woran erkennen Konsumenten verdorbene Ware? Und wie verhindern ich, dass meine Vorräte im Haus vorzeitig verderben? – Live-Diskussion mit Experten von der weltgrössten Agrarmesse «Grüne Woche» in Berlin.

15.05 SWR 2 Thema Musik

Vom Leben der «Lady Day»



Billie Holiday, 1915 geboren, war die Stimme des Jazz. Die uneheliche Tochter eines farbigen Dienstmädchens arbeitete mit 12 in einem Bordell als Putzhilfe, später als Prostituierte, begann 1930 aufzutreten, spielte mit Jazzgrössen und endete tragisch, alkohol- und drogenüchtig, mit erst 44 Jahren.

23.03 Ö 1 Zeit-Ton

Neue CDs von Rebecca Saunders

Die englische Komponistin Rebecca Saunders adaptiert ihre Stücke dem Aufführungsort entsprechend, denn Raum spielt in ihren Kompositionen eine besondere Rolle. Stücke auf CD zu verewigen sei schwierig, sagt Saunders. Dennoch sind zwei neue CDs mit klavier- und kammermusikalischen Werken erschienen.

01.05 DLF Deutschlandfunk-Nacht-Radio

Die polnische Sängerin Aga Zaryan



Der armenische Künstlername Aga Zaryan ist für die polnische Jazzsängerin Agnieszka Skrzypiec ein Tribut an eine verlassene Liebe. Zaryan ist studierte Musiktherapeutin, die sich in ihrer Diplomarbeit mit dem therapeutischen Einsatz von Jazz-Elementen bei Kindern und Jugendlichen auseinandersetzt.

DRS

05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Thorny Scherrer
Programm wie Montag

09.00 DRS 1 am Vormittag

09.05 Treffpunkt
CSI Zürich
Springpferde und -reiter der Spitzenklasse treffen sich bereits zum 21. Mal in Zürich. Wettbewerbe und Show wechseln sich während vier Tagen ab, und Reitsportfreunde erleben die besten Pferde von ganz nah. «Treffpunkt» ist bei den letzten Vorbereitungen für das grösste Hallenturnier der Welt dabei, berichtet aus dem improvisierten Stall, spricht mit dem Parcours-Konstrukteur, mit Spitzreitern und mit dem Tierarzt.

11.10 Ratgeber Essen

11.40 Mailbox*

11.50 Veranstaltungen-Tipps

12.03 Regionaljournal

12.22 Wetter

12.30 Rendez-vous*

13.00 Tagesgespräch*

13.20 DRS 1 am Nachmittag

Mit Mike LaMarr

13.40 Ziit isch Gäld

14.05 Siesta*
Hans Hass: «Der grosse Mann der Meere»
Er wurde als idol der Nachkriegsjugend gefeiert, weil er «Abenteurer und Wissenschaft, Körper und Geist, Tarzan und Grizmek»: auf einen attraktiven Nenner gebracht habe. Anlässlich seines 90. Geburtstages am 23. Januar porträtiert Peter Jaeggi diesen letzten grossen, noch lebende Pionier der Meeresforschung. Hans Hass drehte den ersten Tonfilm unter Wasser, beobachtete als erster Haie als freischwimmender Taucher. Legendar wurde Hass mit über hundert Filmen und Büchern. «Unternehmen Karifa» erhielt einen Oscar.

15.10 Schauplatz Schweiz

15.20 Wuko

15.40 Heute aktuell

16.10 Schauplatz Schweiz

16.40 Film-Tipp

16.50 Wetter

17.08 Sport

17.20 Veranstaltungen-Tipps

17.30 Regionaljournal

18.00 Echo der Zeit

18.45 Sport

19.03 Pirando

«Schnüffelnase an Bord» (9/10)

20.03 Doppelpunkt*
(Z: Fr 23.01 15.00 DRS 2)

21.03 Schnabelweid

«De Fritz»
Der Zürcher Waiiter Baumgartner beherrscht nicht nur alle Register seines Dialekts, er kann mit Worten auch Atmosphäre erzeugen und detaillierte Bilder entstehen lassen. In der Geschichte «De Fritz» gelingt ihm ein berührendes Porträt des Pfarrers und Autors Fritz Gafner (1930–2007)

22.06 Sport

22.08 As Time Goes by
Redaktion: Roland Lüthi
Mit Reto Scherrer

00.05 Talk nach

Mitternacht

01.03 Nachtclub

DRS 2

05.30 Mattinata

Weber: Klarinettenquintett B-Dur: 4. Satz > Mendelssohn: Serenade und Allegro giocoso für Klavier und Orchester op. 43 > Grieg: Norwegische Tänze op. 35/3

06.00 Nachrichten

06.05 Mattinata

J.S. Bach: Englische Suite Nr. 5 e-Moll BWV 810: Passepieds I und II > J.B. Bach: Orchestersuite G-Dur > Holmes: A Jigge ye Firste

06.30 Heute Morgen

Dvorak: Sinfonie Nr. 4 op. 13: 3. Satz > Chopin: Sonate g-Moll für Violoncello und Klavier op. 65: 3. Satz > Kalinnikov: Intermezzo für Orchester Nr. 1 fis-Moll

07.00 Zeilensprünge

M. Haydn: Andromeda e Perseo: Ouverture > W.A. Mozart: Quintettsatz für Klarinette, Bassethorn, Violine, Viola und Violoncello F-Dur KV 580b > Beethoven: 6 Ecosaisien WoC 83 > Fux: Serenade C-Dur: 4 Sätze

07.30 Heute Morgen

Farrenc: Sinfonie Nr. 3 g-Moll op. 36: 3. Satz > Bizet: Pastel > Saint-Saëns: Klavierkonzert Nr. 2 g-Moll op. 22: 3. Satz

08.00 100 Sekunden Wissen

Tuma: Sonatata 4 a-Moll > Krommer: 13 Stücke für 2 Klarinetten und Viola op. 47/3-5

08.15 Zeilensprünge (Z)

Wolf-Ferrari: I quattro rusteghi: Intermezzo > Lalo: Sinfonie espagnole op. 21: 5. Satz > Smetana: Die verkaufte Braut: Ouverture > W.A. Mozart: Le nozze di Figaro KV 492: Non so più cosa, cosa faccio > Stich: Hornkonzert Nr. 5 F-Dur

09.00 Kontext*

(Z: heute 18.30 DRS 2)

09.35 DRS 2 à la carte

10.05 Film ab

10.30 Feuilleton-Rundschau

11.00 Reflexe*

(Z: heute 22.05 DRS 2)

11.35 DRS 2 à la carte unterwegs

12.03 DRS2aktuell*

12.30 Rendez-vous*

13.00 Klassiktelefon

13.45 Haydn heute

Sinfonia concertante, 3. Satz
Anschließend Concerto
Beethoven: Messe C-Dur op. 86 (Sally Matthews, Sopran; Sara Mingardo, Alt; John Mark Ainsley, Tenor; Alastair Miles, Bass; London Symphony Chorus und Orchestra, Ltg: Colin Davis

15.00 Perspektiven (Z)*

Siehe Sonntag-Tipps

16.00 Stimmen

Schneeflocken

17.00 DRS2aktuell*

17.30 Apéro

Robi Weber Quartet
«Jazz Soul-Soul Jazz»
Soul Jazz ist seit vielen Jahren das Motto des Zürcher Werbbers und Pianisten Robi Weber. Im Quartett mit dem Vibraphonisten Thomas Dobler, dem Bassisten Kalli Gerhards und dem Schlagzeuger Curt Treier hat sich Robi Weber nun Klassiker des Genres vorgenommen, diese aber mit originellen und überraschenden Zugaben ergänzt.

18.30 Kontext (Z)*

19.00 Echo der Zeit

19.45 Klangfenster

20.00 im Konzertsaal

Gubaidulina: Konzert für Schlagzeug-Ensemble und Orchester (Kompositionsauftrag Luzerner Sinfonieorchester, Göteborger Sinfoniker Dresdner Philharmonie, Kroumata Ensemble, Ltg.: Jonathan Nott) > Bruckner: Sinfonie Nr. 9 (Kroumata Schlagzeug-Ensemble, Luzerner Sinfonieorchester, Ltg.: Jonathan Nott)
Konzert vom 4. Dezember im KK Luzern

22.05 Reflexe (Z)*

22.30 CH-Musik

L'art pour l'Art
Dufourt: L'Afrique d'après Tiepolo > Hofer: licht-raume II (UA) > Darbellay: «Flash» > Gut: Tabl'eaux-suspendus au ciel (UA) > Frischknecht: Komposition für Violine und Klarinette > Murail: La barque mystique (Nouvel Ensemble Contemporain, Ltg.: Pierre-Alain Monot)
Konzert vom 24. Mai in der Französischen Kirche Bern

00.05 Notturmo

Siehe Swiss Classic

DRS 3

05.03 Der Morgen

Mit Mona Vetsch

12.00 Info 3

12.50 Webnews

13.00 Der Nachmittag

Mit Caro Lüchinger

17.00 Info 3

17.15 Der Vorabend

Mit Philippe Gerber

20.03 World Music Special

Mit Peter Walt

22.03 Sounds

Mit Dominic Dillier

00.05 Nachtprogramm

DRS 4

Siehe auch Box S. 22

18.05 Fiiirabigmusig

Männerchöre
Ein bunter Mix vom Männerchor Bellach bis zum Vokalensemble Integral

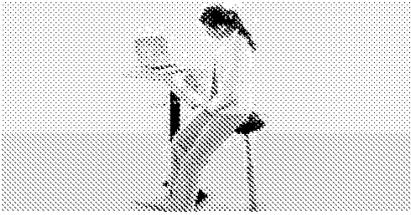
*Podcast auf www.drs.ch
E: Erstsendung, Z: Zweit-
sendung, W: Wiederholung

FOTOS PD; MWMEDIA

DONNERSTAG-TIPPS

10.10 DLF Marktplatz

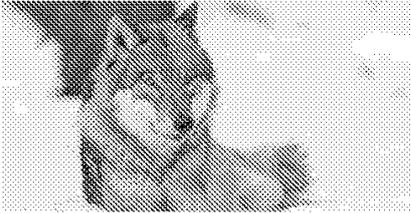
Arbeitsplatz Büro



Viele «Bürogummis» klagen über Rückenschmerzen. Häufig liegt's an falschen Sitzhaltungen und ergonomischen Mängeln am Arbeitsplatz. Im «Marktplatz» beantworten Arbeitsmediziner im Gespräch mit Friederike Schulz Fragen rund um die gesundheitsfördernde Einrichtung von Büro-Arbeitsplätzen.

19.05 Ö 1 Dimensionen

Der Wolf



FOTOS: MÖZLN, PD

Das Konrad-Lorenz-Institut im österreichischen Grünau vergleicht die Fähigkeiten von Wölfen mit jenen von Hunden. Dafür wurde ein eigenes Gehege mit Forschungsstation geschaffen, in dem eine Gruppe von Timberwölfen in engem Kontakt mit Forschern aufwächst. Ein Besuch vor Ort.

20.03 DRS 3 World Music Special

Samplers und Neuauflagen 2008

Die Worldmusikszene lebt nicht zuletzt von den ungezählten Wiederauflagen und Sammelalben, die verpasste Schätze vergangener Zeiten neu aufleben lassen. Marianne Berna hat die besten dieser Kategorie ausgewählt, was eine Hitparade aktueller Oldies ergibt.

Empfangsfrequenzen

SRC-Sender: Tel. 0348 88 44 22 und www.empfang.ch geben Auskunft über Empfangsfrequenzen in den jeweiligen Regionen.			
SWR 1	87,6 - 87,9	81,88,1 - 80,7	
SWR 2	88,8 - 92,4	82,88,7 - 92,0	
SWR 3	97,7	83,94,0 - 35,8	
SWR 3	90,4 - 92,0	84,87,8 - 101,0	
SWR 4	92,8 - 94,9 - 97,9	85,108,9	
SWR 5	93,8 - 97,0	81,100,8 - 105,1	
SWR 6	98,3 - 98,5	81,93,3	
SWR 6	103,0	82,96,0 - 38,2	
France Culture	88,6	83,88,6	
France Musique			
SWR 6	91,6 - 92,9 - 95,0		

DRS

- 05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Yvonne Dünser
- 05.15 Morgenmenschen
- 05.32 Regionalnachrichten
- 05.45 Presse-Schlagzeilen
- 06.00 HeuteMorgen*
- 06.15 Regionalnachrichten
- 06.20 Agenda
- 06.32 Regionaljournal
- 06.42 Morgengeschichte
Mit Guy Krneta
- 06.55 Wetter
- 07.00 HeuteMorgen*
- 07.15 Regionalnachrichten
- 07.20 Presseschau
- 07.32 Regionaljournal
- 07.42 Morgenstund hat Gold im Mund
- 07.55 Wetter
- 08.00 HeuteMorgen*
- 08.12 Regionaljournal
- 08.18 Espresso*
Das Konsummagazin
- 08.50 Morgengeschichte (Z)
- 09.00 DRS 1 am Vormittag
- 09.05 Treffpunkt
Mit Dani Fohrler
- 11.10 Ratgeber Essen
- 11.40 Mailbox*
- 11.50 Veranstaltungs-Tipps
- 12.03 Regionaljournal
- 12.22 Wetter
- 12.30 Rendez-vous*
- 13.00 Tagesgespräch*

- 13.20 DRS 1 am Nachmittag
Mit Reto Scherrer
- 13.40 Zeit isch Gäld
- 14.05 Siesta*
Capuns
Redaktion: Eric Dauer
- 15.10 Schauplatz Schweiz
- 15.20 Wuko
- 15.40 Heute aktuell
- 16.10 Schauplatz Schweiz
- 16.40 Film-Tipp
- 16.50 Wetter
- 17.08 Sport
- 17.20 Veranstaltungs-Tipps
- 17.30 Regionaljournal
- 18.00 Echo der Zeit
- 18.45 Sport
- 19.03 Pirando
«Schnüffelnase an Bord» (4/10)
- 20.03 Doppelpunkt*
Im Zentrum der Katastrophe
Redaktion: Peter Jäggi
(Z: Fr 16.01 15.00 DRS 2)

21.03 Schnabelweid Glaris brünn
Georg Thürrer (1908–2000) wurde zwar 1908 in Tarnins im Kanton Graubünden geboren. Aufgewachsen ist er jedoch im glarnerischen Netstal. Dort lernte er die Glarner Mundart, der er sein Leben lang treu blieb, obwohl er als Lehrer der Hochschule St. Gallen lange Jahre im appenzellischen Teufen wohnte. Thürrer war neben Hochschullehrer auch Historiker, Kulturförderer, mutiger Demokrat und Mundartautor. Er schrieb nicht nur Gedichte und Erzählungen in der Glarner Mundart, sondern befasste sich in Wort und Schrift auch mit «Wesen und Würde der Mundart». «Glaris brünn» wird gelesen vom Schauspieler Peter Fischli

- 22.08 As Time Goes by
Mit Regi Sager
- 00.05 Talk nach Mitternacht
- 01.03 Nachtclub

DRS 2

- 05.30 **Mattinata**
J.S. Bach: Konzert für Violine, Oboe, Streicher und Basso cont. c-Moll BWV 1060 - J.Ch. Bach: Sonate C-Dur für Klavier zu vier Händen op. 15/6: 2. Satz J. Haydn: Trio für Klarinette, Violine und Violoncello B-Dur Hob. IV/3
- 06.00 **Nachrichten**
- 06.05 **Mattinata**
Bizet: Sinfonie C-Dur: 1. Satz - Poulenc: Les Chemins d'amour - Chopin: Klavierkonzert Nr. 2 f-Moll: 3. Satz
- 06.30 **Heute Morgen**
Purcell: King Arthur: 3 Sätze - Sanz: Piezas por la E y C: Paradetas - de Arriaga: Streichquartett Nr. 1 d-Moll: 4. Satz
- 07.00 **Zeilensprünge**
Weber: Preciosa: Ouvertüre - Delibes: Lakmé: Dôme épais le jasmin - Rimski-Korsakow: Scheherazade op. 35: Das Meer und Sindbads Schiff
- 07.30 **Heute Morgen**
Vivaldi: Violoncellokonzert a-Moll RV 420 - J.S. Bach: Sinfonia aus «Gottes Zeit ist die beste Zeit» und 1. Satz aus der Triosonate Es-Dur BWV 525
- 08.00 **100 Sekunden Wissen**
Grieg: Aus Holbergs Zeit: Präludium - W.A. Mozart: Flötenquartett D-Dur KV 285: Allegro
- 08.15 **Zeilensprünge (Z)**
Erlebach: Ouvertüren-Suite Nr. 4: Ouvertüre, Air Gavotte, Air Courante und Air Bourée - Bibert: Sonate für 2 Trompeten, 2 Violinen und B.c. Nr. 7 C-Dur - Rossini: La Cenerentola: Ouvertüre - Fauré: Sérénade toscane op. 3/2 - Franck: Variations symphoniques für Klavier
- 09.00 **Kontext***
(Z: heute 18.30 DRS 2)
- 09.35 **DRS 2 à la carte**
- 10.05 **Film ab**
- 10.30 **Feuilleton-Rundschau**
- 11.00 **Reflexe***
(Z: heute 22.05 DRS 2)
- 11.35 **DRS 2 à la carte unterwegs**
- 12.03 **DRS2aktuell***
- 12.30 **Rendez-vous***
- 13.00 **Klassiktelefon**
- 13.45 **Haydn heute**
Sinfonie Nr. 45 fis-Moll, Finale
Anschliessend Concerto Paisiello: Ouvertüre zu «Nina ossia La pazza per amore» - R. Strauss: Duett-Concertino für Klarinette, Fagott, Streichorchester und Harfe - Spohr: Sinfonie Nr. 1 Es-Dur op. 20 (Orchestra della Svizzera Italiana, Ltg. Enrique Mazzola, Serge Baudo, Howard Shelley)
- 15.00 **Perspektiven (Z)***
Siehe DRS 2 So 08.30
- 16.00 **Stimmen**
Venus Venus

- 17.00 **DRS2aktuell***
- 17.30 **Apéro**
- 18.30 **Kontext (Z)***
- 19.00 **Echo der Zeit**
- 19.45 **Klangfenster**
- 20.00 **im Konzertsaal**
Debussy: Nocturnes - Szymanowski: Violinkonzert Nr. 1 op. 35 - Franck: Sinfonie d-Moll (Viviane Hagner, Violine, Vokalensemble der Zürcher Hochschule der Künste, Einstudierung: Markus Utz, Tonhalle-Orchester Zürich, Ltg.: Philippe Jordan)
- 22.05 **Reflexe (Z)***
- 22.30 **CH-Musik**
Veress: Introduzione e Coda - Wyttenbach: Divisions - Holliger: Glühende Rätsel - Veress: Orbis tonorum (Collegium Novum Zürich, Cornelia Kallisch, Alt, Ltg.: Heinz Holliger)
- 00.05 **Notturmo**
Siehe Swiss Classic

- 05.03 **Der Morgen**
Mit Mario Torriani
- 12.00 **Info 3**
- 12.50 **Webnews**
- 13.00 **Der Nachmittag**
Mit Philippe Gerber
- 17.00 **Info 3**
- 17.15 **Der Vorabend**
Mit Meret Boxler
- 20.03 **World Music Special Samplers und Neuauflagen 2008**
Mit Peter Walt
Siehe Donnerstag-Tipps
- 22.03 **Sounds**
Mit Christina Lang
- 00.05 **Nachtprogramm**

DRS 3 World Music Special
Siehe auch Box S. 22
18.05 **Firebrigade**
Frauen- und Mädchenchöre aus dem In- und Ausland

DRS 2
Kabel, Satellit, DAB, www.virus.ch
Montag bis Freitag
06.00 **Morgenshow**, Kurz-Infos und Unterhaltung
10.00 **DRS-Virus-Tag** New Releases, Übersetzungen aktueller Tracks, Porträts, Besprechungen neuer Alben, Konzert-Hinweise, Hörerwünsche
17.00 **Abend**, Tagesaktuelles, Umfragen, Hörerdiskussionen, Game-Besprechungen, Interviews (Mo: CH-Hitparade (W))
19.00 **Dr. mix3-Play**, Mi: Filmcheck, Do: Musikjury, Fr: Neuer Stoff (21.00 Elektromat)
Samstag
10.00 **Morgenshow**, Kurz-Informationen und Unterhaltung
14.00 **Mis**, 17.00 **Abend**, 20.00 **Shake**, Elektro-Special
Sonntag
10.00 **Morgenshow**, 13.00 **DRS-Hitparade**, 17.00 **Abend**, 21.00 **Bounce**, Hip-Hop-Special
* Podcast auf www.drs.ch, ECI Dolby-Sound; E: Erstsendung, Z: Zweit-sendung, W: Wiederholung

MITTWOCH - TIPPS

20.00 DRS 2 Hörspiel

«Draussen tobt die Dunkelziffer»
von Kathrin Röggl

In den Arbeitslosenstatistiken werden nur Menschen erfasst, die Arbeitslosengeld beziehen. Nicht aber die Ausgesteuerten und die mitbetroffenen Angehörigen. Sie alle gehören zur Dunkelziffer. Kathrin Röggl lässt im Oratorium für 20 Sprechstimmen diese Ungezählten zu Wort kommen.

21.00 DRS 2 Musik unserer Zeit

Victoria Borisova-Ollas im Porträt



Mit flirrenden und flutenden Klangwolken hat die Russin Victoria Borisova-Ollas (Bild) vor zehn Jahren einen Kompositionspreis gewonnen für das preisgekrönte Stück «Wings of the Wind». Borisova-Ollas arbeitet mit allen modernen Kompositionstechniken. Ein Porträt.

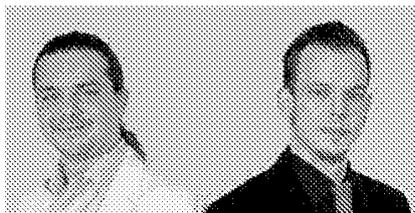
21.01 Ö 1 Salzburger Nachtstudio

Der moralische Mensch

Warum unterscheiden wir Menschen Gut und Böse? Nachdem die Frage lange Zeit Philosophen und Theologen beschäftigt hat, ist sie inzwischen zum Dauerbrenner der Naturwissenschaften geworden, begründete gar eine «Neuroethik». Ein Rückblick auf die Entwicklung und eine Bestandaufnahme.

21.05 DLF Querköpfe

Die Hengstmann-Brüder



Mit einer unter jungen Kabarettisten selten gewordenen politischen Wachheit stellen sich Sebastian (29) und Tobias Hengstmann (26) aus Magdeburg aktuellen Zeitfragen. Doch ihre Shows sind mehr als pointierter Diskurs. Spielfreudig schlüpfen die Brüder (Bild) in Figuren einer surreal anmutenden Welt.

- 05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Yvonne Dünser
05.15 Morgenmenschen
05.32 Regionalnachrichten
05.45 Presse-Schlagzeilen
06.00 HeuteMorgen*
06.15 Regionalnachrichten
06.20 Agenda
06.32 Regionaljournal
06.42 Morgengeschichte
Mit Elisabeth Zurgilgen
06.55 Wetter
07.00 HeuteMorgen*
07.15 Regionalnachrichten
07.20 Presseschau
07.32 Regionaljournal
07.42 Morgenstund
hat Gold im Mund
07.55 Wetter
08.00 HeuteMorgen*
08.12 Regionaljournal
08.15 Espresso*
Das Konsummagazin
08.50 Morgengeschichte (Z)
- 09.00 DRS 1 am Vormittag
09.08 Treffpunkt
Mit Dani Fohrlir
11.10 Ratgeber Gesundheit
11.40 Mailbox*
11.50 Veranstaltungs-Tipps
12.03 Regionaljournal
12.22 Wetter
12.30 Rendez-vous*
13.00 Tagesgespräch*

- 13.20 DRS 1 am Nachmittag
Mit Regi Sager
13.40 Zeit isch Gäd
14.05 Siesta*
Walbeobachtung
Redaktion: Peter Jaeggi
15.10 Schauplatz Schweiz
15.20 Wuko
15.40 Heute aktuell
16.10 Schauplatz Schweiz
16.40 Kultur-Tipp
16.50 Wetter
17.08 Sport
17.20 Veranstaltungs-Tipps
17.30 Regionaljournal
18.00 Echo der Zeit
18.45 Sport
19.03 Pirando
«Dr Balz schnallts»
Euben-Geschichten
von Jan Cornelius (3/7)

- 20.03 Spasspartout
CH-umor
Mit Arnulf Eichhorn
Vor 18 Jahren entstand in Leipzig die Lachmesse. Der Erfinder und Gründer hiess Arnulf Eichhorn und war schon vor der Wende für Kabarett zuständig. Was in Kellergewölben und Hinterzimmern von Gaststätten begann, darf sich heute mit Recht «Europäisches Humor- und Satire-Festival» nennen. Der Messeleiter präsentiert im «Spasspartout» eine Auswahl von Kabarettistinnen und Komikern.

- 21.03 Knack & Nuss
Rätselsendung
Mit Reto Scherrer
22.06 Sport
22.08 Yesterday When
I Was Young
Redaktion: Martin Ackle
Mit Joschi Kühne
00.05 Talk nachMitternacht
01.03 Nachtclub

- 05.30 Mattinata
Hummel: Klavierkonzert
A-Dur: 3. Satz · Saint-Saëns: Une nuit à Lisbonne Es-Dur op. 63 · Briccialdi: Bläserquintett D-Dur op. 124 · J. Haydn: Sinfonie Nr. 88 G-Dur: 3. und 4. Satz
06.00 Nachrichten
06.05 Mattinata
J.S. Bach: Suite für Laute c-Moll BWV 997 · Zelenka: Concerto à 8 Concertanti G-Dur · Kircher: Tarantella Napoletana
06.30 Heute Morgen
de Sarasate: Romanza Andaluza op. 22/1 für Violine und Orchester · Verdi: I vespri siciliani: L'autunno · Mendelssohn: Das Jahr: Oktober

- 07.00 Zeilensprünge
Krommer: Partita F-Dur op. 57: 4. Satz · F.X. Richter: Sinfonie d-Moll Nr. 56 · Beethoven: Schottische Lieder op. 108: The Swetest Lad Was Jamie · Bruch: Schottische Fantasie op. 46: Andante sostenuto
07.30 Heute Morgen
Paisiello: La Serva Padrona: Overture · D. Scarlatti: Klaviersonate D-Dur K491 · Lebrun: Oboenkonzert Nr. 1 d-Moll: 1. Satz

- 08.00 100 Sekunden Wissen
Händel: Concerto grosso F-Dur op. 3/4
08.15 Zeilensprünge (Z)
Poulenc: Flötensonate: 1. Satz · Ravel: Alborada del Gracioso · Weber: Fagottkonzert F-Dur op. 75: 3. Satz · J. Haydn: Sinfonie Nr. 96 D-Dur

- 09.00 Kontext*
Wie stellen wir unser kollektives Gedächtnis sicher? Als Medium für die Überlieferung spielte Papier lange Zeit die wichtigste Rolle. Heute machen zunehmend analoge Ton- und Bildträger sowie digitale Datenträger dem Papier diesen Platz streitig und stellen die Archivierungs-Fachleute vor ganz neue Herausforderungen. Kurt Deggeller, Direktor von Memoriaiv, des Vereins zur Erhaltung audiovisueller Kulturgüter, und Elena Balzardi, Vizedirektorin der Nationalbibliothek und Projektleiterin von e-Helvetica, erzählen in von den Problemen und Chancen von Multimedia-Archiven.
(Z: heute 18.30 DRS 2)

- 09.35 DRS 2 à la carte
10.00 Thema der Woche

- 11.00 Reflexe*
«Turkey in all its colours»
Die Türkei hat ihrem Auftritt als Gastland der diesjährigen Frankfurter Buchmesse ein durchdachtes Konzept zugrunde gelegt, das die kulturelle Vielfalt des Landes feiern will. «Turkey in all its colours». Der Turkologe Hans-Lukas Kieser, Präsident der Stiftung Forschungsstelle

Schweiz-Türkei, unterzieht dieses Konzept im Gespräch mit Felix Schneider eine kritischen Würdigung.
(Z: heute 22.05 DRS 2)

- 11.35 DRS 2 à la carte
12.03 DRSaktuell*
12.30 Rendez-vous*
13.00 Klassiktelefon
13.45 Concerto

Debussy: Chlidrens Corner · Ravel: Klavierkonzert G-Dur (Budapest Festival Orchestra; Ltg.: Iván Fischer) · Bartok: Tanzsuite für Orchester (Ungarische Nationalphilharmonie; Ltg.: Zoltán Kocsis) · Rachmaninow: Auswahl aus Préludes op. 32 und Etudes-Tableau op. 39 (Zoltán Kocsis, Klavier)

- 15.00 Focus (Z)*
16.00 Klassikmagazin (Z)
Mit Annelis Berger
17.00 DRSaktuell*
17.30 Apéro
18.30 Kontext (Z)*
19.00 Echo der Zeit
19.45 Klangfenster

20.00 Hörspiel
«draussen tobt die Dunkelziffer»
Von Claude Pierre Salmony nach Kathrin Röggl
Mit Klaus Brömmelmeier, Jodoc Seidel, Natalia Conde, Stefan Saborowski u.a.
Regie: Claude Pierre Salmony
Produktion: DRS 2006
Dauer: 60'
Siehe Mittwoch-Tipps

21.00 Musik unserer Zeit
Wings of the Wind
Die Komponistin Victoria Borisova-Ollas im Porträt
Siehe Mittwoch-Tipps

- 22.05 Reflexe (Z)*
22.30 Neue Musik im Konzert
Fontyn: Tree of Life · Pagh-Paam: Pyon-Kyong · Ustvol'skaya: Klaviersonate Nr. 4 (Percussion Art Ensemble Bern; Katharina Weber, Klavier)
00.05 Notturmo
Siehe Swiss Classic

- 05.03 Der Morgen
Mit Judith Wernli
10.15 Beobachter Ratgeber
12.00 Info 3
13.00 Der Nachmittag
Mit Marietta Tomaschett
17.00 Info 3
17.15 Der Vorabend
Mit Franziska v. Grüningen
20.03 Rock Special
Mit Simon Steuri
22.03 Sounds
Mit Simon Steuri
00.05 Nachtprogramm

Programmpalten siehe S. 22
18.05 Filrabinismus
Stimmungsvolle Blasmusik

*Podcast auf www.drs.ch
E: Erstsendung; Z: Zweit-
sendung; W: Wiederholung

FOTOS MARTINA HOLMERSBERG, PD

DONNERSTAG-TIPPS

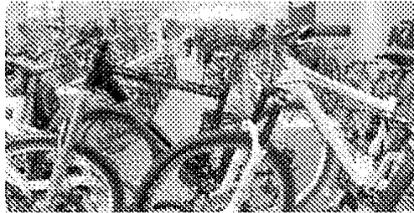
10.05 SWR 2 Leben

Genug ist nicht genug

Manager, die Abfindungen in Millionenhöhe kassieren. Konzerne, die zweistellige Gewinnzuwächse verbuchen und gleichzeitig etliche Mitarbeiter entlassen. Die Gier scheint das öffentliche Leben zu beherrschen – und oft auch das private. Woher kommt das?

10.10 DLF Marktplatz

Fahrrad-Trends



Auch bei den Velos geht der Trend zu immer grösserer Spezialisierung: vom City-Rad über Rennvelo und Mountainbike bis hin zum Elektrofahrrad. Worauf sollten Alltagsradler, Sportler, Kinder, Senioren und Velo-Urlauber beim Kauf achten? Rund um das Velo informiert Georg Ehring im heutigen Marktplatz – live von der Fahrradmesse IFMA in Köln.

21.03 DRS 1 Schnabelweid

Heinz de Specht



Heinz de Specht – das sind Christian Weiss, Daniel Schaub und Roman Riklin, drei Multi-Instrumentalisten (Bild). Mit grosser Spielfreude, Witz und poppigen Arrangements besingen sie die Leiden und Freuden des Alltags. Sie erzählen vom Zusammenfinden, vom Arbeiten mit dem Dialekt und vom neuen Programm.

23.05 Ö 1 Zeit-Ton

Porträt Morton Feldman

Morton Feldman war eine zentrale Figur in der künstlerischen Avantgarde New Yorks zwischen 1950 und 1960. Mit seiner anti-expressiven musikalischen Sprache, der zum Teil extrem langen Spieldauer seiner Stücke und dem minimalistischen Gestus ist die Musik von Feldman eine Herausforderung.

DRS

05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Yvonne Dünser
Programm wie Montag

09.00 DRS 1 am Vormittag
Programm wie Montag

13.20 DRS 1 am Nachmittag
Mit Regi Sager

13.40 Ziti isch Gäld

14.05 Siesta*
Behinderte in Peking
Redaktion: Yvonne Scherrer

15.10 Schauplatz Schweiz

15.20 Wuko

15.40 Heute aktuell

16.10 Schauplatz Schweiz

16.40 Film-Tipp

16.50 Wetter

17.08 Sport

17.20 Veranstaltungstipps

17.30 Regionaljournal

18.00 Echo der Zeit

18.45 Sport

19.03 Pirando
«De Daggel Fridolin» (4/12)

20.03 Doppelpunkt*
Schritte im Kopf

Es passiert oft von einer Sekunde auf die andere. Ein Unfall, eine Krankheit – und dann eine Behinderung. Welten brechen zusammen. Ein langer, mühsamer Prozess beginnt. Man muss lernen, zu akzeptieren, dass man so vieles von dem nicht mehr kann, was zuvor möglich war. So manche möchten aussteigen – für immer. Wie erlernt man ein anderes Leben, ohne daran zu zerbrechen? Was hilft, was hindert? In der Sendung von Peter Jaeggi erzählen fünf querschnittgelähmte und hirnerkrankte Menschen von diesen Herausforderungen. (Z: Fr 19.09. 15.00 DRS 2)

21.03 Schnabelweid
Heinz de Specht
Redaktion: Christian Schmid
Siehe Donnerstag-Tipps

22.06 Sport
As Time Goes by
Mit Janine Geigle
Redaktion: Roland Lüthi

00.05 Talk nach Mitternacht
01.03 Nachtclub

DRS

05.30 Mattinata
Dvorak: Legende op. 59/6 cis-Moll > Vorisek: Le plaisir op. 4 > L. Hofmann: Sinfonie F-Dur

06.00 Nachrichten
06.05 Mattinata

C. H. Graun: Cleopatra und Cesare: Ouvertüre > G. Sammartini: Concerto Es-Dur für Oboe, Streicher und B.c. > J.S. Bach: Lautensuite E-Dur BWV 1006a: Prélude

06.30 Heute Morgen
Beethoven: Sinfonie Nr. 7 A-Dur: 3. Satz > Spohr: Grand Polonaise op. 40 für Violine und Orchester

07.00 Zeilensprünge
Fauré: Fantasie op. 79: Allegro > Chausson: Klaviertrio g-Moll op. 3: 2. Satz > Bizet: Carmen-Suite Nr. 1 > Rossini: Soirées musicales: La danza

07.30 Heute Morgen
Dvorak: Bläserserenade d-Moll op. 44: 1. Satz > Grieg: Klavierkonzert a-Moll op. 16: 3. Satz > Pierné: Canzonetta

08.00 100 Sekunden Wissen
Händel: Serse: Ouvertüre > Albinoni: Concerto G-Dur für Flauto traverso, 2 Violinen und Basso cont

08.15 Zeilensprünge (Z)
Boccherini: Gitarrenquintett Nr. 2 E-Dur: 3. Satz > Marais/Anonymus/Lully: Prélude und Entrée, Gavotte, Libertas und Rondeau de la Gloire > Glière: Harfenkonzert op. 74: 1. Satz > Glasunow: Der Frühling D-Dur > Vaughan: Songs of Travel: The Vagabond > German: Henry VIII: Morris Dance

09.00 Kontext*
Behindert sein in China
Nach den Olympischen Spielen finden in China die Paralympics statt, die Olympischen Spiele für Behinderte. Einmal mehr steht das Reich der Mitte im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, diesmal der behinderten Sportlerinnen und Sportler. Aber was tut die chinesische Führung für die Behinderten im eigenen Land? Wie lebt es sich mit einer Behinderung in China? (Z: heute 18.30 DRS 2)

09.35 DRS 2 à la carte
10.00 Thema der Woche

11.00 Reflexe*
«Son of Rambow»
Garth Jennings und Nick Goldsmith haben sich mit der Produktion von Music-Clips einen Namen gemacht und ihn mit der sterilen Studiogrossproduktion des «Hitchhiker's Guide to the Galaxy» beinahe wieder ruiniert. Aber dann haben sie die Erinnerung an ihre eigene Pre-Teen-Faszination mit der Welt des Kinos in die Geschichte zweier Jungen gesteckt, welche mit Inbrunst und kindlichem Feuer den ersten «Rambo»-Film auf Video nachdrehen. Das Resultat zeigt, wie sehr die Fantasie eines Filmemachers seine Realität beeinflusst. (Z: heute 22.05 DRS 2)

11.35 DRS 2 à la carte
12.03 DRS2aktuell*
12.30 Rendez-vous*
13.00 Klassiktelefon
13.45 Concerto
Last Night of the Proms
Vaughan Williams: Ouvertüre «The Wasps» > Saint-Saëns: introduction et Rondo capriccioso a-Moll > Fauré: Pavane > R. Strauss: Hornkonzert Nr. 1 Es-Dur op. 11 > Vaughan Williams: Five Mystical Songs > Rodgers: «Oh, what a beautiful morning» > Sousa: Marsch «Liberty Bell» > Elgar: Pomp and Circumstance March Nr. 1 D-Dur (Leila Josefowicz, Violine; David Pyatt, Horn; Thomas Allen, Bariton; BBC Singers; BBC Symphony Chorus und Orchestra, Ltg.: Leonard Slatkin)

15.00 Perspektiven (Z)*
Jürg Krummenacher
Generalunternehmer für Solidarität
Siehe Sonntag-Tipps

16.00 Stimmen
Belcanto

17.00 DRS2aktuell*

17.30 Apéro
Claude Diallo
«Traveling with Music»
Der 27-jährige St. Galler Jazzpianist Claude Diallo legt mit «Traveling with Music» seine zweite Produktion unter eigenem Namen vor, und wiederum ist es eine Live-CD. Vor Publikum entfaltet Diallo sein Können am wirkungsvollsten. Und dann gibt es noch einen prominenten Überraschungsgast im letzten Track: den kanadischen Sänger und Pianisten Denzal Sinclair! «Jazz is my life» heisst es auf Diallos Visitenkarte. Da ist etwas dran.

18.30 Kontext (Z)*
19.00 Echo der Zeit
19.45 Klangfenster

Weltklasse auf DRS 2
20.00 Lucerne Festival
Mahler: Sinfonie Nr. 2 c-Moll (Janice Watson, Sopran; Jane Henschel, Alt; Chor der Musikhochschule Mannheim, Landesjugendchor Rheinland Pfalz, Sinfónica de la Juventud Venezolana Simón Bolívar, Ltg.: Gustavo Dudamel)

22.05 Reflexe (Z)*
Weltklasse auf DRS 2
22.30 Lucerne Festival

Fischer: Rivers and Tides > Berger: wellen.zerstäuben (Auftragswerk von Lucerne Festival, Uraufführung) > Robin: Titans (Auftragswerk von Lucerne Festival, Uraufführung) > Maresz: Festin für zwölf Schlagzeuger (Lucerne Festival Percussion Group, Ltg.: Michel Cerutti)

00.05 Notturmo
Siehe Swiss Classic

05.03 Der Morgen
Mit Mario Torriani

12.00 info 3
12.50 Webnews
13.00 Der Nachmittag
Mit Franziska von Grünigen

17.00 Info 3
17.15 Der Vorabend
Mit Tom Gisler

20.03 World Music Special
Mit Peter Walt

22.03 Sounds
Mit Christina Lang

00.05 Nachtprogramm

DRS2aktuell

DRS2aktuell

18.05 Fiirabigmusig
Es herbschtelet ...
Die schönsten Herbstlieder aus dem deutschen Sprachraum

*Podcast auf www.drs.ch
E: Erstsendung, Z: Zweit-
sendung, W: Wiederholung

FOTOS IFMA COLOGNE/FP

DONNERSTAG-TIPPS

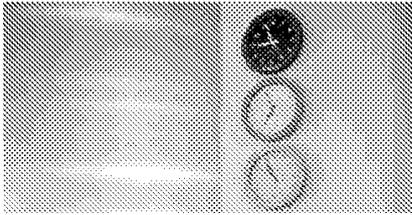
17.30 DRS 2 Apéro

Tom Harrell-Dado Moroni «Humanity»

Der Genueser Pianist Dado Moroni gilt seit Langem als Geheimtipp – nicht nur des Eurojazz. Im unbegleiteten Duo mit dem US-amerikanischen Trompeter Tom Harrell hat Moroni nun eine weitere wunderschöne Produktion mit Standards und Eigenkompositionen abgeliefert.

19.05 Ö 1 Dimensionen

Welche Zeit gilt?



Manchmal dehnt sie sich wie ein Gummiband und manchmal vergeht sie schneller, als man es gerne hätte: die Zeit. Psychologen, Chronomediziner und sogar Philosophen suchen nach dem Zeitmesser in unserem Gehirn und unserer Wahrnehmung. Eine spannende Reise ins Gehirn.

23.03 SWR 2 NOWJazz



Ursprünglich hat Barbara Buchholz (Bild) Querflöte, Gitarre, Bass und Gesang studiert. Im Hamburger Musical «Alice» entdeckte sie das Theremin Vox, das in den 1920er-Jahren vom russischen Physiker Lev Theremin erfunden wurde. Mittlerweile gilt Buchholz als Virtuosin des ersten elektronischen Instrumentes der Musikgeschichte.

Empfangsfrequenzen		
SRG-Sender: Tel. 0348 88 44 22 und www.empfang.ch geben Auskunft über Empfangsfrequenzen in den jeweiligen Regionen.	SWR 1 87,6 - 87,9	81,1 88,1 - 90,7
	89,2 - 89,8 - 92,4	82,8 89,7 - 92,0
	95,7 - 97,7	83,9 94,0 - 95,9
	SWR 2 90,4 - 92,0	84,8 87,6 - 101,0
	92,6 - 92,8 - 94,9 - 97,9	85,1 106,9
	SWR 3 93,8 - 97,0	86,6 100,8 - 106,1
	97,1 - 98,3 - 98,5	81,1 93,3
	103,0	82,9 86,0 - 98,2
Ausländische Sender: Nachfolgend eine von der Swisscom veröffentlichte Liste mit Varianten für den terrestrischen Empfang. Für Empfang via Kabelnetz oder Satellit: Die Kabelnetzbetreiber und Elektronikfachhändler geben Auskunft.	France Culture 88,6	83,8 89,6
	France Musique	
	88,6 - 91,6 - 92,9 - 95,0	

DRS

05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Yvonne Dünser
Programm wie Montag

09.00 DRS 1 am Vormittag

09.05 Treffpunkt
Stadtgeschichten
Der andere Blick auf Liestal

11.10 Ratgeber Essen

11.40 Mailbox*

11.50 Veranstaltungs-Tipps

12.03 Regionaljournal

12.22 Wetter

12.30 Rendez-vous*

13.00 Sommergeschichten

13.20 DRS 1 am Nachmittag
Mit Reto Scherrer

13.40 Ziit isch Gäld

14.05 Siesta*
Seilbahnen

15.10 Schauplatz Schweiz

15.20 Wuko

15.40 Heute aktuell

16.10 Schauplatz Schweiz

16.50 Wetter

17.08 Sport

17.20 Veranstaltungs-Tipps

17.30 Regionaljournal

18.00 Echo der Zeit

18.45 Sport

19.03 Pirando
«De Wind i de Wide» (9/2 1)

20.03 Doppelpunkt*
Bertrand Piccards
«Solarimpulse»

Ohne einen Tropfen Treibstoff rund um den Globus fliegen. An diesem ehrgeizigen Ziel arbeitet der Westschweizer Psychiater Bertrand Piccard. Mit dem 1,5 Tonnen schweren Solarflugzeug «Solarimpulse» will er 2011 seinen Traum erfüllen. Er versteht sein Projekt primär als Motivations-schub zur Weiterentwicklung alternativer Energien. Peter Jaeggi sprach mit den Piloten, mit Ingenieuren, dem Chef-Meteorologen und mit den Hauptsponsoren dieses 100-Millionen-Franken-Unternehmens. (Z: Fr 18.7. 15.00 DRS 2)

21.03 Schnabelweid
D Rahel Hubacher liest
«Giuscht u Gnusch u Gwungen» (2/8)

22.06 Sport

22.08 As Time Goes by

00.05 Talk nach Mitternacht

01.03 Nachtclub

05.30 Mattinata
Mendelssohn: Sinfonie Nr. 5 D-Dur op. 107: 2. Satz > Grieg: Sonate für Violine und Klavier c-Moll op. 45/3: 2. Satz > Danzi: Bläserquintett g-Moll op. 56/2: 3. Satz > Cherubini: Lodoïska: Ouvertüre

06.00 Nachrichten

06.05 Mattinata
Marais: Alcione: 1ère Suite: 4 Sätze > Rameau: Pièces de clavecin: Les Cyclopes > Pisendel: Violinkonzert D-Dur

06.30 Heute Morgen
Rossini: Flötenkonzert G-Dur: 1. Satz > W.A. Mozart: Posthornserenade: 6. und 7. Satz

07.00 Zeilensprünge
Barrios Mangoré: La catedral: 3. Satz > J. Haydn: Violoncellokonzert Nr. 1 C-Dur: 3. Satz > C. Nielsen: Zwei Fantasiestücke op. 2 > Gade: Sinfonie Nr. 2 E-Dur op. 10: 1. Satz

07.30 Heute Morgen
Cimarosa: Il matrimonio segreto: Ouverture > Falconiero: Giacomina > Vivaldi: Konzert für 2 Trompeten C-Dur RV 537

08.00 100 Sekunden Wissen
Beethoven: Klaviersonate Nr. 5 c-Moll op. 10/1 > L. Kozeluch: Sinfonie C-Dur: 3. und 4. Satz

08.15 Zeilensprünge (Z)
Anonymus: A Jacobean Masque Part I: The Temple antique und Adson's Ayre > Lully: Chaconne d'Amadis > Lebrun: Oboenkonzert Nr. 6 F-Dur: 1. Satz > Schubert: Ouverture im italienischen Stil D-Dur D 590 > R. Schumann: Adagio und Allegro as-Dur op. 70

09.00 Kontext*
Sommernachricht: Alfred Donath

Alfred Donath ist in Yverdon als Sohn eines Rabbiners aufgewachsen. Er wurde Kinderarzt und später der erste Professor für Nuklearmedizin. Im Jahr 2000 ist er Präsident des schweizerischen israelitischen Gemeindebundes geworden. Als solcher musste er nicht nur die verschiedenen Richtungen der Schweizer Juden zusammenhalten, er wusste auch die Interessen seiner Gemeinde zu vertreten und hatte ab und an die ganze Schweiz vor amerikanischen Juden zu verteidigen. (Z: heute 18.30 DRS 2)

09.35 DRS 2 à la carte

11.00 Reflexe*
Kunstboom in China

Im aufstrebenden China boomt auch die Kunst und mit ihr der Kunstmarkt. Das ist nicht nur gut für die Kunst. Eine Reportage von Ruth Kirchner, die im Reich der Mitte auch mit den dort engagierten Schweizer Kunstexperten Urs Meile und Uli Gigg gesprochen hat. (Z: heute 22.05 DRS 2)

11.35 DRS 2 à la carte

12.03 DRS2aktuell*

12.30 Rendez-vous*

13.00 Klassiktelefon

13.45 Concerto
Ravel: Sonatine > Rachmaninow: Variationen über ein Thema von Chopin op. 22: Klavierkonzert Nr. 1 fis-Moll op. 1 (Boris Berezovsky, Philharmonisches Orchester des Urals, Ltg. Dmitri Liss)

15.00 Perspektiven (Z)*
Siehe So DRS 2 08.30

16.00 Stimmen
Von fernen Inseln

17.00 DRS2aktuell*

17.30 Apéro
Tom Harrell-Dado Moroni «Humanity»
Siehe Donnerstag-Tipps

18.30 Kontext (Z)*

19.00 Echo der Zeit

19.47 Klangfenster
Weltklasse auf DRS 2

20.00 Boswiler Sommer
J.S. Bach: Brandenburgische Konzerte Nr. 2 F-Dur BWV 1047 und Nr. 4 G-Dur BWV 1049 > Zelenka: Missa Votiva (1739) (Maurice Steger, Laura Schmid, Blockflöte; Guy Ferber, Trompete; Thomas Theodoroff, Thomas Fleck, Barockvioline; Molly Marsh, Oboe; Joanne Lunn, Sopran; Daniel Taylor, Kontralt; Johannes Kaeschke, Tenor; Thomas E. Bauer, Bass; Kammerchor Stuttgart, Barockorchester Stuttgart, Ltg.: Frieder Bernius)

22.05 Reflexe (Z)*

22.30 CH-Musik
Schweizerisches Tonkünstlerfest 2008

I. Compagnie CH.AU mit jungen Westschweizer Musikern
Werke von Thirvaudey, Vassena, Manca, Marti, Th.K. Mejer, Mettraux, Kelterborn, Darbellay, Gubaidulina, Gaudibert, Johnson II. «Ensemble 6!» mit Musik von Isang Yun

00.05 Notturmo

05.03 Der Morgen
Mit Sven Epiney

12.00 Info 3

13.00 Der Nachmittag
Mit Tom Gisler

17.00 Info 3

17.15 Der Vorabend
Mit Franziska v. Grüningen

20.03 Konzertsommer
Mit Peter Walt

00.05 Nachtprogramm

01.03 Nachtclub

05.30 Mattinata

06.00 Nachrichten

06.05 Mattinata

06.30 Heute Morgen

07.00 Zeilensprünge

07.30 Heute Morgen

08.00 100 Sekunden Wissen

08.15 Zeilensprünge (Z)

09.00 Kontext*

09.35 DRS 2 à la carte

11.00 Reflexe*

11.35 DRS 2 à la carte

12.03 DRS2aktuell*

12.30 Rendez-vous*

13.00 Klassiktelefon

13.45 Concerto

15.00 Perspektiven (Z)*

16.00 Stimmen

17.00 DRS2aktuell*

17.30 Apéro

18.30 Kontext (Z)*

19.00 Echo der Zeit

19.47 Klangfenster

20.00 Boswiler Sommer

22.05 Reflexe (Z)*

22.30 CH-Musik

00.05 Notturmo

05.03 Der Morgen

12.00 Info 3

13.00 Der Nachmittag

17.00 Info 3

17.15 Der Vorabend

20.03 Konzertsommer

00.05 Nachtprogramm

01.03 Nachtclub

05.30 Mattinata

06.00 Nachrichten

06.05 Mattinata

06.30 Heute Morgen

07.00 Zeilensprünge

07.30 Heute Morgen

08.00 100 Sekunden Wissen

08.15 Zeilensprünge (Z)

09.00 Kontext*

09.35 DRS 2 à la carte

11.00 Reflexe*

11.35 DRS 2 à la carte

12.03 DRS2aktuell*

12.30 Rendez-vous*

13.00 Klassiktelefon

13.45 Concerto

15.00 Perspektiven (Z)*

16.00 Stimmen

17.00 DRS2aktuell*

17.30 Apéro

18.30 Kontext (Z)*

19.00 Echo der Zeit

19.47 Klangfenster

20.00 Boswiler Sommer

22.05 Reflexe (Z)*

22.30 CH-Musik

00.05 Notturmo

05.03 Der Morgen

12.00 Info 3

13.00 Der Nachmittag

17.00 Info 3

17.15 Der Vorabend

20.03 Konzertsommer

00.05 Nachtprogramm

01.03 Nachtclub

05.30 Mattinata

06.00 Nachrichten

06.05 Mattinata

06.30 Heute Morgen

07.00 Zeilensprünge

07.30 Heute Morgen

08.00 100 Sekunden Wissen

08.15 Zeilensprünge (Z)

09.00 Kontext*

09.35 DRS 2 à la carte

11.00 Reflexe*

11.35 DRS 2 à la carte

12.03 DRS2aktuell*

12.30 Rendez-vous*

13.00 Klassiktelefon

13.45 Concerto

15.00 Perspektiven (Z)*

16.00 Stimmen

17.00 DRS2aktuell*

17.30 Apéro

18.30 Kontext (Z)*

19.00 Echo der Zeit

19.47 Klangfenster

20.00 Boswiler Sommer

22.05 Reflexe (Z)*

22.30 CH-Musik

00.05 Notturmo

05.03 Der Morgen

12.00 Info 3

13.00 Der Nachmittag

17.00 Info 3

17.15 Der Vorabend

20.03 Konzertsommer

00.05 Nachtprogramm

01.03 Nachtclub

05.30 Mattinata

06.00 Nachrichten

06.05 Mattinata

06.30 Heute Morgen

07.00 Zeilensprünge

07.30 Heute Morgen

08.00 100 Sekunden Wissen

08.15 Zeilensprünge (Z)

09.00 Kontext*

09.35 DRS 2 à la carte

11.00 Reflexe*

11.35 DRS 2 à la carte

12.03 DRS2aktuell*

12.30 Rendez-vous*

13.00 Klassiktelefon

13.45 Concerto

15.00 Perspektiven (Z)*

16.00 Stimmen

17.00 DRS2aktuell*

17.30 Apéro

18.30 Kontext (Z)*

19.00 Echo der Zeit

19.47 Klangfenster

20.00 Boswiler Sommer

22.05 Reflexe (Z)*

22.30 CH-Musik

00.05 Notturmo

05.03 Der Morgen

12.00 Info 3

13.00 Der Nachmittag

17.00 Info 3

17.15 Der Vorabend

20.03 Konzertsommer

Ausgaben-Nr. 14; Seite 16

Menschen

«Den heiligen Tieren geht es dreckig»

Der Schweizer Ingenieur Richard Bischof reist Jahr für Jahr nach Indien. In einem Kuhasyl hilft er, das Leid ausrangierter Kühe zu lindern.

Text und Fotos Peter Jaeggi

Frühmorgens um fünf in einer bitterkalten Januarnacht in Vrindavan. In einer Ecke im Kuhasyl «Care for Cows» brennt ein kleines Feuer aus getrocknetem Kuhdung, dem auch heute noch wichtigsten Brennstoff im ländlichen Indien. Dicht an die Glut gedrängt eine Kuh mit ihrem Kalb. Bald werden die Lautsprecher der vielen Tempel die Ruhe durchbrechen: «Hare Krishna, hare Krishna».

Hier, auf halber Strecke zwischen Delhi und dem legendären Grabmal Taj Mahal in Agra, lebte der Legende nach vor etwa 5000 Jahren die als Mensch erschienene Gottheit Krishna als Flöten spielender Kuhhirte und als Schöpfer grosser Weisheiten. Vrindavan hat unter gläubigen Hindus eine ähnliche Bedeutung wie Bethlehem für Christen.

Für den Ingenieur Richard Bischof, 43, in seinem Schweizer Alltag wissenschaftlicher Assistent an der Fachhochschule Nordwestschweiz, sind diese frühen Morgenstunden die erfüllendsten. Eingehüllt in eine warme Decke, versunken im meditativen Gebet, eine rosenkranzartige Kette in der Hand, bewegt er sich über das Gelände, auf dem derzeit 230 Tiere leben. Kurz nach Sonnenaufgang frönt der Maschinenbauingenieur aus Basel dann seiner liebsten Beschäftigung. Mit sanften Bürstenstrichen verabreicht er «seinen» Kühen wohltuende Streicheleinheiten. Am Hals scheint die Massage die grösste Wirkung hervorzurufen. Einige der Tiere verdrehen dabei ihre Augen, andere schubsen ihn gleichzeitig von hinten, können es offenbar kaum erwarten, bis sie dran sind.

Blind vom Pestizidregen

«Care for Cows» ist eine sogenannte Goschala oder eben ein Kuhasyl. Goschalas sind in ganz Indien einzigartige Tierschutzeinrichtungen für das Vieh. Was hier im Kuhasyl «Care for Cows» versammelt ist, widerspiegelt die real existierende Situation von Indiens heiligen Kühen. Richard Bischof zeigt auf eine schwarze Kuh, die an einen Pfosten gebunden im Kreise herumgeht: «Sie heisst Sudarsi und ist blind, weil sie in den Pestizidregen eines Sprühflugzeuges geriet.» Auch sie schmiegt sich an ihren bürtenden Wohltäter. «Hier haben wir Maharani. Weil sie keine Kälber bekommt, wurde sie kurzerhand auf die Strasse geworfen. Genau so wie ein paar Dutzend junge Bullen hier.» Früher zogen sie die Pflüge über die Äcker. Heute gibt es immer mehr Traktoren; die Stiere sind nutzlos geworden. Jedes Jahr gelangen um die

300 000 Traktoren auf den Markt, jeder sorgt für das Verschwinden weiterer Tiere.

Dass Kühe, die keine Milch mehr geben, und Stiere, die auf den Feldern keine Arbeit mehr haben, von ihren Besitzern zu Tausenden in Indiens unbarmherzige Strassendschungel verbannt werden, ist für Richard Bischof eine unerträgliche Situation. Deshalb reist er seit zehn Jahren in seinen Ferien mehrmals im Jahr nach Indien. Er will zumindest in der Umgebung von Vrindavan so viele Tiere wie möglich von ihrem Schicksal erlösen, sie in das Kuhasyl «Care for Cows» schaffen, wo sie den Rest ihres Lebens in Frieden und gut ernährt verbringen können. Weiter engagiert sich der Maschinenbauingenieur, der früher für die SBB an den IC-2000-Zügen gearbeitet hat, in seiner Freizeit in der Schweiz mit dem Verkauf von Kuhpatenschaften. Da auf dem 5 Hektar grossen Asyl akute Platznot herrscht, soll mehr Land gekauft werden.

Hier kümmert er sich momentan unter anderem auch um Yogini. Ihr vorderes linkes Bein ist zur Hälfte amputiert. «Die meisten Tiere lesen wir mit gebrochenen Beinen von der Strasse auf. Opfer des dichten Verkehrs.» Meistens heilen die Brüche nach dem Eingipsen und Einschienen nach kurzer Zeit ganz gut; bei Yogini hingegen funktionierte es nicht. Zwar humpelt sie jetzt auf drei Beinen, doch wie man sieht, scheint sie recht zufrieden zu sein. Offensichtlich ist jedenfalls, dass die Dreibeinige die Streicheleinheiten mit ebensolcher Wonne entgegennimmt wie alle andern Tiere. So auch Krishna, ein überaus grosser Zebu-Bulle mit mächtigen geschwungenen Hörnern und dem für seine Rasse typischen Buckel. Er wird im Kuhasyl hoch verehrt, denn in seinen jüngeren Jahren habe er Pilger an heilige Orte kreuz und quer mit dem Ochsenkarren durch die Lande transportiert. Es geht ihm schlecht. Krishna leidet an einem tödlichen Krebs.

Töten ist tabu

Was in der Schweiz in solchen Fällen selbstverständlich ist, gilt im überwiegenden Teil des hinduistischen Indien als tabu: das Töten der Kuh. Mit nur drei Ausnahmen kennen alle 35 indischen Bundesstaaten ein gänzlich oder teilweises Kuhschlachtverbot. Die Praxis sieht allerdings etwas anders aus. Auch in Indien gibt es heute Tausende von Schlachthöfen. Immer mehr Hindus, vor allem in Regionen mit hohem Bildungsgrad wie Kerala, essen Rindfleisch. Doch: «Wer tötet, greift in das Karma eines anderen Lebewesens ein. Das heisst, wir würden uns eine Schuld aufladen, unter der wir im nächsten Leben zu leiden hätten», sagt Richard Bischof.

Heute ist der Ingenieur selber bekennender Krishna-Anhänger. Das war nicht immer so. Erst seit er sich im Kuhasyl in

Vrindavan engagiert, hat er zum hinduistischen Glauben gefunden. Es waren die Kühe, die ihn religiös bekehrten.

Seither folgt er dem Gebot von «Ahimsa», dem Weg der Gewaltlosigkeit gegenüber Lebewesen. Es ist eine Überzeugung, die den Vater der indischen Nation, Mahatma Gandhi, legendär gemacht hat. Das Gebot der Gewaltlosigkeit ist aber weitaus älter und ist vor vermutlich 4000 Jahren von Indiens Viehnomaden entwickelt worden. Niemand ausser Gott habe das Recht, ein Leben zu beenden, sagt Richard Bischof. «Wenn eine Kuh nicht mehr will, hört sie einfach auf zu fressen und stirbt von selbst.» Dann, währenddem sie am Rande des Kuhasyls begraben wird, gibt es eine kleine religiöse Feier mit Gebeten, Räucherstäbchen und Opfergaben.

«Die Kuh ist die Mutter der Vergangenheit, der Gegenwart und selbst jener, die noch nicht geboren sind.» – «Kühe sind die Treppen zum Himmel.» – Sätze aus den Rig Vedas, den ältesten, fast 4000 Jahre alten Schriften Indiens. Die Kuh wird in den alten Mythen als eine Art Urmutter verehrt, die nicht nur den Menschen, sondern auch die Götter nährt. Jedem Teil des Tieres ist eine bestimmte Gottheit zugeordnet. Die wichtigsten sitzen im Hinterteil. Mit ein Grund, weshalb dieser Teil des Tieres als der verheissungsvollste gilt. Begegnen gläubige Hindus auf der Strasse einer Kuh, berühren sie meistens deren Hinterteil, dann die eigene Stirn oder Brust und übertragen so die Kraft, die in dieser Lebensspenderin wohnt.

Über Jahrtausende war die Kuh das wirtschaftliche Rückgrat des Landes – der Überlebensgarant für Millionen. Eine Bäuerin drückt es folgendermassen aus: «Eine Kuh ist für uns wie ein Familienmitglied.» Fünf Produkte der Kuh spielen im Alltag noch immer eine bedeutende Rolle. Getrockneter Kuhdung ist in Bauerndörfern nicht nur der wichtigste Brennstoff, sondern auch ein angeblich desinfizierender Bodenbelag. Kuhurin ist seit Jahrtausenden ein Medikament gegen mancherlei Krankheiten; unter anderem soll er bei Erkältungen und Magenproblemen helfen. Milch, Butter und Joghurt dienen der Ernährung, sie spielen aber auch bei allen religiösen Zeremonien eine Rolle. An manchen Orten verhilft eine Kuhgabe zur geglückten Reise ins Jenseits. Im Glauben vieler Hindus muss nämlich ein Verstorbener auf dem Weg nach drüben eine Art Höllenfluss durchqueren. Die Kuh hilft, das gefährliche Gewässer zu durchqueren. Jedoch auch bei fröhlicheren Anlässen ist die Kuh zugegen. In Hindu-Hochzeitszeremonien gehen Braut und Bräutigam sieben zeremonielle Schritte und schwören dabei sieben Schwüre. Im fünften geloben sie, für das Wohlergehen der Kühe einzustehen.

Wiederkäuer von Plastik

Das Vieh als Glücksspenderin. Das erlebte Richard Bischof in seinen frühen Kindheitsjahren. Damals legte er sich manchmal unter eine Kuh und drückte die Milch direkt aus dem Euter in den Mund. «Es war lustig und es tat sehr wohl», lacht er. Wirklich auf die Kuh kam er allerdings erst sehr viel später, im Erwachsenenalter auf einer Indienreise. In Grossstädten wie

Delhi beobachtete er, wie ausgemergelte Wiederkäuer im Konkurrenzkampf mit Hunden und Schweinen in Abfallhaufen nach etwas Fressbarem suchten. Und dies mitten im stinkenden, lärmenden Verkehr. «Da merkte ich: Den heiligen Kühen geht es ziemlich dreckig.»

Aus purem Mitleid kauft Bischof jeweils marktfrischen Salat ein, um die Bedauernswerten damit zu füttern. Wie heisst es so schön in den alten Schriften? «Alle Wünsche eines Menschen werden erfüllt, wenn er einer Kuh während eines Jahres eine Hand voll Gras zu fressen gibt, bevor er selber speist.» Einige Tiere fielen ihm wegen ihren riesigen Bäuchen auf. Nicht etwa weil sie trächtig sind, sondern weil sie alles fressen, was nach Nahrung riecht, auch Plastiktaschen. «In einer Goschala wurden einmal bei einer Obduktion einer Kuh über dreissig Kilo Plastik entdeckt, an dem sie elendiglich zugrunde ging.»

Unweit des Kuhasyls macht sich die 12-jährige Saraswati in ihrer roten Schuluniform, in Handschuhen und einem warmen Pullover auf den Schulweg. Ihr Schicksal ist typisch für diese arme Region. Mit sechs wurde sie von einer Schwesterorganisation von «Care for Cows», für die sich der Beschützer von Indiens heiligen Kühen ebenfalls engagiert, mitten im Winter nur mit einem lumpigen Höschen bekleidet aufgegriffen. Sie trug ihre jüngste Schwester auf den Armen, die überhaupt keine Kleider trug. Auch dank Spendengeldern aus der Schweiz sitzt Saraswati heute in der «Sandi Pani Muni»-Schule. Mit 850 Buben und Mädchen ist sie wegen ihrer Qualität die angesehenste Bildungseinrichtung der Region. Die Schule ist mit dem Kuhschutzprojekt in vielerlei Hinsicht verbunden. Etwa mit «Bull Power», dem grossen Schriftzug auf dem «Schulbus», mit dem Saraswati täglich zum Unterricht fährt. Der Wagen wird von zwei Ochsen gezogen. Richard Bischof sieht im «Stierenkraft»-Bus eine Möglichkeit, ausrangierten Tieren zu einer sinnvollen Tätigkeit zu verhelfen.

Und warum tut Richard Bischof all das für die heiligen Kühe? Seine Antwort ist ebenso einfach wie einleuchtend: «Die Kuh ist ein sehr tugendhaftes Tier. Sie frisst Gras, gibt uns Milch, und sie strahlt vor allem sehr viel Liebe aus.»

Dienstag-TIPPS

06.30 SWR 2 Wissen

Küstenschutz auf den Philippinen



Etwa um das Jahr 2050 befürchten Fachleute den Zusammenbruch der Weltfischerei. Hauptursache: die Überfischung der Küstengewässer armer Entwicklungsländer. In den Philippinen sind bereits 80 Prozent der Mangrovenwälder abgeholzt und 80 Prozent der Korallenriffe geschädigt. Experten fordern deshalb an erster Stelle Küstenschutz.

11.00/22.05 DRS 2 Reflexe

Dunkelschwestern



Annemarie von Matt (1905–1967) und Sonja Sekula (1918–1967; Bild) gehören zu den interessantesten und unbekanntesten Künstlerinnen der Schweiz. Beide stammen aus der Innerschweiz und bewegen sich zwischen Literatur und bildender Kunst. Eine Ausstellung im Aargauer Kunsthaus zeigt erstmals die Gemeinsamkeiten in diesen Werken.

19.05 Ö 1 Dimensionen

Form und Farbe, Geruch und Geräusch entscheiden mit, ob uns Essen schmeckt, ob wir es geniessen oder bloss schlucken. Das wissen Lebensmittelproduzenten ebenso wie Molekulargastronomen. Eine Sendung rund um Food Design mit einem Blick in Pfannen von Köchen genauso wie in Laborküchen.

20.00 DRS 2 Jazz Collection

Am 26. Januar wäre er hundert geworden. Stéphane Grappelli, Autodidakt und früher Weggenosse von Django Reinhardt, dominierte während Jahrzehnten mit leichtem Strich und eleganter Phrasierung die Szene der Jazz-Geiger. Die beiden Violinisten Karel Boeschoten und Tobias Preisig würdigen den Doyen der swingenden Violine. (Keine Zweitsendung)

DRS 1

- 05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Thomy Scherrer
- 05.15 Agenda
- 05.32 Regionalnachrichten
- 05.45 Presse-Schlagzeilen
- 05.55 Wetter
- 06.00 HeuteMorgen
- 06.15 Regionalnachrichten
- 06.20 Heute aktuell
- 06.32 Regionaljournal
- 06.42 Morgengeschichte
Mit Katja Alves
- 06.55 Wetter
- 07.00 HeuteMorgen
- 07.15 Regionalnachrichten
- 07.20 Presseschau
- 07.32 Regionaljournal
- 07.42 Morgenstund
hat Gold im Mund
- 07.55 Wetter
- 08.00 HeuteMorgen
- 08.12 Regionaljournal
- 08.15 Espresso
Das Konsummagazin
- 08.40 Veranstaltungs-Tipps
- 08.50 Morgengeschichte (Z)

- 09.00 DRS 1 am Vormittag
Mit Mike LaMarr
- 09.08 Gratulationen
- 09.30 Memo
- 09.45 Schauplatz Schweiz
- 10.03 Treffpunkt
Mit Simone Hülliger
- 11.10 Ratgeber
- 11.40 Mailbox
- 11.50 Veranstaltungs-Tipps
- 12.03 Regionaljournal
- 12.22 Wetter
- 12.30 Rendez-vous
- 13.00 Tagesgespräch

- 13.20 DRS 1 am Nachmittag
Mit Joelle Beeler
- 13.40 Ziti isch Gäld
- 14.05 Siesta
Marie Heim-Vögtli, die erste Ärztin der Schweiz
Redaktion: Maja Brunner
- 15.10 Schauplatz Schweiz
- 15.20 Wuko
- 15.45 AllerWeltsGeschichte
Heute aktuell
- 16.10 Schauplatz Schweiz
- 16.40 Kultur-Tipp
- 16.50 Wetter
- 17.08 Sport
- 17.20 Veranstaltungs-Tipps
- 17.30 Regionaljournal
- 18.00 Echo der Zeit
- 18.45 Sport
- 19.03 Firibigmusig
Der Schacher Seppi
Zum 75. Geburtstag
von Ruedi Rymann
Redaktion: Sâmi Studer

- 19.30 SiggSaggSugg
«Lara und Robi» (1/7)
Von Rosalina Zweifel
Lara hasst den Sonntagmorgen. Ihre Eltern wollen ausschlafen, und Lara ist es langweilig. Eines Sonntagmorgens findet Lara den Roboter-Hund Robi in ihrem Zimmer. Dieser ist aus dem Labor geflohen in dem Laras Vater arbeitet. Lara versteckt Robi und erlebt mit ihm kleine wunderbare Abenteuer.

- 20.03 Doppelpunkt
(Z: Mi 15.00 DRS 2)
- 21.03 Swissmade
Musig us de Schwiz
Mit Roland Lüthi
und Bea Schenk
- 22.06 Sport
- 22.08 Rock Classics
Mit Bea Schenk
- 00.05 Nachtclub

DRS 2

- 05.30 Mattinata
Albéniz: Suite española
op. 47: 2 Sätze › Chabrier: Habanera › Kalliwoda: Concertino für Oboe F-Dur op. 110
- 06.00 Nachrichten
- 06.05 Mattinata
W.A. Mozart: Sinfonie Nr. 1 Es-Dur KV 16 › C.Ph.E. Bach: Flötenkonzert G-Dur Wq. 169: 1. Satz
- 06.30 Heute Morgen
Manfredini: Concerto Grosso c-Moll op. 3/11 › D. Scarlatti: Sonate d-Moll K 9 › Nebra: Para obsequio a la deydad: Ouverture
- 07.00 Zeilensprünge
Krommer: Bläseroktett F-Dur op. 87: 1. Satz › Rosetti: Sinfonie g-Moll: 1. Satz › Dvorak: Rondo g-Moll op. 94 › R. Strauss: Hornkonzert Nr. 1 Es-Dur: 3. Satz
- 07.30 Heute Morgen
Pleyel: Sinfonia Concertante F-Dur für Violine, Klavier und Orchester: 1. Satz › Grieg: Sinfonische Tänze op. 64/2
- 08.00 100 Sekunden Wissen
Schubert: Sinfonie Nr. 1 D-Dur D 62: 3. Satz › Ries: Sextett g-Moll für Klarinette, Horn, Fagott, Kontrabass: 3. Satz
- 08.15 Zeilensprünge (Z)
Fasch: Konzert für 2 Flöten und Orchester G-Dur › Offenbach: Le voyage dans la lune: Polka › Ibert: Cinq pièces en trio für Oboe, Klarinette und Fagott › Gossec: Sinfonia concertante für Violine, Violoncello und Orchester D-Dur › Beethoven: Bagatelle C-Dur op. 33/1
- 09.00 Kontext
Mahatma Gandhi
Vor 60 Jahren wurde Mahatma Gandhi in Delhi von einem fanatischen Hindu erschossen. Sein Weg des gewaltlosen Widerstandes hatte ihn bereits zu seinen Lebzeiten zum Volksheligen gemacht. Begonnen hat aber alles nicht in Indien, sondern im Südafrika der Rassendiskriminierung. 21 Jahre verbrachte Mohandas Karamchand Gandhi dort. In «Kontext» blickt Peter Jaeggi anlässlich des Todestages auf diese prägende Zeit zurück. Unter anderen zusammen mit Gandhis Enkelin El Gandhi in Durban.
(Z: heute 18.30 DRS 2)

- 09.35 DRS 2 à la carte
10.00 Thema der Woche: Post

- 11.00 Reflexe
Dunkelschwestern
(Z: heute 22.05 DRS 2)
Siehe Dienstag-Tipps

- 11.35 DRS 2 à la carte
- 12.03 DRS2aktuell
- 12.30 Rendez-vous
- 13.00 Klassiktelefon
- 13.45 Concerto
Bruckner: Sinfonie Nr. 4 Es-Dur, «Romantische» (2. Fassung) (Lucerne Festival Orchestra, Ltg.: Claudio Abbado)
- 15.00 Input – Focus (Z)
- 16.00 Grosse Interpretationen
Der Geiger Nathan Milstein
- 17.00 DRS2aktuell
- 17.30 Apéro
Jazz und Programmtipps
- 18.30 Kontext (Z)
- 19.00 Echo der Zeit
- 19.45 Klangfenster

- 20.00 Jazz Collection
Stéphane Grappelli
Mit Tobias Preisig
und Karel Boeschoten
(Z: Sa 03.02, 23.00 DRS 2)
Siehe Dienstag-Tipps

- 21.00 Jazz aktuell
Redaktion: Peter Bürlì
- 22.05 Reflexe (Z)
- 22.35 im Konzertsaal
Debussy: Chansons de Bilitis › Gaudibert: Canzone › Racine: Chansons à Lou › Fauré: Klaviertrio op. 120 › Ravel: Chansons Madécasses (Swiss Chamber Soloists: Carolina Bruck-Santos, Mezzosopran; Felix Renggli, Flöten; Jürg Dähler, Violine/Viola; Daniel Häfliger, Violoncello; James Alexander, Klavier)
- 00.05 Notturmo
Siehe Swiss Classic

Info

- 05.03 Der Morgen
Mit Sven Epinay
- 12.00 Info 3
- 12.50 Webnews
- 13.00 Der Nachmittag
Mit Michael Zezzi
- 17.00 Info 3
- 17.15 Der Vorabend
Mit Christian Stooß
- 20.03 Country Special
Mit Christoph Schwegler
- 22.03 Sounds
Mit Matthias Erb
- 00.05 DRS3 Nachtprogramm

SR-DRS-Studios
Das Programm von SR DRS wird in den drei Studios Basel, Bern und Zürich produziert.
Schweizer Radio DRS
Postfach, 4002 Basel
Tel.: 061 266 34 11
Fax: 061 266 32 80
Schweizer Radio DRS
Postfach, 3003 Bern
Tel.: 031 388 91 11
Fax: 031 388 95 20
Schweizer Radio DRS
Postfach 7, 8040 Zürich
Tel.: 044 366 11 11
Fax: 044 366 11 12

E: Erstsendung; Z: Zweit-
sendung; W: Wiederholung

FOTOS: WWW.MANGROVENATIPPAUL.MARBEK; PD

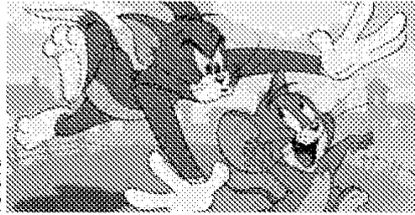
DONNERSTAG-TIPPS

10.05 SWR 2 Leben

Ein grosses Haus und sein Tauschsystem

Eine Hausgemeinschaft, in der man sich bei den Alltäglichkeiten gegenseitig und gratis hilft – wie funktioniert so etwas? Es gibt ein unausgesprochenes System für die Hilfeleistungen. Der Soziologe Alvin W. Gouldner spricht von einer «Gedächtnisbank», die wir aufrufen, wenn wir geben oder nehmen.

15.05 SWR 2 Thema Musik



Hinter Begleitmusiken klassischer Cartoons wie «Bugs Bunny» oder «Tom & Jerry» verbirgt sich eine irrwitzige musikalische Handarbeit, die man erst entdeckt, wenn man sich die Soundtracks einmal ohne Bilder und Dialoge anhört. Am Fliessband der Film- und Fernsehstudios lieferten firmeneigene Musiker Massarbeiten. Vor allem der Grossmeister des Genres, Carl Stalling, schrieb unzählige Potpourris, Parodien und Eigenkompositionen, die es wert sind, auch einmal als «reine Tonkunst» gehört und gewürdigt zu werden.

20.03 DRS 1 Doppelpunkt

Die Beziehungskiste Mensch-Tier

Nicht erst seit der «böse» Wolf Rotkäppchen frass, ist die Beziehung des Menschen zum Tier gestört. Die Gefühle des Menschen sind es, denen sich das Tier unterzuordnen hat. Es ist eine Beziehungskiste voller Widersprüche, Emotionen und Konflikte. Die Rückkehr von Wolf, Luchs und Bär demonstrieren dies eindrücklich. Peter Jaegg erzählt in der Sendung zusammen mit dem Verhaltensbiologen und Schafbauern Ueli Pfister von dieser Beziehungsgeschichte. (Z: Fr, 18.1., 15.00 DRS 2)

Empfangsfrequenzen

SRG-Sender: Tel. 0848 88 44 22 und www.empfang.ch geben Auskunft über Empfangsfrequenzen in den jeweiligen Regionen.	SWR 1 87,6 - 87,9	81,88,1 - 80,7
	89,2 - 89,8 - 92,4	82,88,7 - 92,0
	95,1 - 97,7	83,84,0 - 95,8
	SWR 2 90,4 - 92,0	84,87,8 - 101,0
	92,6 - 92,8 - 94,9 - 97,9	85,108,9
Ausländische Sender: Nachfolgend eine von der Swisscom veröffentlichte Liste mit Varianten für den terrestrischen Empfang. Für Empfang via Kabelnetz oder Satellit: Die Kabelnetzbetreiber und Elektronikfachhändler geben Auskunft.	SWR 3 93,8 - 97,0	85,100,8 - 105,1
	97,1 - 98,3 - 98,5	01,93,3
	103,0	82,96,0 - 98,2
	France Culture 88,8	03,89,8
	France Musique	
	88,6 - 91,6 - 92,9 - 95,0	

DRS 1

- 05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Yvonne Dünser
- 05.15 Agenda
- 05.32 Regionálnachrichten
- 05.45 Presse-Schlagzeilen
- 05.55 Wetter
- 06.00 HeuteMorgen
- 06.15 Regionálnachrichten
- 06.20 Heute aktuell
- 06.32 Regionaljournal
- 06.42 Morgengeschichte
Mit Elisabeth Zurgilgen
- 06.55 Wetter
- 07.00 HeuteMorgen
- 07.15 Regionálnachrichten
- 07.20 Presseschau
- 07.32 Regionaljournal
- 07.42 Morgenstund
hat Gold im Mund
- 07.55 Wetter
- 08.00 HeuteMorgen
- 08.12 Regionaljournal
- 08.15 Espresso
- 08.40 Veranstaltungs-Tipps
- 08.50 Morgengeschichte (Z)

- 09.00 DRS 1 am Vormittag
Mit Bea Schenk
- 09.08 Gratulationen
- 09.30 Memo-Treff
- 09.45 Schauplatz Schweiz
- 10.03 Treffpunkt
Mit Dani Fohler
- 11.10 Ratgeber
- 11.40 Mailbox
- 11.50 Veranstaltungs-Tipps
- 12.03 Regionaljournal
- 12.22 Wetter
- 12.30 Rendez-vous
- 13.00 Tagesgespräch

- 13.20 DRS 1 am Nachmittag
Mit Ladina Spiess
- 13.40 Zeit isch Gäid
- 14.05 Siesta
Die Wunderknolle
Zum Jahr der Kartoffel
Red.: Myriam Zumbühl
und Anne-Käthi Zweidler
- 15.10 Schauplatz Schweiz
Mit Wuko
- 15.45 AllerWeltsGeschichte
Heute aktuell
- 16.10 Schauplatz Schweiz
- 16.40 Kultur-Tipp
- 16.50 Wetter
- 17.08 Sport
- 17.20 Veranstaltungs-Tipps
- 17.30 Regionaljournal
- 18.00 Echo der Zeit
- 18.45 Sport
- 19.03 Filrbigmusik
Berühmte Kompositionen
in Chor-Arrangements
Red.: Christoph Cajöri
- 19.30 SiggSaggSugg
«Das kleine Gespenst»

20.03 Doppelpunkt
Rotkäppchens Erbe
Die Beziehungskiste Mensch-Tier
(Z: Fr 18.01. 15.00 DRS 2)
Siehe Donnerstag-Tipps

- 21.03 Schnabelweid
Luuzapfezeit
Red.: Christian Schmid
- 22.06 Sport
- 22.08 Movie Classics
Mit Reto Scherrer
- 00.05 Nachtclub

DRS 2

- 05.30 **Mattinata**
L. Kozeluch: Sinfonie g-Moll: 1. Satz • Rossetti: Harfensonate B-Dur: 1. Satz • Weber: Concertino Es-Dur für Klarinette und Orchester op. 26 • Offenbach: Les larmes de Jacqueline
- 06.00 **Nachrichten**
- 06.05 **Mattinata**
A. Scarlatti: Concerto grosso Nr. 3 F-Dur • D. Scarlatti: Sonate B-Dur K 248 • Ferlendis: Oboenkonzert Nr. 1 F-Dur
- 06.30 **Heute Morgen**
de Falla: Siete canciones populares espanolas: 3 Sätze • Chabrier: España • Gounod: Concertino für Flöte und kleines Orchester
- 07.00 **Zeilensprünge**
J. Haydn: Klaviersonate A-Dur Hob. XVI/30 • D. Scarlatti: Il matrimonio segreto: Overture • Beethoven: Romanze Nr. 1 G-Dur op. 40
- 07.30 **Heute Morgen**
Tschaiakowsky: Souvenir d'un lieu cher op. 42: Melodie • Ljadow: 8 russische Volksweisen op. 58: Suite • Strawinsky: Suite italienne: Gavotte und Tarantella
- 08.00 **100 Sekunden Wissen**
A. Reicha: Bläserquintett Nr. 11 A-Dur: Minuetto • Boccherini: Sinfonie A-Dur op. 12/6: 1. Satz
- 08.15 **Zeilensprünge (Z)**
Puy: Jugend und Leichtsinn • Fauré: Sicilienne op. 78 für Oboe und Harfe • W.A. Mozart: Klaviersonate C-Dur KV 330: 3. Satz • Mendelssohn: Konzert für Violine und Orchester d-Moll

09.00 Kontext
Wenn der Hunger lauert
Mali gehört zwar zu den ärmsten Ländern der Welt – und doch könnte das Land sich selber ernähren, sogar Nahrungsmittel exportieren. Reis, Sorghum, Mais, Hirse und viele andere Nutzpflanzen sind an das trockene Klima angepasst und wachsen gut. Nur – die globalen Parameter sind für ein Land wie Mali ungünstig, und sie führen dazu, dass der Hunger ständig lauert; auch dann, wenn die Ernte reich ist.
(Z: heute 18.30 DRS 2)

09.35 DRS 2 à la carte
10.00 Thema der Woche: Tee

11.00 Reflexe
Das Private ist das Öffentliche
Wie erzählt man eine Familiengeschichte? Indem man verschiedene Leben wie Stoffe zusammennäht. Larissa Boehning verfährt so in ihrem Debütroman «Lichte Stoffe» und schafft es auf diese Weise mit ihrer deutsch-amerikanischen Geschichte einen Familienroman zu erzählen, der in der

Form einhält, was er inhaltlich in vielen Varianten durchspielt.
(Z: heute 22.05 DRS 2)

- 11.35 DRS 2 à la carte
- 12.03 DRS2aktuell
- 12.30 Rendez-vous
- 13.00 Klassiktelefon
- 13.45 **Concerto**
J.S. Bach: Toccata e-Moll BWV 914 • Beethoven: Fantasie H-Dur op. 77 • Debussy: Fünf Préludes aus dem 1. Band • Chopin: Klaviersonate Nr. 3 h-Moll op. 58 (Siiri Schütz) Konzert vom 22. Nov. 2007 beim Lucerne Festival am Piano
- 15.00 **Perspektiven (Z)**
Siehe Sonntag-Tipps
- 16.00 **Stimmen**
- 17.00 DRS2aktuell
- 17.30 **Apéro**
- 18.30 **Kontext (Z)**
- 19.00 **Echo der Zeit**
- 19.45 **Klangfenster**
- 20.00 **Im Konzertsaal**
Prokofiew: Leutnant Kijé, sinfonische Suite op. 60 • Schtschedrin: Konzert für Orchester Nr. 1 • B. Strauss: Burleske d-Moll für Klavier und Orchester • Schostakowitsch: Sinfonie Nr. 5 d-Moll op. 47 (Alexander Ghindin, Klavier; Nationale Philharmonie Russland, Ltg.: Vladimir Spivakov)
- 22.05 **Reflexe (Z)**
- 22.35 **CH-Musik**
Jlios-Quartett
Lavarini: Streichquartett Nr. 1 • Blum: Streichquartett Nr. 3 • Mersson: Streichquartett Nr. 1 op. 58 • Raff: Streichquartett Nr. 7 op. 192/2, «Die Schöne» (Ausschnitte)
- 00.05 **Notturmo**

DRS 2

- 05.03 **Der Morgen**
Mit Christina Lang
- 12.00 **Info 3**
- 13.00 **Der Nachmittag**
Mit Christian Stobb
- 17.00 **Info 3**
- 17.15 **Der Vorabend**
Mit Michael Zezzi
- 20.03 **World Music Special**
Der Soundtrack zu «Auf der anderen Seite»
Zwischen Deutschland und der Türkei spielt der neue Film «Auf der anderen Seite» des deutsch-türkischen Regisseurs Fatih Akin, und genau in diesem Spannungsbogen bewegt sich auch die Musik zum Film. Die sachkundige Produktion des Balkandeutschen Shantel vereint eine ganze Palette ausgezeichneter Bands und Musiker, die das Soundtrack-Album zu einem der besten Soundtracks des vergangenen Jahres machen.
- 22.03 **Sounds**
Mit Simon Steuri
- 00.05 **DRS3 Nachtprogramm**
E: Erstsendung, Z: Zweitsendung, W: Wiederholung

Seite 59

Autor: Von Peter Jaeggi

Region Solothurn

Ein Wiedlisbacher hilft in Aceh

Wirtschaftsingenieur Manfred Borer leitet Wiederaufbauprogramme nach dem verheerenden Tsunami

Am 26. Dezember vor drei Jahren brachte der Tsunami unermessliches Leid und forderte das Leben von mehr als 200 000 Menschen. Allein in der indonesischen Provinz Aceh an der Nordspitze Sumatras zählte man 150 000 Opfer. In der Provinzhauptstadt Banda Aceh liegt der Arbeitsplatz des Wiedlisbachers Manfred Borer.

Ein rastend-rostendes Sein kann man dem Mann nicht vorwerfen. Schon seine Kinder- und Jugendjahre charakterisiert Manfred Borer als «ziemlich wild». Noch bevor er gehen kann, sitzt er im elterlichen Reitstall auf Pferderücken. Mit 18 Jahren sieht man ihn an den Juniorenweltmeisterschaften im griechisch-römischen und Freistilringen. Später Downhillrennen mit dem Fahrrad, Kletterschule, die Ausbildung zum Bergführer. Alles so extensiv, dass der Körper allmählich nicht mehr mitmacht. Ein Skiunfall während der Hochgebirgstouren-Ausbildung setzt der Hobbysportlerkarriere ein Ende. Drei Monate liegt er zu Hause flach – acht Stunden täglich Rehabilitation mit einer «Beinbewegungsmaschine». Seiner Grundhaltung sei er trotz allem treu geblieben: «Wenn ich etwas anfangen will, führe ich es zu Ende. Und zwar richtig. Koste es, was es wolle.»

Dieses Motto behält Borer auch während seines Studiums als Wirtschaftsingenieur. In der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit ist er der Erste in dieser Sparte. Und er war auch einer der Ersten, die an der Fachhochschule Nordwestschweiz diese neue Studienrichtung einschlug. «Das Beste aus zwei Welten – Technik und Management», das sei der Inhalt dieses Berufes. In fast 70 Fächern müsse man sich während des dreijährigen Studiums knien. Eine «happige Sache» sei es. Von Marketing, über Verkauf, Unternehmensführung und Buchhaltung bis hin zu Maschinenbau, Elektroengineering und Software-Entwicklung. Seine Diplomarbeit führte ihn 2006 erstmals nach Indonesien, auf die Insel Flores. Dort, in der Nähe der legendären Komodo-Warane, analysierte er für «Swisscontact» mit eigens entwickelten Computermodellen den Kakaoanbau. Ziel: bessere Produktions- und Marktbedingungen für Kakaobauern. Das Resultat wurde als beste Wirtschaftsingenieur-Diplomarbeit des Jahres honoriert.

Das sind Kenntnisse, die ihm bei seinem Job in der Provinz Aceh hochwillkommen sind. Nach dem Tsunami begann «Swisscontact» hier – hauptsächlich finanziert von der Glückskette – wichtige wirtschaftliche Wiederaufbauarbeit. Kleinen und mittleren Unternehmen, die von der Flutwelle zerstört worden sind, greift die Stiftung mit

Materialwiederbeschaffungen und der Vermittlung von Darlehen unter die Arme.

«Erstes Ziel unserer Programme ist die Schaffung neuer Arbeitsplätze», sagt Borer, Deshalb werden vor allem Unternehmen gefördert, die für neue Stellen sorgen. Jungunternehmerinnen und -unternehmern, die eine eigene Firma aufbauen, steht «Swisscontact» mit Beratungen, finanziellen Startbeiträgen und der Beschaffung von Bankkrediten zur Verfügung. Als besonders erfolgreich stellte sich das Tun rund um drei grosse Lastwagen heraus, die seit zwei Jahren sozusagen als mobile Berufsschulen in den vom Tsunami betroffenen Küstenregionen von Aceh unterwegs sind. Die so genannten «Mobile Training Units» (MTU) bieten für elf Berufe zweiwöchige Intensivkurse an.

«Bis heute haben über 5000 Leute, meist junge Acehnesen, diese Kurse besucht», freut sich Projektleiter Manfred Borer. Maurer, Elektriker, Zimmermann, Computerwissen, Automechaniker ... «Nach dem Kurs versuchen wir die Teilnehmer in ein dreimonatiges Praktikum zu vermitteln; allerdings gelingt dies mangels Möglichkeiten nur in wenigen Fällen.» Vor einigen Tagen wurden die drei Lastwagen der indonesischen Regierung übergeben. Mit der Verpflichtung, dass diese Investitionen in die Zukunft des Landes weiterhin genutzt werden. «Um dies sicherzustellen, werden wir die MTU zusammen mit Unterstützung der Glückskette ein weiteres Jahr lang begleiten», sagt Borer.

Der Wiedlisbacher lebt hier mit seiner Frau Simone aus Eetziken. Seine Hochzeit zog Borer genauso effizient durch, wie er seine Projekte managt. «Vergangenen Herbst, nach einem Afrikaeinsatz, war ich acht Wochen daheim. In dieser Zeit organisierten wir unsere Hochzeit. An einem Mittwochabend haben wir geheiratet und anschliessend auf einem Bauernhof mit hundert Leuten ein grosses Fest gemacht.» Dann ging es nach Indonesien. Die nächste Heimkehr ist für den kommenden März geplant. «Wir erwarten ein Kind, so um den 20. März, wenn wir zu Hause in den Ferien sein werden.» Und eigentlich zweifelt er nicht daran, dass alles nach Plan verlaufen wird. Er lacht: «Doch, doch, es muss klappen.» Schliesslich muss er dann gleich nach Vietnam. Für eine Systemanalyse im Rahmen eines riesigen Bambusprojektes. Die Provinz Aceh hat es Manfred Borer angetan. «Ich schätze die wunderbare Wärme, die Nähe zum Strand, die herrlichen Landschaften mit den Bergen rund um Banda Aceh.» Obschon: So oft sieht er all dies gar nicht. Borer ist wie eh und je ein Arbeitstier. 12-Stunden-Tage sind

beinahe die Norm. «Wenn nichts läuft, wird es für mich gefährlich.» Am besten kennt er darum den Weg von seinem kleinen Miethäuschen bis zum «Swisscontact»-Büro. Die Miete sei übrigens unverschämt hoch.

Der Tsunami brachte Hunderte von ausländischen Organisationen ins Land. «Die Mieten stiegen ums Zehnfache.» Ebenso gestiegen sind Materialkosten für den Wiederaufbau. «Ein Sack Zement kostet heute fünf Mal so viel wie vor der Katastrophe.» Und wie kommt er mit der Tatsache zurecht, dass er nun in der konservativsten islamischen Ecke Indonesiens wohnt? Dort, wo die islamische Schariapolizei Jagd auf nicht Kopftuch tragende Einheimische macht und mit aller Schärfe gegen Liebshaftern von Muslimfrauen mit Andersgläubigen vorgeht? «Ich kümmerge mich nicht um Religionen», sagt Manfred Borer. Ungeschoren kommt er trotzdem nicht davon. Zumindest akustisch nicht. Die Provinzhauptstadt Banda Aceh hat den Ruf, am meisten Moscheen im ganzen Land zu besitzen. «Zwischen morgens um 4 und 5 – je nach Mondstand, der tags zuvor in der Zeitung steht – beginnen die Lautsprecher zu plärren: «Allah ist gross.» Aus allen vier Himmelsrichtungen und alle durcheinander.» Man gewöhne sich daran. Auch an die Kopftücher. Und: «Am liebsten möchte ich noch ein paar Jahre hier bleiben», sagt Borer.

Swisscontact

Swisscontact wurde 1959 von der Schweizer Privatwirtschaft als Stiftung für technische Zusammenarbeit gegründet. Ihre Selbstdarstellung: «Wir leisten Hilfe zur Selbsthilfe, indem wir kleine und mittlere Unternehmen mit Beratung und Ausbildung unterstützen. Zudem engagieren wir uns in Entwicklungsländern und Osteuropa für ein besseres wirtschaftliches Umfeld.» Derzeit hat Swisscontact mit weltweit 400 Mitarbeitern in Indonesien 15 verschiedene Projekte. In Aceh übernimmt die Stiftung ab demnächst das Management des Aufbaus eines völlig neuen Politechnikums. Mehr siehe www.swisscontact.ch und www.glueckskette.ch (PJ)

Bild: jp

Manfred Borer zu Besuch bei der Bäckereiunternehmerin Linawati, die mit ihren 9 Angestellten die halbe Stadt beliefert.

Seite 34

Südostschweiz Graubünden

Nach dem Tsunami ist alles anders

Am 26. Dezember 2004 brachte der Tsunami, der über Südostasien hinwegfegte, 17 Ländern unermessliches Leid. Die Schweiz half beim Wiederaufbau, darunter im indischen Fischerdorf Thoduvai. Ein Augenschein vor Ort.

Von Peter Jaeggi (Text und Fotos)

Thoduvai. - Zum einen Unglück kam das andere. Noch drei Jahre nach dem Tsunami, der ihr Haus, ihr ganzes Hab und Gut ins Meer schwemmte, überkommt sie eine Mischung aus Wut und Traurigkeit. Als nämlich tags darauf die erste Nothilfe eintraf - Reis, Linsen, Decken -, wurde Vijaya Kaliaperumal von Fischern weggestossen. «Die sagten uns, der Tsunami habe nur sie allein getroffen. Nicht die Dalits. Sie wollten uns in den ersten Tagen nach dem Tsunami davon abhalten, dass wir Nothilfe bekommen. Wir mussten richtig darum kämpfen, bis wir erhielten, was uns zustand.»

Vijaya Kaliaperumal gehört zu Indiens rund 200 Millionen Unberührbaren. So nannten sich früher die heutigen Dalits. Wie in jedem indischen Dorf wohnten sie auch im nun zerstörten südindischen Fischerort Thoduvai in der Provinz Tamil Nadu etwas abseits in armseligen Hütten. Die Dalits stehen im indischen Kastensystem, dieser religiös bedingten Hackordnung, ganz zuunterst. Noch heute dürfen sie vielerorts das Wasser der anderen nicht berühren. Ihnen bleibt der Weg in die Tempel verwehrt. Sie haben meistens keinen Zugang zu Bildung, kaum Chancen auf berufliche Verwirklichung und sind landlose, sozial marginalisierte Menschen. Sie erledigen als Unreine den Dreck der oberen Kasten, reinigen Toiletten, wischen Strassen und entsorgen Tierkadaver.

Dalits fühlen sich gleichwertiger ...

Jetzt, mit einem 500-Meter-Sicherheitsabstand zu der Küste, im neu aufgebauten Fischerdorf Thoduvai mit seinen 398 Häuschen und 2738 Einwohnern, hat sich die Welt der Dalit-Frau Vijaya Kaliaperumal und ihrer Familie verändert. Zumindest äusserlich. Aufgebaut wurde das Dorf vom Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz (Heks), seinem indischen Partnerhilfswerk Church's Auxiliary for Social Action (Casa) und von der Glückskette, die den Wiederaufbau zu 80 Prozent finanzierte. Jetzt wohnt die Dalit-Frau Vijaya Kaliaperumal nicht mehr in einer lausigen Hütte abseits des Dorfes. Jetzt sitzt sie stolz am Boden ihres nigelnagelneuen Hauses und strahlt: «Vor dem Tsunami lebten wir in einfachen Hütten. Heute haben wir dasselbe Haus wie alle andern auch. Das gibt uns das Gefühl, gleichwertige Mitglieder der Gesellschaft zu sein.»

... doch die Diskriminierung hält an

Doch die während Jahrhunderten geschriebene Geschichte der Diskriminierung der Dalits lässt sich nicht einfach über Nacht und mit einem neuen Haus beseitigen. Das bekommen die 14 Dalit-Familien im Dorf bereits in den ersten Tagen zu spüren. Für sie ist die erste Häuserreihe beim Dorfeingang reserviert, wo sie zunächst auch einziehen. Doch nach zwei Tagen kommt der Exodus - in die hinterste und letzte Häuserzeile. Vijaya Kaliaperumal: «Die Fischer kommen jeden Tag betrunken nach Hause. Wir fürchteten, dass sie mit uns Streit anfangen; deshalb entschlossen wir uns, in die hinterste Reihe ziehen.» Auch wird im Dorf erzählt, dass die Dalits erpresst worden seien: Mit jenen, die in der ersten Reihe wohnen, werde kein Handel betrieben. Schon bald zeigt sich, dass die Ängste nicht unbegründet waren. «Wenn unsere Kinder in schönen Kleidern durchs Dorf gehen, werden sie häufig gehänselt: 'Du bist ein Dali-Kind, was trägst du denn für Kleider?' - Oder wenn eines unserer Kinder von einem Kind einer anderen Kaste geschlagen wird, gehen wir der Sache lieber nicht nach, sonst gibt es für uns Probleme.»

Ein ernsthaftes Problem ist in fast allen Fischerdörfern der Alkoholkonsum. Untersuchungen zeigen, dass der überwiegende Teil der Fischer täglich trinkt; viele schlagen ihre Frauen, treiben ihre Familien in den finanziellen Ruin. Auf die Frage, weshalb sie trinken, bekommt man stets dieselbe Antwort: Das Fischen sei ein sehr harter, ein sehr gefährlicher Job. Er sei nur mit Alkohol zu schaffen. Organisationen wie beispielsweise das Schweizerische Rote Kreuz (SRK), die ebenfalls in den Küstenregionen Aufbauarbeit leisten, überlegen sich derzeit Präventionsprogramme.

Eine Kuh pro Familie

Das Beispiel Alkohol zeigt, dass es beim Wiederaufbau nach dem Tsunami um mehr geht als um neue Häuser. Deshalb arbeiten schweizerische Hilfswerke ausnahmslos auch immer auf der «menschlichen» Baustelle. So kaufte das indische Partnerhilfswerk des Heks im Rahmen von Einkommen fördernden Massnahmen den Dalit-Familien von Thoduvai je ein Kuh. Das traditionsreichste Haustier Indiens, das in ländlichen Hindugebieten noch immer eine Art Heiligenstatus hat, liefert Milch, die im Dorf verkauft wird. Mit dem Verkauf von Kälbern kann zusätzlich Einkommen generiert werden. Bis jetzt ist allerdings Vijaya Kaliaperumal mit ihrer Kuh auf keinen grünen Zweig gekommen. Das erste Kalb war eine Totgeburt, das Milchgeschäft will nicht so recht laufen. Die Kuh liefert täglich fünf Liter Milch. «Abzüglich Futterkosten und Eigenbedarf bleiben nur zehn Rupien.» Umgerechnet knapp 30 Rappen pro Tag. Noch immer gehört Vijaya

Kaliaperumal zu jenen 77 Prozent der indischen Bevölkerung, die mit weniger als 60 Rappen pro Tag auskommen müssen.

Erste Dalit-Frau im Gemeinderat

Zu den gesellschaftlichen Aufbauarbeiten gehören auch sogenannte Empowerment-Programme. Kurse für Frauen etwa, die zeigen, wie man ein kleines Geschäft aufbauen kann, eine Spargruppe oder welche Rechte und Pflichten sie haben. So etwa wissen in Indien viele Dalit-Frauen nicht, dass sie das Recht haben, in politische Ämter gewählt zu werden. In Thoduvai hat sich das nun geändert: Vijaya Kaliaperumal ist die erste Dalit-Frau in der ganzen Küstenregion, die in den Panchayat gewählt wurde, in den Gemeinderat. Ein erster Schritt. Nicht mehr und nicht weniger. Sheila Jones, Casa-Direktorin für Südindien, sagt: «Die Dalits selber müssen aus ihrer Isolation heraustreten und sagen: 'Auch wir sind Menschen und wir haben dieselben Rechte in dieser Gesellschaft.' Bis das erreicht ist, wird es noch sehr, sehr lange dauern.»

Mehr über die Tsunami-Hilfe im reich bebilderten Buch «Der Tsunami - Die Katastrophe - Die Hoffnung», erschienen im Weltbild-Verlag (ISBN-10: 3-03812-187-8) in Zusammenarbeit mit der Bildagentur Keystone.

Berufsausbildung auf Rädern

Thoduvai. - Das Epizentrum des Seebebens lag vor der Küste der indonesischen Provinz Aceh, im Norden Sumatras. Allein hier gab es über 150 000 Opfer. Die überaus grosse Zerstörung traf auch Bildungseinrichtungen. Deshalb liess sich die Stiftung Swisscontact in Zusammenarbeit mit der Glückskette etwas Besonderes einfallen: drei grosse Lastwagen als «mobile Berufsschule».

Muslim, 25, steht vor seinem Übungsmäuerchen aus roten Backsteinen und freut sich: «Ich bin glücklich, hier dabei zu sein. Mir gefällt die gute Mischung aus Theorie und Praxis.» In den vergangenen zwei Jahren haben 5044 junge Leute die zweiwöchigen Anlehren besucht. Elf verschiedene Kurse stehen zur Auswahl. Unter anderem auch für Automechaniker, Schweisser, Elektriker, Möbelschreiner und Computergrundwissen. Die drei grossen Trucks bieten vor allem Menschen an Orten entlang der vom Tsunami heimgesuchten Küstenregionen ein Intensiv-Berufstraining an. «Diese Mobile Training Units sind im Vergleich zu bestehenden Ausbildungen das Beste, was es gibt», sagt Yasmuna, einer der Lehrer. Am 13. Dezember wurden die drei Bildungs-Lastwagen dem Staat übergeben. Swisscontact begleitet das Programm ein weiteres Jahr, um das Projekt weiterhin sicherzustellen. Ein Musterbeispiel, wie aus einer Katastrophe eine Chance für eine bessere Zukunft werden kann.

Wenn immer möglich werden die Teilnehmer nach der Zertifizierung in ein dreimonatiges Praktikum in einen Betrieb vermittelt. Mehr als die Hälfte der Kursteilnehmer/-innen möchte später ein eigenes Geschäft aufbauen. Dafür steht ein

Start-up-Programm zur Verfügung, das mit Know-how, einem Startkapital und der Vermittlung von Darlehen hilft, Kleinst- und Kleinbetriebe in der Region aufzubauen. (pj)

300 Millionen Hilfsgelder

Thoduvai. - Schätzungsweise rund 300 Millionen Franken Tsunami-Hilfsgelder wurden in der Schweiz gesammelt. Der Löwenanteil davon, nämlich 227 Millionen Franken, von der Glückskette, der Solidaritätsplattform der Schweizer Medien. Die Stiftung Glückskette wird namentlich von Radio und Fernsehen der SRG SSR idée suisse getragen. Sie arbeitet zudem eng mit Privat- und Printmedien zusammen. 22,41 Millionen stammen vom Bund, darunter von der Direktion für Entwicklungszusammenarbeit (Deza). Die restlichen Mittel stammen vom Schweizerischen Roten Kreuz (SRK), Caritas Schweiz, dem Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz (Heks), MSF, Handicap International, World Vision, Médecins du Monde und vielen anderen Hilfswerken. Die Glückskette arbeitet heute mit insgesamt 32 Partnerhilfswerken zusammen. Der grössere Teil der Spenden wird für Instandstellung und Wiederaufbau verwendet, was langfristig die nachhaltigere Hilfe ist.

Bis heute finanzierte die Glückskette 144 Hilfsprojekte in Indien, Indonesien, Sri Lanka, Somalia und Thailand im Gesamtbetrag von 204 320 555 Franken. Sie half aber auch von Härtefällen betroffenen Schweizern sowohl im Ausland wie nach ihrer Rückkehr in der Schweiz.

Die Sofort- und Nothilfe funktioniert äusserst rasch und unbürokratisch: Bei der Tsunami-Katastrophe etwa wurde Geld bereits ausbezahlt, bevor die ersten Spenden eingetroffen waren. (so)

Weitere Informationen unter www.glueckskette.ch und jeden Sonntagmorgen auf Schweizer Radio DRS1 um 9.45 Uhr in der Sendung «Glückskette aktuell»

Aargau Solothurn

Zehn Jahre Medienpreis AG/SO

Zum zehnten Mal zeichnete der Verein Medienpreis hervorragende journalistische Beiträge aus drei Sparten aus.

«Die Gewinnerinnen und Gewinner des Medienpreises Aargau / Solothurn sind ...»

– Geduld, ein bisschen Spannung muss sein. Das wussten auch die Organisatorinnen und Organisatoren der diesjährigen Preisverleihung, galt es doch, am 12. November das 10-Jahr-Jubiläum des Medienpreises besonders festlich und attraktiv zu gestalten.

Im schön dekorierten Saal im BallyLab in Schönenwerd lauschten über 100 Gäste aus Politik, Wirtschaft und Medien den Einführungen von Peter Scheurer, Präsident des Vereins Medienpreis AG/SO, und dem Referat von Regierungsrat Roland Brogli. Dieser suchte nach Gründen für eine Preisverleihung an Journalistinnen und Journalisten. Der Vorsteher des Departements Finanzen und Ressourcen machte sich Gedanken zur Qualität im Journalismus: «Ist Qualität etwas mit den Qualen der Journalisten beim Schreiben zu tun?», fragte er mit einem Augenzwinkern.

Herausragende Beiträge

Dann liess die Jurypräsidentin Sarah Koch die Katze aus dem Sack: «Preisträger in der Sparte Print sind die beiden Zeitungsjournalisten Peter Siegrist und Peter Belart.» Peter Siegrist überzeugte mit seinem Beitrag «Technisches Herz pocht im Keller» und Peter Belart mit «Verantwortung der Kleinen – Schlachten heisst auch Töten». Beide Beiträge sind in der «Aargauer Zeitung» erschienen. Peter Siegrist hat hinter die Kulissen des Asana-Spitals in Menziken geschaut und Personen und Arbeiten des technischen Dienstes ins Licht gerückt.

Der Preis in der Sparte Radio ging

an Peter Jaeggi. Er hat mit dem Beitrag «Wie viel Luchs verträgt der Mensch – wie viel Mensch verträgt der Luchs?» im Regionaljournal Aargau Solothurn die Interessenkonflikte bei der Wiedereingliederung des Luchses im Solothurner Jura aufgezeigt.

Karin Bauer erhielt den Preis in der Sparte Fernsehen für ihren Beitrag «Die neuen Schweizermacher – Einbürgerungen im Kanton Aargau». Sie hatte es verstanden, ein heikles Thema sensibel darzustellen.

Insgesamt gingen beim diesjährigen Medienpreis 72 Beiträge ein. 49 im Bereich Print, 15 im Bereich Radio und 8 in der Sparte Fernsehen – eine eher mässige Anzahl, verglichen mit dem Rekordjahr 2006 mit insgesamt 140 Beiträgen. Der Rückgang ist unter anderem ein Grund für den Verein, den Medienpreis neu zu überdenken und in Zukunft noch attraktiver zu gestalten, wie Peter Scheurer auch im Interview erklärte (S. 15).

Anschliessend an die Preisverleihung beleuchtete der Publizist und Buchautor Karl Lüönd die Rolle und die Motivation der Medienschaffenden und die Herausforderungen in einem sich rasant wandelnden Berufsfeld. Mit einem festlichen Essen bei Kerzenlicht und akrobatisch-musikalisch-kabarettistischer Unterhaltung setzten die Verantwortlichen einen glanzvollen Schlusspunkt.

Mehr Preisgeld

Der neu mit 12'000 Franken dotierte Medienpreis Aargau / Solothurn – bisher wurden 10'000 Franken ausgerichtet – wird





durch die Kantonsregierungen Aargau und Solothurn sowie die in diesem Gebiet ansässigen Medienunternehmen vergeben. Erstmals erhielten die Gewinnerinnen und Gewinner in den drei Sparten Print, Radio und Fernsehen die gleiche Preissumme, nämlich je 4000 Franken. ■

Doris Fischer

Seite 1

Kanton SO

Der Medienpreis Aargau/Solothurn feierte sein 10-Jahr-Jubiläum

Ausgezeichnet Vier Journalisten in Schönenwerd geehrt

Der Medienpreis Aargau/Solothurn wurde am Montagabend in festlichem Rahmen zum zehnten Mal ausgerichtet. In der Sparte Printmedien gingen zwei Preise an Zeitungsjournalisten: an Peter Siegrist für den Beitrag «Technisches Herz pocht im Keller» und an Peter Belart für den Beitrag «Verantwortung der Kleinen - Schlachten, das heisst auch töten». Beide Beiträge sind in der Aargauer Zeitung erschienen. Der Preis in der Sparte Radio ging an Peter Jaeggi für den Beitrag «Wie viel Luchs verträgt der Mensch? - wie viel Mensch verträgt der Luchs?», ausgestrahlt im Regionaljournal Aargau/Solothurn von Radio DRS. Der Beitrag «Die neuen Schweizermacher - Einbürgerungen im Kanton Aargau» wurde mit dem Preis in der Sparte Fernsehen ausgezeichnet und ging an Karin Bauer von der Redaktion «Reporter» im SF Schweizer Fernsehen.

Ein Event modischen Zuschnitts

Zum zehnjährigen Bestehen des Medienpreises habe der Vereinsvorstand beschlossen, die Gesamtpreisumme von 10 000 auf 12 000 Franken zu erhöhen, sagte Peter Scheurer, Präsident des Vereins Medienpreis Aargau/Solothurn. Das ergibt je 4000 Franken Preisgeld für die drei Kategorien Print, Radio und Fernsehen. Und zum Jubiläum wurde auch bei der Verleihung selbst mit einer etwas grösseren Kelle angerichtet als bisher üblich. Den Erfordernissen des multimedialen Zeitalters entsprechend gestylt - im grellen Scheinwerferlicht und mit dem Support rasant geschnittener Filmsequenzen -, präsentierte sich die Übergabefeier als Event modischen Zuschnitts. Aus dem Backfisch Medienpreis ist scheinbar eine junge Dame von Welt geworden. Frei nach Gottfried Keller: Kleider machen Leute.

Ganz die alte geblieben ist die Zielsetzung des 1997 ins Leben gerufenen Preises, der qualitativ auffallenden regionalen Journalismus fördern und auszeichnen soll. «Die Regionalität», so Peter Scheurer, «schafft es, das Publikum emotional zu bewegen.» Dort wo bei der journalistischen Arbeit der Spagat gelinge, erklärte der Aargauer Regierungsrat Roland Brogli, Tempo, Boulevardisierung und Kommerz mit Qualitätsarbeit unter einen Hut zu bringen, sei Respekt am Platze. Getragen wird der Preis nach wie vor von den beiden betroffenen Kantonen, diversen Verlagshäusern sowie Radio- und TV-Stationen. Auch dieses Jahr waren drei Jurys - je eine pro Sparte - am Werk, die 72 Beiträge zu beurteilen hatten. Das Verdikt gab Jury-Präsidentin Sarah Koch, Vizepräsidentin des Kantonalen Kuratoriums für Kulturförderung des Kantons Solothurn, bekannt. (uw, mgt)

Seite 25

Aargau

Über den Auftrag hinaus

Medienpreis Aargau/Solothurn Würdigung für den Blick hinter die Kulissen

Zum zehnjährigen Bestehen des Medienpreises habe der Vereinsvorstand beschlossen, die Gesamtpreisumme von 10 000 auf 12 000 Franken zu erhöhen, sagte Peter Scheurer, Präsident des Vereins Medienpreis Aargau-Solothurn. Der Verein wird getragen von den beiden Kantonen, diversen Verlagshäusern sowie Radio- und TV-Stationen. Er hat die Preise an einer dem Jubiläum angemessenen Feier im Bally-Lab Schönenwerd übergeben.

Ganz die alte geblieben ist die Zielsetzung, qualitativ auffallenden regionalen Journalismus zu fördern. «Die Regionalität», so Scheurer, «schafft es, das Publikum emotional zu bewegen.» Dort, wo bei der journalistischen Arbeit der Spagat gelinge, erklärte der Aargauer Regierungsrat Roland Brogli, Tempo, Boulevardisierung und Kommerz mit Qualitätsarbeit unter einen Hut zu bringen, sei Respekt am Platze.

In die AZ-Regionen

Die drei Jürs › je eine pro Sparte › haben 72 Beiträge begutachtet. Die zwei ausgezeichneten Print-Arbeiten sind laut Jurypräsidentin Sarah Koch insofern aussergewöhnlich, als sie mit der Detailvermittlung in sehr speziellen Themenbereichen über den Informationsauftrag des regionalen Journalismus hinausgehen. Preisträger sind Peter Siegrist (AZ-Regionalausgabe Suhrental-Wynental) und Peter Belart (AZ-Regionalausgabe Brugg). Siegrist wird ausgezeichnet für den Beitrag «Technisches Herz pocht im Keller», der die technische Infrastruktur eines Spitals zum Thema hat. Belart, der sich durch Tochter Caroline vertreten liess, weil er sich auf einer Leserreise befindet, erhält den Preis für den Beitrag «Schlachten heisst auch töten», der den Weg des Schweines bis zum Schinken in der Oberflachser Metzgerei Walter Suter beleuchtet.

Peter Jaeggi wiederum wurde für seinen Radiobeitrag über die Wiedereingliederung des Luchses im Solothurner Jura gewürdigt. Der Jury hatte Jaeggis feinfühliges Art zugesagt, kontroverse Meinungen zu präsentieren. Den Preis in der Sparte Fernsehen erhielt Karin Bauer von SF 1 für ihren Beitrag «Die neuen Schweizermacher, Einbürgerungen im Kanton Aargau». Bauer habe alle Beteiligten zu Wort kommen lassen, stellte die Jurypräsidentin fest.

Dumme Fragen

«Nur wer als Journalist dumme Fragen stellt, hat die Chance, intelligente Antworten zu erhalten › vorausgesetzt, er findet die richtigen Leute, die ihm die Antworten geben.» So formulierte es der Zürcher Publizist Karl Lüönd in seinem

Referat vor dem Festdiner am Montag. Journalisten seien dem Druck von vielen Seiten ausgesetzt. Auch dem Druck des Konsumenten. Dieser erwarte immer mehr jene Qualität, «die man sich je länger, desto weniger leisten zu können glaubt». (uw/mz)

Seite p0

10. Medienpreis Aargau/Solothurn verliehen

Der Verein Medienpreis Aargau/Solothurn hat am Montagabend bekannt gegeben, dass der 10. Medienpreis Aargau/Solothurn mit einer Preissumme von 12 000 Franken am Montagabend im festlichen Rahmen ausgerichtet worden ist. Je eine Jury für die Bereiche Print, Radio und Fernsehen sowie eine Hauptjury unter der Leitung von Sarah Koch, Olten, haben aus den eingereichten Beiträgen die Preisträger ermittelt. Bei den Jurys handelt es sich um Publikumjurys, also Konsumentinnen und Konsumenten der verschiedenen Medien.

In der Sparte Printmedien gingen zwei Preise an Zeitungsjournalisten: an Peter Siegrist für den Beitrag «Technisches Herz pocht im Keller» und an Peter Belart für den Beitrag «Verantwortung der Kleinen - Schlachten, das heisst auch töten». Beide Beiträge sind in der «Aargauer Zeitung» erschienen. Den Preis in der Sparte Radio holte sich Peter Jaeggi für den Beitrag «Wie viel Luchs verträgt der Mensch? - wie viel Mensch verträgt der Luchs?», ausgestrahlt im Regionaljournal Aargau/Solothurn von Radio DRS. Für den Beitrag «Die neuen Schweizermacher - Einbürgerungen im Kanton Aargau» erhielt Karin Bauer von der Redaktion «Reporter» im SF Schweizer Fernsehen den Preis in der Sparte Fernsehen.

Der Medienpreis AG/SO wird durch die in diesem Gebiet ansässigen Medienunternehmen (Presse, Radio und Fernsehen) und die Kantonsregierungen Aargau und Solothurn ausgerichtet, um die journalistische Qualität in der regionalen Berichterstattung anzuerkennen und zu fördern.

Seite 34

Autor: ueli wild

Verschiedenes

Gestylt zur Jubiläumsfeier

Schönenwerd Peter Siegrist, Peter Belart, Peter Jaeggi und Karin Bauer wurden gestern Abend mit dem Medienpreis Aargau-Solothurn 2007 ausgezeichnet

Zum zehnjährigen Bestehen des Medienpreises habe der Vereinsvorstand beschlossen, die Gesamtpreisumme von 10 000 auf 12 000 Franken zu erhöhen, sagte Peter Scheurer, Präsident des Vereins Medienpreis Aargau-Solothurn. Das ergibt je 4000 Franken Preisgeld für die drei Kategorien Print, Radio und Fernsehen. Und zum Jubiläum wurde auch bei der Verleihung selbst mit einer etwas grösseren Kelle angerichtet als bisher üblich. Den Erfordernissen des multimedialen Zeitalters entsprechend gestylt - im grellen Scheinwerferlicht und mit dem Support rasant geschnittener Filmsequenzen -, präsentierte sich die Übergabefeier gestern Abend im Bally Lab in Schönenwerd als Event modischen Zuschnitts. Aus dem Backfisch Medienpreis ist scheinbar eine junge Dame von Welt geworden. Frei nach Gottfried Keller: Kleider machen Leute.

Ganz die alte geblieben ist die Zielsetzung des 1997 ins Leben gerufenen Preises, der qualitativ auffallenden regionalen Journalismus fördern und auszeichnen soll. «Die Regionalität», so Peter Scheurer, «schafft es, das Publikum emotional zu bewegen.» Dort wo bei der journalistischen Arbeit der Spagat gelinge, erklärte der Aargauer Regierungsrat Roland Brogli, Tempo, Boulevardisierung und Kommerz mit Qualitätsarbeit unter einen Hut zu bringen, sei Respekt am Platze. - Getragen wird der Preis nach wie vor von den beiden betroffenen Kantonen, diversen Verlagshäusern sowie Radio- und TV-Stationen.

Auch dieses Jahr waren drei Jurys - je eine pro Sparte - am Werk, die insgesamt 72 Beiträge zu beurteilen hatten. Das Verdikt gab Jury-Präsidentin Sarah Koch, Vizepräsidentin des Kantonalen Kuratoriums für Kulturförderung des Kantons Solothurn, bekannt. Wie bei der Kunst, so Koch, stelle sich bei journalistischen Leistungen natürlich die Frage der absoluten Objektivität. Dabei war die Jury-Präsidentin drauf und dran, spontane Wortkunst zu produzieren: Hätte sie den einleitenden Satz nämlich zu Ende gebracht, hätte dieser gelautet: «Bevor ich den Sack aus der Katze lasse ...»

Nun, sie liess die Katze raus, und eine davon war keineswegs eine Streichelmieze, erhielt doch der von Peter Jaeggi eingereichte Beitrag zum Thema Wiedereingliederung des Luchses im Solothurner Jura den Zuspruch der Jury in der Sparte Radio. Insgesamt 15 Beiträge waren hier eingegangen. Der Jury hatte Jaeggis feinfühlig Art, kontroverse Meinungen zu präsentieren zugesagt - wie auch die hervorragende

technische Umsetzung. Den Preis in der Sparte Fernsehen erhielt Karin Bauer von SF1 für ihren Beitrag «Die neuen Schweizermacher, Einbürgerungen im Kanton Aargau». Bauer habe alle Beteiligten zu Wort kommen lassen, stellte die Jury-Präsidentin fest. Die Autorin selbst meinte, das Einreichen dieses Beitrags, der den Stimmbürger als grösste Hürde auch für gut integrierte Ausländer vorführt, sei eine Provokation gewesen. Es sei ein gutes Zeichen für den Kanton Aargau - oder wenigstens für die Jury -, diesen Beitrag auszuzeichnen. Wesentlich zum Gelingen des Beitrags hätten auch diverse abgewiesene Einbürgerungswillige beigetragen.

In der Sparte Print, wo 49 Beiträge eingereicht worden waren, ging der Preis je hälftig an die Verfasser zweier Artikel, die laut Sarah Koch insofern aussergewöhnlich sind, als sie mit der Detailvermittlung in sehr speziellen Themenbereichen über den Informationsauftrag des regionalen Journalismus hinausgehen. Preisträger sind Peter Siegrist (AZ-Regionalausgabe Suhrental-Wynental) und Peter Belart (AZ-Regionalausgabe Brugg). Siegrist wird ausgezeichnet für den Beitrag «Technisches Herz pocht im Keller», der die technische Infrastruktur eines Wynentaler Spitals zum Thema hat. Belart, der sich durch Tochter Caroline vertreten liess, weil er sich auf einer Leserreise befindet, erhält den Preis für den Beitrag «Schlachten heisst auch töten», der den Weg allen Schweines bis zu Schinken und Co. in der Oberflacher Metzgerei Walter Suter beleuchtet.

Mit dem festdiner rückte das Kulinarische erneut in den Mittelpunkt. Doch zuvor breitete noch der selbst (mit dem Zürcher Medienpreis) preisgekrönte Publizist und Buchautor Karl Lüönd seine Gedanken zum Thema «Journalisten - ein Fall für Pro Specie Rara?» aus. Dabei definierte er die im Journalismus erforderliche Grundkompetenz als die Fähigkeit, Verständigungshürden zu überwinden.

«Nur wer als Journalist dumme Fragen stellt», so Lüönd weiter, «hat die Chance, intelligente Antworten zu erhalten - vorausgesetzt, er findet die richtigen Leute, die ihm die Antworten geben.» Journalisten seien dem Druck von vielen Seiten ausgesetzt, sagte Lüönd weiter. Auch dem Druck des Konsumenten. Dieser erwarte immer mehr jene Qualität, «die man sich je länger, desto weniger leisten zu können glaubt».

Seite 2

thema

Die Schweiz engagiert sich in mehreren Projekten gegen Gewalt in Kosovo

«Wir wollen wissen, wer stärker ist»

Eine katastrophale Wirtschaftslage mit über 70 Prozent Arbeitslosigkeit unter Jugendlichen und die schwierige politische Lage fördern die Gewalt in Kosovo. Die Schweiz versucht mit Präventionsprojekten, Abhilfe zu schaffen.

Peter Jaeggi, Pristina

Der Dolmetscher erzählt schon im Bus vom Flughafen in die Stadt von einem Dorf, in dem im Krieg alle Männer erschossen worden seien – das Trauma ist in Kosovo überall. Anderntags im Büro des «Women's Wellness Center» in Peja, das für die Rechte der Frauen und gegen häusliche Gewalt kämpft, erzählt die Direktorin von selbst erlebten Kriegsräueln, die sie auch heute noch bis in ihre Träume verfolgen. So habe sie beispielsweise aus nächster Nähe mit ansehen müssen, wie einem kleinen Mädchen aus ihrer Verwandtschaft die Kehle durchgeschnitten worden sei.

Der Bewährungshelfer und Pädagoge Armen Mustafa, der an einer Untersuchung über Gewalt an Schulen arbeitet, sieht zwischen dem Unbeschreiblichen und der wachsenden Jugendkriminalität einen direkten Zusammenhang: «Unsere Kinder sind in einer Gesellschaft aufgewachsen, in der stets Gewalt herrschte, in einem Land, in dem die Regierung demonstrierte, dass Probleme letztlich mit Gewalt gelöst werden.» Dies sei ein denkbar schlechtes Vorbild für junge Menschen. Viele hätten im Krieg Schreckliches erlebt, sie hätten mit ansehen müssen, wie Menschen gequält und getötet worden seien. Trotzdem könne man in Kosovo auch heute noch an jeder Ecke Waffen kaufen.

Schläge für Drenusha

Eines Abends streckt in einem Strassencafé in der Luan Haradinnaj in Pristina ein kleines Mädchen der Gruppe Schweizer Journalisten Kaugummi zum Kauf entgegen. Weil ein Sozialarbeiter am Tisch sitzt, der sie kennt, erfahren wir mehr. Ihre Mutter brauche heute unbedingt noch fünf Euro, sagt die elfjährige Drenusha, denn ihr Vater sei wegen einer Kriegsverletzung arbeitslos. Einmal wurde Drenusha kurz nach Mitternacht von der Polizei nach Hause gebracht. Die Mutter habe ihr am Morgen gedroht, sie zu schlagen, sollte sie mit weniger als zwanzig Euro nach Hause kommen.

Wo immer man nach den Gründen für die Gewalt und die hohe Kriminalität fragt, als erste Antwort wird ausnahmslos die miserable wirtschaftliche Lage erwähnt. Unter den Jugendlichen hat die Arbeitslosigkeit mittlerweile 70 Prozent überstiegen. Der Durchschnittsverdienst liegt bei monatlich 120 bis 150 Euro.

Unter der schlechten Wirtschaftslage leide auch das Bildungssystem, sagt Armen Mustafa. Der Durchschnittslohn eines Lehrers betrage etwa 170 Euro. Um zu überleben, müssten alle einen zusätzlichen Job suchen. Zudem seien die Schulen völlig überfüllt. Weil es zu wenig Schulraum gibt, funktionieren viele im Vierschichtbetrieb. «Kommen die Kinder nach Hause, ist häufig niemand da, der sich um sie kümmern kann, weil beide Elternteile arbeiten müssen», sagt Mustafa. «So lungern die Kinder auf der Strasse oder in Internetcafés herum, wo sie nicht selten mit kriminellen Elementen in Kontakt kommen.» Und natürlich fehle es auch an Betreuern und Schulpsychologen, die sich um Problemkinder kümmern könnten.

Gewalt an Frauen

Ardita Bala vom «Women's Wellness Center» sieht im ökonomischen Druck ebenfalls eine der Hauptursachen für die seit 2004 jährlich über 1300 Fälle von häuslicher Gewalt, die in Kosovo offiziell registriert sind. Die wirkliche Zahl dürfte jedoch weit höher liegen. Ardita Bala betreut seit Jahren weibliche Gewaltopfer und hält bei Behörden und in Schulen Vorträge zur Aufklärung über Gleichberechtigung und Gewalt an Frauen. Vor uns auf dem Tisch liegen blaue Ansteckknöpfe für die Mitarbeiterinnen des Zentrums, auf denen steht: «Mit mir kann man über häusliche Gewalt sprechen.» Ardita Bala sagt: «Fast neunzig Prozent der Frauen, die wir bisher in einem unserer fünf Frauenhäuser untergebracht haben, gaben die wirtschaftliche Situation als Hauptpunkt für die Auseinandersetzungen und die Gewalt in der Familie an.» Wenn kein einziges Familienmitglied arbeite, sitze man den ganzen Tag herum und gehe sich auf die Nerven. «Gewalt an Frauen ist hier allerdings ein grosses Tabuthema», sagt Ardita Bala. Besonders schlimm sei die Situation, weil ein Grossteil der Frauen in Kosovo noch immer nicht glaube, dass auch sie Rechte haben.

Zum Beispiel das Recht auf Bildung, auf Arbeit und sogar das Recht auszugehen, ohne zuerst den Mann fragen zu müssen. «Die Frauen denken, es sei völlig in Ordnung, dass der Mann befiehlt und sie zu Hause bleiben. Er ist es, der ausgeht, der arbeitet und tun und lassen kann, was er will.» Kommt es zu Hause zur Eskalation und die Frau wird zum Opfer, wird sie im Normalfall sorgfältig darauf achten, dass nichts nach aussen dringt. Frauen die es wagten, eine Anzeige zu erstatten, müssten regelmässig mit Demütigungen rechnen: «Wenn eine Frau auf einen Polizeiposten geht und sagt, sie sei von ihrem Mann geschlagen worden, heisst es dort nicht selten: ‚Das ist Ihr Fehler, gehen Sie nach Hause, er ist ein guter Mann, ich

kenne ihn'.» Immerhin gibt es laut dem Chefermittler der Kosovopolizei, Besim Berisha, seit einiger Zeit auf allen 35 Polizeiposten der Provinz ein Team aus Frauen und Männern, das für Fälle häuslicher Gewalt zuständig ist. «Denn die Familie ist das Herz Kosovos und das müssen wir schützen», sagt Berisha.

Mädchen besonders gefährdet

Grosse Sorgen bereitet dem «Women's Wellness Center» die Gewalt an den sehr jungen Frauen. Ardita Bala erzählt von einem, wie sie sagt, repräsentativen Fall: Ein Cousin bietet einem jungen Mädchen aus einer sehr armen Familie eine Stelle in einer Caf bar an. Sie ist mehr als dankbar dafür und freut sich darauf, Geld für die Familie zu verdienen. In der Bar wird sie zur Prostitution gezwungen. Geld sieht sie nie. Als sie auch noch schwanger wird, sucht sie Schutz im Frauenzentrum.

Meist würden die Barbesitzer nicht zur Rechenschaft gezogen; tauche die Polizei auf, lege man eine legale Arbeitsbewilligung vor und damit sei die Sache meist erledigt. Junge Frauen gehörten in Kosovo – in einer der  rmsten Regionen Europas – zu den durch die wirtschaftliche Lage besonders gefährdeten Gruppen.

Hochburg für Frauenh ndler

Da Kosovo von der Uno verwaltet wird, halten sich im Lande rund 40 000 ausländische Beamte auf – Soldaten, Polizisten und administratives Personal. Ardita Bala bestätigt, was bereits in verschiedenen Studien angeprangert wird: Mit der Uno-Präsenz ist auch die sexuelle Ausbeutung gestiegen. Bala erzählt von einem Fall eines ausländischen Polizisten, der mehrere Mädchen zwischen acht und zwölf Jahren missbraucht hat.

Laut der Internationalen Organisation für Migration (IOM) ist Kosovo auch zu einem Umschlagplatz für den internationalen Frauenhandel geworden. Amnesty International fand heraus, dass 15 bis 20 Prozent der Mädchen, die in kosovarischen Bars arbeiten, unter 18 Jahre alt sind und häufig zu sexuellen Handlungen genötigt oder gezwungen werden.

Dringend gesucht: eine Zukunft

Neben wirtschaftlichen und althergebrachten kulturellen Faktoren hat auch die politisch äusserst schwierige Lage Kosovos einen negativen Einfluss auf das gesellschaftliche Klima. Armen Mustafa, Pädagoge und Bewährungshelfer, sagt zur Situation: «Die Menschen hier haben keine Sicherheit, sie wissen nicht, was ihnen die Zukunft bringen wird, und diese Ungewissheit ist schwer zu ertragen.»

Viele Kosovaren verfolgen mit verhaltenen Hoffnungen die laufenden Gespräche über den künftigen Rechtsstatus der Provinz. Bis zum 10. Dezember sollte der Uno-Generalsekretär den Abschlussbericht erhalten. Mirko Manzoni, Diplomat, der in der Hauptstadt Pristina die Schweizer Interessen vertritt, sagt: «Seit 2004 wurde den

Menschen hier etwa alle sechs Monate die Unabhängigkeit versprochen, und nichts ist passiert. Sie sind einfach müde und brauchen dringend endlich eine Perspektive.»

Spielend lernen

In einem riesigen Zelt in Pristina vergnügen sich einige Dutzend Kinder mit Spielen. Sie nehmen an einem Gewaltpr ventionsprogramm gegen Jugendkriminalität teil und lernen im Spiel Formen des Umgangs, die sie nicht kannten. Da sind zwei mit einem Seil Rücken an Rücken gefesselt; gemeinsam müssen sie Gegenstände vom Boden aufheben, ohne umzufallen und möglichst ohne sich gegenseitig wehzutun. In einer anderen Ecke der Zelturnhalle messen Seilzieher ihre Kräfte, und auch ein Fussballfeld fehlt nicht.

Neu ist, dass es hier am Ende nicht eine Gruppe von Gewinnern und eine mit Verlierern gibt. Die Verlierer werden in die Gewinnermannschaften integriert und ein neues Spiel beginnt. «Es geht um das Miteinander und darum, einander zu respektieren», sagt G zim Hasani vom Führungsteam des Programmes. «Indem wir nicht die Gewinnermannschaft in den Vordergrund stellen, versuchen wir den Jugendlichen beizubringen, dass die Stärkeren die Schwächeren unterstützen und sch tzen sollen.»

Ob die Kinder das selber auch so sehen? Auf die Frage, worum es bei diesem Seilziehen gehe, sagt ein etwa 11-jähriger Knabe wie aus der Pistole geschossen: «Ist doch klar, wir wollen wissen, wer stärker ist.» Lachen im Führungsteam, und sein Nachbar boxt ihn in die Seite und belehrt ihn: «Nein, nein, hier helfen die stärkeren Kinder den schwächeren.»

Spenden der Glückskette

Vor zehn Jahren sammelte die Glückskette, die humanitäre Solidaritäts- und Sammelplattform der Schweiz, 50,5 Millionen Franken für Kosovo.

Insgesamt wurden bis heute 87 Projekte unterstützt, und 45,29 Millionen Franken der Spenden sind ausgegeben worden. In der Anfangsphase flossen die Mittel zum grössten Teil in die akute Nothilfe, in den Wiederaufbau und die Reparatur von gegen 3000 durch den Krieg zerstörten Häusern.

Eine ganze Reihe von Projekten, die von der Glückskette finanziert werden, sind jedoch auf Langzeitwirkung angelegt. Dazu gehört ein Präventionsprogramm gegen Jugendkriminalität in der Hauptstadt Pristina (siehe Text oben). Betreut wird das Projekt von Terre des Hommes Lausanne. Zum Konzept gehören unter anderem Kurse und Informationen für Schulklassen und Behörden.

Ebenso auf Nachhaltigkeit ausgerichtet ist die Arbeit des «Women's Wellness Center» in Peja. Es ist ein Unternehmen des Christlichen Friedensdienstes, das wie jenes der Stiftung Terre des Hommes zu 80 Prozent von der Glückskette finanziert wird. Neben Frauenhäusern stehen dabei

Sensibilisierungskurse für Frauen, Schulen und die Polizei im Vordergrund. (pj)

Armenhaus Europas

Kosovo ist eine der ärmsten Regionen Europas und war bereits zur Zeit Jugoslawiens die strukturschwächste Region des gemeinsamen Staatenbundes. Gegenwärtig leben rund 37 Prozent der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze – das heisst mit einem Einkommen von weniger als Fr. 2.30 pro Tag und erwachsener Person. 15 Prozent leben unterhalb der Grenze extremer Armut mit weniger als Fr. 1.50 Einkommen pro Tag.

Das Bruttosozialeinkommen Kosovos lag 2005 bei rund 1600 Franken pro Kopf (Schweiz: 63 216 Franken pro Kopf im Jahre 2006). Die Arbeitsmarktsituation mit einer Arbeitslosenquote von gegenwärtig 43 Prozent – laut konservativen Schätzungen – gilt als katastrophal. Von der Arbeitslosigkeit besonders betroffen sind junge Menschen – Schätzungen liegen bei 75 Prozent.

Von den rund eine Million erwerbsfähigen Kosovaren gehen nur rund 334 000 Menschen einer regelmässigen Beschäftigung nach. Zudem betreibt ein Grossteil der arbeitenden Bevölkerung (144 800, das entspricht 42,8 Prozent) faktisch landwirtschaftliche Subsistenzwirtschaft und trägt somit nicht oder nur indirekt zum wirtschaftlichen Gesamtkreislauf bei.

(Quelle: Institut für Europäische Politik, Berlin, 2007)

Kosovo und die Schweiz

Seit 1998 hat die Schweiz (Seco, Deza, VBS, BFM) 280 Millionen Franken in Projekte in Kosovo investiert. Die derzeit jährlich 15 Millionen Franken, die vom Seco und der Deza getragen werden, sollen in Zukunft um 10 bis 20 % aufgestockt werden – je nach Entwicklung der politischen Lage.

Das Engagement der Schweiz findet schwergewichtig in drei Bereichen statt:

•

□ Bei der öffentlichen Infrastruktur, wo die Schweiz bei der Wasserversorgung heute die wichtigste Spenderin ist. Die Wasserversorgung ist prekär; ab etwa 22 Uhr wird das Wasser in der Regel abgestellt, Abwasserversorgung existiert keine; alles fliesst aufs Land, in Bäche und Flüsse. In Zukunft wollen das Seco und die Deza auch in die Abwasserbewirtschaftung investieren.

•

□ Bei Wirtschaft und Beschäftigung, wo arbeitsbegleitende Berufsbildungsprogramme zum Beispiel für Mechaniker und Büroangestellte finanziert werden.

•

□ Beim Staatsaufbau, wo im Moment zehn Gemeinden in ihrem Dezentralisierungsprozess unterstützt werden. Das Bundesamt für Migration (BFM) engagiert sich in der Mitfinanzierung eines Projektes zur Integration von Minderheiten wie Roma ins Alltagsleben und bei der Integration von Rückkehrern aus der Schweiz. (pj)

Seite 29

St.Galler Tagblatt Wissen

Ohrenbetäubender Ozean

Meerestiere leiden unter dem Lärm von Tankern, Frachtschiffen und militärischen Sonaren

Die «Welt der Stille» ist zum Lärminferno geworden. Militärische und seismische Sonare und der zunehmende Schiffsverkehr sind so laut geworden, dass Wale und andere Meeresbewohner daran sterben.

Peter Jaeggi

Eine akustische Unterwassersensation, die auch noch vierzehn Jahre danach staunen lässt: 1993 steigt der Bioakustiker Christopher Clark in den Kommandobunker des amerikanischen Unterwasser-Überwachungssystems Sosos (Sound Surveillance System). Herzstück der Anlage ist ein Netz von Unterwasser-Mikrophonen, das die US Navy während des Kalten Krieges im Atlantik installierte. Diese Hydrophone dienten zur akustischen Lokalisierung feindlicher U-Boote.

Im Bunker zeichnet Clark die extrem tiefen Laute eines Blauwals auf, der vor der Küste Neufundlands taucht. Dank des Hydrophonnetzes beweist der Bioakustiker, dass diese Walstimme auch noch mitten in der Karibik hörbar ist. Die Infraschall-Laute eines Blauwals reichen also bis 3500 Kilometer weit! Das entspricht der Distanz Zürich–Bagdad. Mit andern Worten: Das grösste Tier unseres Planeten kann seine Artgenossen in einem Gebiet erreichen, das unter akustisch günstigen Bedingungen mehrere hunderttausend Quadratkilometer gross ist.

Wale, Delphine und sehr viele andere Meeresbewohner sind auf akustische Kommunikation angewiesen. Sei es zur Orientierung, zur Futtersuche, sei es, um den Geschlechtspartner zu finden, oder zur sozialen Kommunikation.

Doch die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Meeressäuger noch «verstehen», wird in vielen Ozeangegenden immer geringer. Vor allem in Küstengewässern und entlang intensiv befahrener Schifffahrtswege herrscht ein ohrenbetäubender Unterwasserlärm. Was sich heute in der einst poetisch beschriebenen Welt der Stille abspielt, gleicht einem akustischen Horror. Militärische Sonare, Öl- und Gasexplorationen sowie der Handels- und Freizeitschiffsverkehr sind die hauptsächlichen Lärmerzeuger. Sie machen das Leben von Walen und andern Meeresbewohnern zur Hölle.

Militärische Sonare

«Vergleichbar ist der Lärm vielleicht mit dem Überschallknall eines Kampffjets direkt neben unseren Ohren.» So beschreibt der Deutsche Dieter Paulmann von «Noise Busters» die Lautstärke militärischer Sonare. «Es sind eigentliche

Schallkanonen zum Aufspüren von U-Booten und anderen Objekten», sagt der Darmstädter Lärmdetektiv Dieter Paulmann. Die Schallwellen werden reflektiert und geben Informationen über feindliche Objekte.

Früher kamen Passivsonare zum Einsatz. Man horchte die Meere mit hochempfindlichen Hydrophonen ab, wie sie Clark für seine Blauwal-Tonaufnahmen benutzte. Diese passive Technik, so sagen die Militärs, sei heute wegen der akustischen Meeresverschmutzung nutzlos.

Tanker, Frachtschiffe, Kreuzfahrtschiffe, Freizeitboote, Scooters... Der Lärm, den diese Meeresgefährte erzeugen, ist vielerorts flächendeckend und nahezu permanent. Die Schiffe werden immer schneller. «Und damit lauter», sagt Dieter Paulmann, «denn schnell drehende Propeller kavitieren, das bedeutet: an der Propellerspitze bildet sich eine Art Vakuum. Bei dessen Zusammenfallen entsteht ein ungeheurer Lärm, vergleichbar mit einem Düsenjäger, der die Schallmauer durchbricht.»

Zu den massivsten Lärmquellen gehören die sogenannten Airguns, seismische Hochenergie-Luftkanonen. Sie schießen alle paar Sekunden Signale mit einem Schalldruck von bis zu 260 Dezibel durchs Wasser in den Meeresboden. Die Airguns spüren im Erdinneren verborgene Öl- und Gaslager auf.

Zerstörte Hörorgane, innere Blutungen, Embolien, Lungenriss, Hörverlust, geschwächtes Immunsystem, zu wenig bis kein Nachwuchs mehr: Dies sind nur einige der Lärmschädigungen, die bei Walen nachgewiesen worden sind.

Verarmte Gesänge

Unter dem akustischen Unterwasserterror leiden nicht nur Meeressäuger. Man kann davon ausgehen, dass es fast alle Meeresbewohner trifft. Denn fast alle sind akustisch orientiert. Zum Beispiel die Riesentintenfische, die zu den geheimnisvollsten Kreaturen der Ozeane gehören. Man vermutet, dass sie im Schnitt drei bis fünf Meter lang werden und in Tiefen von bis zu 900 Metern leben. Im Golf von Biskaya, nördlich von Spanien, sind in den vergangenen Jahren acht tote Riesentintenfische gestrandet – alle im Zusammenhang mit seismischen Untersuchungen, nach dem Einsatz von Airguns.

Meeresschutzgebiete

Wie ist dem Lärmterror in den Ozeanen beizukommen? Dieter Paulmann plädiert für mehr Meeresschutzgebiete, wie sie etwa Greenpeace und die Whale and Dolphin Conservation Society (WDCS) verlangen. Weiter fordert Paulmann, dass die

Marinen vor ihren Sonareinsätzen die Manövergewässer passiv-akustisch nach Walen absuchen und sie nur einsetzen, wenn keine Meeressäuger hörbar sind. Ausserdem müssten die Handelsschiffe leiser werden.

Lindy Weilgart schliesslich ruft die Militärs auf, ihre Manöver nur noch in sogenannten Meereswüsten abzuhalten, in Gebieten also, in denen das Leben nicht sehr reichhaltig ist. Admiral Seymonds findet die Idee untauglich: «Wir müssen in küstennahen Gewässern üben können, dort, wo feindliche U-Boote zu einer Bedrohung werden können.»

www.oceancare.org (Schweizer Meeresschutzorganisation)

www.whales.ch (Wal-Gesellschaft)

Stichwort

Tote Wale

Die amerikanische Umwelt- und Friedensforschungs-Organisation Natural Resources Defense Council (NRDC) listet in ihrem Report über die akustische Meeresverschmutzung über 420 Wale auf, die seit den 60er-Jahren bei unnatürlichen Massenstrandungen ums Leben kamen. Alle diese Todesfälle traten stets dann auf, wenn es zuvor in der Nähe Einsätze von militärischen oder seismischen Sonaren gab.

Ein kleiner Auszug aus den NRDC-Protokollen:

Griechenland 1996: 12 tote Wale; Hawaii 2004: 200 tote Wale; Madeira 2005: 3 tote Wale;

Nord Carolina 2005: 34 tote Wale.

Bilder: pj/as

DIENSTAG-TIPPS

10.05 SWR 2 Leben

Die grossen Schiffe fressen die Kleinen
Wenn Bernard M'Drògoye vom Fischreichtum in seinem Heimatland Senegal vor gut 10 Jahren schwärmt, strahlt er. Heute fischen riesige internationale Schiffe, darunter auch Fischtrawler der EU, den westafrikanischen Atlantik leer, während Bernard M'Drògoye als einheimischer kleiner Fischer kaum mehr seine Familie ernähren kann.

19.05 Ö 1 Dimensionen

Wenn Tiere Menschen krank machen
Krankheiten, die sich von Tieren auf Menschen übertragen, sogenannte Zoonosen, nehmen zu. Am Beispiel der zentralafrikanischen Republik Tschad und seinen Nomadenstämmen dokumentiert Peter Jaeggi die vielfältigen Gründe: Armut, politische Hürden, Klimawandel, Globalisierung.

19.15 DLF Das Feature

Cannabusiness: Hollands Haschisch-Industrie



In den Niederlanden werden in den sogenannten Coffieshops (Bild) seit 1975 Marihuana und Haschisch in kleinen Mengen verkauft. Die Regierung duldet das Drogengeschäft, um die Cannabiskonsumenten von der harten Drogenszene zu trennen. Den europäischen Nachbarn ist dies ein Dorn im Auge, wie DLF zeigt.

20.03 DRS 3 Country Special



Das Duo Big & Rich entführt AC/DCs «You Shook Me All Night Long» in die Country-Honky-Tonks. Die Newcomerin Donna Hughes (Bild) kleidet Cyndi Laupers «Time After Time» in ein luftiges Country-Folk-Gewand. «Country Special» hilft, alte Songs in neuen Cover-Versionen frisch zu halten.

DRS

05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Yvonne Dünser
Programm wie Montag

09.00 DRS 1 am Vormittag
Mit Bea Schenk

09.08 Gratulationen

09.30 Memo

09.45 Schauplatz Schweiz

10.03 Treffpunkt
Mit Simone Hulliger

11.10 Ratgeber

11.40 Mailbox

11.50 Veranstaltungs-Tipps

12.03 Regionaljournal

12.22 Wetter

12.30 Rendez-vous

13.00 Tagesgespräch

13.20 DRS 1 am Nachmittag
Mit Mike LaMarr

13.40 Zeit isch Gäid

14.05 Siesta
Der Zirkus Starlight
Wo, wenn nicht im Zirkus, ist es notwendig, dass man sich richtig versteht? Von der präzisen Kommunikation hängt es ab, ob die durch die Luft wirbelnde Artistin von ihrer Partnerin im richtigen Augenblick aufgefangen wird. Der Zirkus Starlight wird dieses Jahr zwanzig Jahre alt und ist jung geblieben. Junge Künstler aus rund zehn Ländern, die ebenso viele Sprachen sprechen, leben und arbeiten zusammen. Anne Baecher von Radio Suisse Romande und Martin Heule von Schweizer Radio DRS haben die Artisten beim Aufbau des Zirkuszelts besucht.

15.10 Schauplatz Schweiz

15.20 Wuko

15.45 AllerWeltsGeschichte
Heute aktuell

16.10 Schauplatz Schweiz

16.40 Kultur-Tipp

16.50 Wetter

17.08 Sport

17.20 Veranstaltungs-Tipps

17.30 Regionaljournal

18.00 Echo der Zeit

18.45 Sport

19.03 Filrabbigmusig
Alphorn in concert

Live-Aufnahmen vom

Konzert unter dem Motto

«Am Puls der Zeit» vom

15. September im Bien-

ken-Saal Oensingen

Redaktion: Sami Studer

19.30 SiggSaggSugg
KinderreporterInnen

live auf Sendung

20.03 Doppelpunkt
Noch immer gefangen auf Robben Island
20 Jahre lang war Patrick M. auf Robben Island als Mitgefangener von Nelson Mandela inhaftiert, nur wenige Zellen von diesem entfernt. Doch auch heute noch, in dem von der Apartheid befreiten Südafrika, ist er ein Gefangener auf der einstigen Gefangeneninsel. Denn ohne Familie und ohne Unterstützung aus dem Millionenfonds zur Wiedereingliederung der

Ex-Apartheid-Häftlinge bleibt ihm nichts anderes übrig, als seine Tage weiterhin im Gefängniskomplex von Robben Island zu verbringen – als Touristenführer.
(Z: Mi 19.09. 15.00 DRS 2)

21.03 Swissmade
Musig us de Schwiz
Mit Roland Lüthi und Bea Schenk

22.06 Sport

22.08 Rock Classics
Mit Karin Müller
Redaktion: Ralph Wicki

00.05 Nachtclub

DRS 2

05.30 Mattinata
J. Haydn: Ouvertüre zu «La fedelta premiata»
Hob. XXVIII/10 » Rameau: Suite in A: Allemande »
Piacentino: Flötenkonzert G-Dur

06.00 Nachrichten

06.05 Mattinata
Vanhal: Sinfonie g-Moll »
Beethoven: Streichquintett C-Dur op. 29: 1. Satz

06.30 Heute Morgen
R. Keiser: Sinfonia zu «Le ridicule Prince Jodelet» »
M. Praetorius: Terpsichore: Ballett und Bourée »
Vivaldi: Konzert für 4 Violinen, Streicher und Basso cont. h-Moll RV 580

07.00 Zeilensprünge
Dvorak: Aus Legenden op. 59: Nr. 1 d-Moll, Allegretto »
Mendelssohn-Hensel: Allegro molto vivace ma con sentimento, Charakterstück für Klavier Es-Dur »
Grieg: Peer-Gynt-Suite Nr. 1 op. 46

07.30 Heute Morgen
Platti: Violoncellokonzert C-Dur »
Gasparini: Aria «E più dolce» »
Locatelli: Introduzione teatrale F-Dur op. 4/2

08.00 100 Sekunden Wissen
Krommer: Bläseroktett F-Dur op. 57: 1. Satz »
W.A. Mozart: Klavierkonzert C-Dur KV 467: 2. Satz

08.15 Zeilensprünge (Z)
Boccherini: Gitarrenquintett Nr. 2 E-Dur: 3. Satz »
Bizet: Sinfonie C-Dur: 4. Satz »
Fauré: Fantaisie op. 79: Allegro »
Boellmann: Zwei Stücke für Violoncello und Klavier »
Hummel: Thema und Variationen F-Dur op. 79

09.00 Kontext
Terrorismus und die soziale Frage (2/2)
Marokko

Wie kommt es, dass in Marokko, einem relativ stabilen Land mit einer relativ gut funktionierenden Demokratie, Terrorismus entsteht? «Armut», sagen die einen, «ist dafür verantwortlich». Andere halten die Ideologie gemässigter islamitischer Parteien für ausschlaggebend, wieder andere machen eine Wertekrise der Staaten im Maghreb aus. Tatsache aber ist: In Marokko entstehen al-Kaida-Zellen, und die Politik ist ratlos.
(Z: heute 18.30 DRS 2)

09.35 DRS 2 à la carte
10.00 Thema der Woche
«Menschliche Schönheit»

11.00 Reflexe
(Z: heute 22.05 DRS 2)

11.35 DRS 2 à la carte

12.03 DRS2aktuell

12.30 Rendez-vous

13.00 Klassiktelefon

13.45 Concerto
Schoeck: Violinsonate D-Dur op. 16 »
Ysaÿe: Sonate für Violine solo op. 27/4 »
Boccherini: Streichquintett E-Dur op. 11/5 »
Schoeck: Violinsonate D-Dur WoO 22 (Simone Zraggen, Violine; Ulrich Koella, Klavier; Schubert-Quintett)

15.00 Input – Focus (Z)

16.00 Grosse Interpretationen
Der Pianist Claudio Arrau
17.00 DRS2aktuell

17.30 Apéro
Chihiro Yamanaka
«Lach doch mal»
Wie eine junge, in New York lebende Japanerin, auf den Plattentitel «Lach doch mal» kommt, entzieht sich unserer Kenntnis. Dass sie zu lachen hat, ist allerdings einsichtig: Mit Musikern wie Larry Grenadier und Jeff Ballard aufnehmen zu können, passiert nicht jeder jungen Pianistin. Und wir, die wir das Resultat zu hören bekommen, nehmen die Aufforderung gem auf.

18.30 Kontext (Z)
19.00 Echo der Zeit
19.45 Klangfenster
20.00 Jazz Collection
Red Mitchell
Mit Herbie Kopf
Redaktion: Peter Bürlü
(Z: Sa 22.09. 23.00 DRS 2)

21.00 Jazz aktuell
Red.: Jürg Sothothurmann
22.05 Reflexe (Z)

22.35 im Konzertsaal
Paul O'Dette, Laute
Werke von Molinaro, Dalia Gostena, Barbeta und Terzi

00.05 Notturmo
Siehe Swiss Classic

DRS 3

05.03 Der Morgen
Mit Sven Epiney
12.00 Info 3
13.00 Der Nachmittag
Mit Nik Hartmann
14.40 50 Meisterwerke
Nirvana «Nevermind»
17.00 Info 3
17.15 Der Vorabend
Mit Marietta Tomaschett
19.20 50 Meisterwerke
Nirvana «Nevermind»

20.03 Country Special
Das Spiel mit den Cover-Versionen
Mit Christoph Schwegler
Siehe Dienstag-Tipps

22.03 Sounds
Mit Matthias Erb
00.05 DRS3 Nachtprogramm
E: Erstsendung, Z: Zweit-
sendung, W: Wiederholung

Seite 23

kultur tipp

Wie der Lärm im Ozean die Wale tötet

Erdölfirmer schießen mit Schallkanonen unvorstellbar laut in den Meeresgrund, um neue Vorkommen zu finden. Seestreitkräfte spüren mit ohrenbetäubenden Sonaren feindliche U-Boote auf. Dazu kommen die weltweit über 90 000 Handelsschiffe: Ihre Propeller und Motoren verursachen einen derartigen Lärm, dass sie unter Wasser lange vor der Ankunft hörbar sind. Die einst so poetisch beschriebene Welt der Stille unter Wasser ist zur Lärmhölle geworden. Peter Jaeggi berichtet in dieser Sendung, wie Wale und Delfine vertrieben, von Schallwellen getötet, verletzt und behindert werden. Die akustische Meeresverschmutzung ist zu einer existenziellen Bedrohung für alle Meerestiere geworden. Zu Wort kommen prominente Meeresbiologinnen und -biologen sowie der verantwortliche Admiral der US Navy. Dazu sind eindrucksvolle Originalaufnahmen der wichtigsten Lärmquellen zu hören. (red)

Doppelpunkt

DRS 1, Do, 31. 5., 20.03 Uhr

AUSGEHTIPPS AUF DER AGENDA, SEITE 27-29

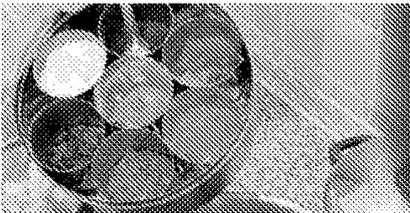
DONNERSTAG-TIPPS

08.30 SWR 2 Wissen

Söldner des Turbo-Kapitalismus?

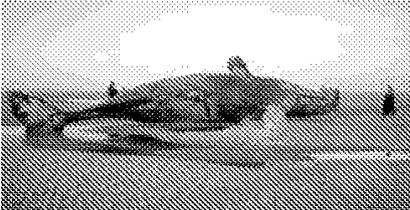
Manager sollen die Rendite-Erwartungen der Kapitaleigner erfüllen und geben den Druck an die Belegschaften weiter. Selbst in Zeiten voller Firmenkassen müssen Angestellte Lohnkürzungen hinnehmen. Doch auch Bosse verlieren schneller denn je ihre Stellung. Überblicken sie die gesellschaftlichen Folgen ihres Tuns?

14.05 DRS 1 Siesta: Plato Mondial



Kardamom, Koriander und Kurkuma – die indische Küche lebt von intensiven Gewürzen. Sebi Singh philosophiert über Currymischungen und zaubert ein traditionelles, nordindisches Essen auf den Tisch: Aloo Ghobi mit Dal, Rajita und Chappati. Sebi Singh erzählt, wie er vor 17 Jahren auf seinem Weg von Delhi nach Kanada in Solothurn gestrandet ist.

20.03 DRS 1 Doppelpunkt



Die akustische Meeresverschmutzung ist zur existenziellen Bedrohung für Tiere geworden: Durch Erdölfürten mit Schallkanonen, See-streitkräfte und Handelsschiffe. Peter Jaeggi berichtet, wie Wale und Delfine vertrieben, getötet und behindert werden. Zu hören sind Meeresbiologen sowie der verantwortliche Admiral der US Navy, zudem sind eindrückliche Originalaufnahmen von wichtigen Lärmquellen zu hören. (Z: Fr. 1.6., 15.00 DRS 2)

23.05 Ö 1 Zeit-Ton

Vom Zusammenklingen der Kulturen

Bei der Schweizer Internetplattform Norient treffen sich Musikjournalistinnen und Musikjournalisten aus den unterschiedlichsten Winkeln der Welt, um über neue musikalische Trends und deren gesellschaftliche Hintergründe zu berichten.

DRS

05.00 DRS 1 am Morgen
Mit Thomy Scherrer
Programm wie Dienstag

09.00 DRS 1 am Vormittag
Mit Bernhard Siegmann

09.08 Gratulationen

09.30 Memo-Treff

09.45 Schauplatz Schweiz

10.03 Treffpunkt
«Em Piro! sy Letscht»
Abschied vom Führhund
Mit Dani Fohrer

11.10 Ratgeber

11.40 Mailbox

11.50 Veranstaltungs-Tipps

12.03 Regionaljournal

12.22 Wetter

12.30 Rendez-vous

13.00 Tagesgespräch

13.20 DRS 1 am Nachmittag

Mit Ladina Spiess

13.40 Zitt isch Gäid

14.05 Siesta

Indische Küche

Siehe Donnerstag-Tipps

15.10 Schauplatz Schweiz

15.20 Wuko

15.45 AllerWeltsGeschichte
Heute aktuell

16.10 Schauplatz Schweiz

16.40 Kultur-Tipp

16.50 Wetter

17.08 Sport

17.20 Veranstaltungs-Tipps

17.30 Regionaljournal

18.00 Echo der Zeit

18.45 Sport

19.03 Firrabigmusig

Europäisches Jugendchor

Festival Basel 2007

Live-Mitschnitte

der Konzerte vom

16. bis 20. Mai (2)

Red.: Christoph Cajöri

19.30 SiggSaggSugg

Karibu Katoto (4/4)

20.03 Doppelpunkt

Lärnhölle Ozean

Wie die akustische Meeres-

verschmutzung Wale tötet

Redaktion: Peter Jaeggi

(Z: Fr 01.06. 15.00 DRS 2)

Siehe Donnerstag-Tipps

21.03 Schnabelweid

Schnabelweid-

Magazin Mai 2007

22.06 Sport

22.08 Movie Classics

Mit Bea Schenk

Redaktion: Roland Lüthi

00.05 Nachtclub

DRS 2

05.30 Mattinata

Weiss: Lautensuite G-Dur:

Prelude und Bourée ◊ Te-

lemann: Orchestersuite g-

Moll: 4 Sätze ◊ M. Haydn:

Flötenkonzert D-Dur

06.00 Nachrichten

06.05 Mattinata

Dvorak: Klavierquintett

A-Dur op. 81: Furiant ◊

Rossini: Semiramide. Ou-

verture ◊ Saint-Saëns:

Havanaise für Violine und

Orchester op. 83

06.30 Heute Morgen

D. Scarlatti: Sonate d-

Moll K 9 ◊ Avison: Con-

certo Nr. 3 d-Moll ◊ Al-

brechtsberger: Harfen-

konzert C-Dur: 3. Satz

07.00 Zeilensprünge

Cambini: Bläserquintett

Nr. 3 F-Dur: 2. Satz ◊ W.A.

Mozart: Sinfonie Nr. 31

D-Dur KV 297 ◊ Satie:

Je te veux

07.30 Heute Morgen

C.Ph.E. Bach: Sinfonie

C-Dur Wq 174 ◊ Dow-

land: Frogg Galliard ◊

Purcell: Sonate D-Dur für

Trompete und Streicher

08.00 100 Sekunden Wissen

Beethoven: Violinsonate

A-Dur op. 30/1: Allegro ◊

Schubert: Sinfonie Nr. 1

D-Dur D 82: 3. Satz

08.15 Zeilensprünge (Z)

Quantz: Flötenkonzert

A-Dur ◊ Chopin: Polonai-

se brillante C-Dur op. 3 ◊

Brahms: Violinkonzert

D-Dur op. 77: 2. Satz ◊ J.

Haydn: Sinfonie Nr. 98

B-Dur: 4. Satz

09.00 Kontext

Das Sachbuchtrio

Die berühmten Tellerwä-

schkerkarrieren gibt es nun

auch im Einwanderungsland

Schweiz. Der Ökonom Mar-

kus Schneider hat diese Ent-

wicklung in seinem Buch

«Klassenwechsel» beschrie-

ben. – Unter dem Titel «Er-

innerungen eines Davongee-

kommenen» berichtet Ralph

Giordano von einem Zeitalter

der ewigen Verwundungen.

Und wie immer gibt es einen

Buchvorschlag aus dem Be-

reich der Psychologie.

(Z: heute 18.30 DRS 2)

09.35 DRS 2 à la carte

10.00 100 Sekunden

Wissen (Z)

11.00 Reflexe

Warum wird aus Kriegs-

fotografie Kunst?

Die traditionelle Kriegsfoto-

grafie dokumentierte Krieg,

informierte und rüttelte auf,

bevor sie durch das schnelle

Fernsehbild ersetzt wurde.

Heute erlebt die Kriegsfoto-

grafie ein Revival im Kunst-

kontext. Ein Gespräch mit

den Künstlern Goran Galic

und Gian-Reto Gredig über

ihre Ausstellung «Photogra-

phers in Conflict» im Kunst-

haus Glarus.

(Z: heute 22.05 DRS 2)

11.35 DRS 2 à la carte

12.03 DRS2aktuell

12.30 Rendez-vous

13.00 Klassiktelefon

13.45 Concerto

J. Haydn: Streichquartett

F-Dur op. 50/5 ◊ Schos-

takowitsch: Klavierquin-

tett g-Moll op. 57 ◊ J.

Haydn: Streichquartett

fis-Moll op. 50/4

(Amati-Quartett, Bruno

Canino, Klavier)

15.00 Perspektiven (Z)

Das Katharinawerk

16.00 Stimmen

Vogelstimmen

17.00 DRS2aktuell

17.30 Apéro

Michael Boublé

«Call Me Irresponsible»

Der kanadische Crooner Mi-

chael Boublé ist momentan

wohl der einzige Jazzer, der

es in die Schweizer Album-

charts geschafft hat. Sein ak-

tuelles Album «Call Me Ir-

responsible» ist ein raffinierter

Mix von Pop-Appeal und

Jazz-Standards. Und im Kreis

der Arrangeure, die für Bublé

die Bläsercharts schreiben,

befindet sich immerhin eine

Jazzkone wie Bill Holman.

18.30 Kontext (Z)

19.00 Echo der Zeit

19.45 Klangfenster

20.00 Im Konzertsaal

Hommage à Armin Jordan

(1932-2006)

J. Haydn: Sinfonie Nr. 22.

«Der Philosoph» ◊ Brahms:

Variationen über ein The-

ma von Haydn op. 56a:

Violinkonzert D-Dur (Julian

Rachlin, Orchester

de la Suisse Romande,

Leitung: Yakov Kreizberg)

22.05 Reflexe (Z)

22.35 CH-Musik

Luftserenaden

Zürcher Bläserquintett

Veress: Diptych ◊ Holli-

ger: H für Bläserquintett ◊

Ligeti: Zehn Stücke für

Bläserquintett ◊ Moser:

Kleine Differenzen über ei-

nen Grund / 11 Varia-

tionen für Bläserquintett ◊

Wyttenbach: Serenade in

Luftschlüssern

00.05 Notturmo

Siehe Swiss Classic

05.03 Der Morgen

Mit Mona Vetsch

12.00 Info 3

13.00 Der Nachmittag

Mit Nik Hartmann

14.40 50 Meisterwerke

De La Soul mit «3 Feet

High and Rising»

17.00 Info 3

17.15 Der Vorabend

Mit Michael Zezzi

19.20 50 Meisterwerke

De La Soul mit «3 Feet

High and Rising»

20.03 World Music Special

Mit Peter Walt

22.03 Sounds

Mit Simon Steuri

00.05 DRS3 Nachtprogramm

DRS-Nachrichten

DRS 1: Zur vollen Stunde ausser 13.00,

außer 05.30, 06.30, 07.30, 12.30

DRS Musikwähler: Zur vollen Stunde

ausser 13.00 (sonntags ausser 10.00,

13.00), zudem 05.30, 12.30

DRS 2 Mo-Fr: 06.30, 06.00, 06.30,

07.30, 09.00, 10.00, 11.00, 12.30,

15.00, 16.00, 17.00, 18.00, 19.00,

22.00, 24.00; Samstag 06.00, 06.30,

07.30, 09.00, 10.00, 11.00, 12.30,

14.00, 16.00, 17.00, 19.00, 24.00;

Sonntag 06.00, 07.00, 08.00, 10.00,

11.00, 12.30, 16.00, 17.00, 18.00,

19.00, 23.00, 24.00

DRS 3: Zur vollen Stunde

E: Erstsendung; Z: Zweit-

sendung; W: Wiederholung